3.80

THEODOR DEVARANNE

CHRISTUS AN TORII UND PAGODE

EINE HANDREICHUNG
FÜR DIE MISSION DAHEIM

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA
1931

Printed in Germany
Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Vorwort

Für *Verächter der Mission*, auch gerade unter den Gebildeten unserer Tage, ist dies Buch geschrieben, natürlich nur solchen, denen der Sinn für den Christusgeist und seine Wirkungen an Menschenseelen in aller Welt noch nicht abhanden gekommen und denen das Organ für religiöse Dinge nicht verkümmert ist. In theoretischen Erwägungen und praktischen Darbietungen mit viel dokumentarischem Material wird die Außenmission nach Motiven und Erfolgen dargelegt und gegen wohlverständliche und naheliegende Zweifel und Gegengründe unserer Zeit in Schutz genommen.

Ferner ist das Buch für den *Pfarrer- und Lehrerstand* gedacht, als eine Station zum Mutmachen, sich Erwachsenen und Jugendlichen gegenüber zu dieser Missionsarbeit und ihrer Mitarbeit zu bekennen, für sie zu werben, Mitarbeiter zu gewinnen und sie zu verteidigen. Vielleicht trägt es auch ein wenig dazu bei, die Herzen hier und da warm und damit beredt zu machen für die Sache — pectus est quod disertum facit —, denn nur wenn es von Herzen geht, wird für dies dem modernen Menschen so fernliegende und unbeliebte Werk geworben!

Vor allem aber ist dies Buch als praktische Handreichung gedacht für die *Freunde und Mitarbeiter der Ostasien-Mission*. Es will eine Fundgrube sein zur Widerlegung von Anklagen und Ablehnung der Mission im allgemeinen, sodann ein Materialbuch für Vorträge, für den Unterricht in Haus, Schule und Jugendlehre, für Predigt und Kindergottesdienst, für die weltliche und kirchliche Presse, zur Behandlung in Arbeitsgemeinschaften von Schülern, Studenten und Frauengruppen. Von Kanzel und Katheder herab oder in stiller Privatlektüre will es neue Freunde werben für die Ostasien-Mission, aus deren Gebieten Japan und China das Material fast ausschließlich entnommen ist. Somit ist es eine Art Fortsetzung von Professor Wittes Buch: Aus dem Missionsleben draußen für die Arbeit daheim (Huttenverlag, Berlin 1920) und berücksichtigt besonders das Jahrzehnt 1920—1930.

Wenn dabei Japan wesentlich ausführlicher behandelt ist als China, so liegt das daran, daß die Ostasien-Mission die einzige deutsch-evangelische Mission ist, die über Jahrzehnte, nun seit 45 Jahren, dort arbeitet und darum, gerade auch durch ihren akademischen Charakter, Maßgebliches über dortige Erfahrungen und Erfolge zu sagen hat. Es kommt ferner hinzu, daß Christentum und Kirche in Japan eine gewisse Reife und Selbständigkeit erreicht haben, die eine ausführlichere Behandlung rechtfertigen. — In China sind heute die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die religiösen und moralischen Zustände so im Fluß und so ungeklärt, die Stellung der längst noch nicht allherrschenden Nankingregierung zum Christentum so zwiespältig, daß man Definitives noch nicht sagen kann. Außerdem arbeiten in China eine stattliche Anzahl anderer deutscher Missionsgesellschaften, die ihrerseits ein großes Material vorgelegt haben. Endlich machen Christentum und Kirche in China einen unbeholfeneren, unreiferen Eindruck als in Japan. Daher das Zurücktreten Chinas hinter Japan in diesem Buch.

Endlich will dieses Buch ein gewisses Umlernen fördern, das sich im Gebiet der Außenmission allmählich angebahnt hat und das von einer gesunden Entwicklung in der Mission, von einer inneren Wachstumskraft auf Kosten äußerer Einschätzungen zeugt.

1. Mission ist freilich nie reiner Selbstzweck gewesen, aber sie war praktisch doch oft genug in Herrscherstellung und Bevormundung eingerückt. Um so mehr betont sie jetzt, daß sie nur Mittel zum Zweck sei, eine Vermittlerin des Christusheiles und Pflanzerin neuchristlicher Gemeinden und Volkskirchen. Als solche wird sie sich immer mehr bewußt, bescheiden zurückstehen zu müssen, wenn jene wachsen; nur noch Freund, Kamerad und Berater jener Neuchristen zu sein und ihnen im gegebenen Augenblick in freilassender Liebe zur Mündigkeit zu verhelfen, dazu ist sie immer mehr und mehr bereit.

2. Darum müssen wir Sendenden den Heiligenschein ablegen, als wenn wir abendländische Christen den Asiaten und Afrikanern in sichtbarer Frömmigkeit und Moral etwa so überlegen seien wie in Wissenschaft und Technik. Ihnen haben wir vielmehr auf diesem unserem Gebiet nur unsere einzige Botschaft zu bieten: Tat Gottes in Christus, die wir selber ja in uns paß-

rechten, aber doch oft recht schwachen und unzulänglichen Gefäßen und Formen gestaltet haben, von denen wir bei der Überlieferung an jene doch ja absehen wollen!

3. Darum sollten weiteste Kreise der Heimat immer mehr dazu erzogen werden, Wert und Erfolg der Mission nicht zu beurteilen nach Zahl und Statistik der geschaffenen Kopien und „Bekehrten", sondern vielmehr nach den neuentstandenen, oft andersartigen christlichen Einzeltypen, nach dem sich oft in ganz anderen Formen abspielenden Kirchen- und Gemeindeleben und nach dem allgemeinen Einfluß des Christentums auf das dortige Volksleben und die Regierung jener Völker.

Hier bieten sich dann auch miterlebbare, zeitgenössische Ausweise der inneren Lebenskraft unversiegter Art des Evangeliums, die man nicht mehr bloß im Urchristentum oder in den Hochzeiten der Kirchengeschichte zu suchen braucht, deren Quelle vielmehr heute noch unter uns fließt, wenn auch vielleicht reicher in der Ferne auf jungfräulichem Boden als auf dem Brachland der alten Christenländer. Aber auch das stärkt dann wieder und rüstet aus gegen Pessimismus, Lauheit, Kleinmut und Lähmung daheim!

Neujahr 1931.

Th. Devaranne

Inhalt

Erstes Kapitel

Die Verteidigung der Mission

A. Verteidigung gegen Einwände. Eine Apologie

1. Die Heimatsnot verbietet Außenmission!

1. Die Heimatsnot ist da, wird vielleicht noch wachsen, aber die äußere und innere Not der fernen Völker ist auch da, ist vielleicht noch größer als in unserer Heimat, wie heute zweifellos in China und Indien. Darum sollte man das eine tun und das andere nicht lassen: für die Heimat sammeln, aber auch für die Mission! Einmal im Jahre von den 60 Sonn- und Festtagen eine Missionspredigt, Missionskollekte und Veranstaltung zu diesem Zweck anzusetzen, ist gewiß nicht zu viel erbeten! Alle anderen Gelegenheiten stehen für unmittelbare Heimatszwecke zur Verfügung. Jesus deckte ja auch die angeblich verschwendete Narde der Sünderin gegen die Angriffe der Jünger: Sie hat ein gut Werk getan! Arme habt ihr allezeit bei euch!

2. Die Mission sammelt zunächst nicht für die Japaner, Chinesen, Inder und Afrikaner, sondern unmittelbar für die Sendboten der Heimat und des eigenen Volkstums, für unsere Missionspfarrer, Ärzte, Lehrer, Schwestern und Gehilfen, und nur in den Fällen, wo die neuen Kirchen und Gemeinden drüben noch nicht leistungsfähig genug sind, besoldet die Heimatsgesellschaft eingeborene Angestellte. Gerade die Ostasien-Mission hat von Beginn an gefordert, drüben eigene, bodenständige und selbständige Gemeinden entstehen zu lassen, die von innerer wie äußerer Bevormundung frei sind.

3. Die Ostasien-Mission pastoriert alle evangelischen Deutschen und Schweizer in ganz Japan und in der Provinz Schantung (Tsingtau, Tsinanfu), hilft ihnen Kirchen, Kapellen und Schulen errichten, erhalten und bedienen; tut also das, was der Deutsch-Evangelische Kirchenbund, der Evangelische Bund und der Gustav Adolf-Verein auch betreiben, bloß er geht noch darüber hinaus, tut Gutes an jedermann, nicht bloß vornehmlich an des Glaubens Genossen, zu denen ja die Neuchristen drüben auch gehören, sondern er gewinnt neue Glaubensgenossen dazu, was jene Verbände ja auch letzten Endes erstreben.

4. Arme Gemeinden in Österreich, Böhmen oder Siebenbürgen, oft so klein an Zahl, aber in der Diaspora oder mitten im fremden Volkstum sich des Wertes ihrer Gemeinschaft doppelt bewußt, bringen Opfer für die Mission, auch für die unsere. In Siebenbürgen, wo sie den entscheidenden Existenzkampf ausfechten, geben

sie noch Missionsopfer, obwohl sie 300—400 Prozent Kirchensteuer von ihrer rumänischen Staatssteuer zahlen, um sich Kirche, Schule und damit Sprache und Deutschtum zu erhalten!

5. Im Deutschen sagt man wohl: das Hemd ist mir näher als der Rock! Wenn wir aber zwischen Hemd und Rock zu wählen hätten, so würden wir vielleicht doch den Rock vorziehen und ihn praktischer und anständiger finden! — Der Angelsachse sagt: charity begins at home! (Wohltun beginnt zu Hause!) Gewiß, aber es darf doch nicht an den Landesgrenzen überhaupt sein Ende finden, sonst hätte ja Jesus umsonst allen Samaritern geholfen! Es ist auch beachtenswert, daß gerade bei diesem Grundsatz die Angelsachsen die größte Missionstätigkeit entfaltet haben, denn sieben Achtel aller Missionseinnahmen von evangelischer Seite kamen 1927 von den Angelsachsen (England und Amerika), und nur ein Achtel aus dem Kontinent! Und dabei ist doch nicht alle angelsächsische Mission nur nationale Kulturpropaganda!

6. Die Abberufung aller deutschen Missionsarbeiter, 1300 an der Zahl, würde die Zahl der Arbeitsuchenden in der Heimat erhöhen, wenn auch manche im heimatlichen Kirchen- und Missionsdienst Verwendung finden könnten; aber damit wäre der letzte geistliche Einfluß der Mutterländer der Reformation in aller Welt aufgehoben und der Platz für die Angelsachsen oder gar Rom ganz allein frei!

7. Aufhören und Abbauen jeder Außenmission würde die Auseinandersetzung zwischen Christentum und den nichtchristlichen Religionen nicht aufheben, sie aber denkbar ungünstig gestalten. Zur Auseinandersetzung mit Christus kommen jene Völker schon durch Eindringen von Kultur, Wissenschaft, Literatur und Philosophie vom Abendland her, das sie ihnen einfach aufzwingt; wenn sie nun dabei in der Darstellung von Christentum, von Bibel und christlichem Leben nur auf den westlichen Laien, den durchschnittlichen Kaufmann, Techniker, Gelehrten oder gar Weltenbummler allein angewiesen wären, so wäre das Christentum vor argen Verzerrungen kaum bewahrt. Jene dürfen beanspruchen, daß man ihnen offizielle Vertreter der westlichen Religion sende im beiderseitigen Interesse.

8. Nicht jeder glaubt so recht an die Not in der Heimat, wenn er folgendes erlebt:

Deutschland gab für Tabak und Alkohol anno 1926 4500 Millionen Mark aus, für die evangelische Mission gerade den tausendsten Teil, nämlich 4,5 Millionen Mark.

Am 26. Februar 1927 sollte ich in einer kleinen, aber sehr bekannten Stadt am Rhein reden, mußte aber des Faschings wegen verzichten; am nächsten Tage meldete ein Lokalblatt, es seien an jenem Tage 16 Maskenbälle gewesen mit einem Umsatz von mindestens 20000 Mark!

Im Jahre 1928 fielen in Deutschland auf den Kopf der Bevölkerung fast 25 Mark für Nikotin- und Alkoholwaren, für Kino und kosmetische Mittel der Frauenwelt, aber nur 15 Pfennig für die Mission der Evangelischen!

Anno 1929 brachte der katholische Teil des deutschen Volkes, etwa ein Drittel seiner Gesamtheit ausmachend, für ihre Mission etwas über 10 Millionen Mark auf, der doppelt so große evangelische Teil nur 5,7 Millionen. Nun sage niemand, das sei katholische Werkgerechtigkeit, sondern mache sich klar: wo die Tiefe des Glaubens sitzt, da müßten doch auch die Gaben und Opfer die größeren sein!

2. Nur der Inneren Mission helfen!

Anklagen: Äußere und innere Kriegsverluste und materielle und moralische Inflation drängen ausschließlich zur Inneren Mission. — Man soll den Kindern nicht das Brot nehmen und es den Hunden geben! — Ein evangelisches Krankenhaus in der Heimat errichten ist wichtiger als ein Missionshospital in Asien erhalten!

Verteidigung:

1. Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter und in der Hilfe am kananäischen Weibe stieg Jesus von der nationalen Schranke zur Liebe an allen Menschen empor, entschränkte sich von der Inneren zur Äußeren Mission.

2. Unser der Christen Tisch ist noch reich genug gedeckt mit dem Reichtum Seiner Gnade und Herrlichkeit, daß noch genug der Brosamen übrig bleiben für Andersgläubige in aller Welt; und wenn wir noch so wenig von diesem Reichtum genossen und uns einverleibt haben, so haben wir einen überquellenden Besitz im christlichen Heil, das Ideal, den jene eben nicht haben! Der unausforschliche Reichtum Christi nimmt nicht ab, wenn wir abgeben, vielmehr bereichert uns das Abgeben und Mitteilen (Epheser 2, 7; 3, 8, 16).

3. Wir können nicht Christen sein, wenn wir uns auf uns selbst und unser Volk beschränken; das „Unser Vater" verwehrt es uns!

4. Die Kirchengeschichte zeigt denn auch, wie Innere und Äußere Mission Zwillingsschwestern sind: Führer der Inneren Mission wie A. H. Francke und Bodelschwingh lösen zugleich auch eine starke Bewegung der Äußeren Mission aus (Mission der Brüdergemeinde, Bethelmission) und bekennen damit, daß es bei der Inneren allein nicht bleiben kann, die in nationaler oder konfessioneller Begrenztheit stehen bleibt, sondern daß der Fortschritt vom Volksdienst zum Weltdienst nicht bloß tragbar, sondern auch notwendig, weil bereichernd ist.

5. Dieses zeitliche und räumliche Nebeneinander der beiden hat sich in neuester Zeit immer mehr bewährt, wo man sich

in den Methoden befruchtet hat, oft in Personalaustausch getreten ist und in voller Einheitsfront gegen die Verweltlichung in allen Erdteilen steht, die eine draußen, die andere drinnen in der Heimat.

6. Daß der heimische Kaufmann, Techniker, Gelehrte und Künstler ins ferne Ausland geht oder gar dorthin berufen wird, dagegen hat man meistens nichts, fühlt sich gehoben, weil er des Heimatlandes Ruhm und Leistungen propagiert; leistet nicht der heimatliche Missionar mindestens ebensoviel, wenn er nebenbei auch auf Wunsch und Anforderung drüben die Sprache und damit die letzten und höchsten geistigen und geistlichen Güter seines Heimatlandes bekannt macht?

7. Wir Deutschredenden sind ja auch erst durch die Mission von seiten fremder Völker einst aus rohen Barbaren zu Christen geworden.

8. Erst die Außenmission erhebt das Christentum zur Weltreligion.

3. Keinen Pfennig für die (ehemaligen) Feinde!

1. Jesus dachte anders, und der barmherzige Samariter tat es auch: sie halfen über die Grenzen der Nationen und der Völkerverhetzung und des Völkerhasses hinweg. Der barmherzige Samariter zog heraus zween Groschen ... für den ihn verachtenden Juden!

2. Wie dankbar waren wir deutschen Mittelmächte am Ende des Krieges und in der Hungerblockade, daß es noch barmherzige Samariter jenseits der Grenzen im neutralen Ausland und sogar in Feindesland gab und wir Geld, Pakete und Speisung aus der Schweiz, Dänemark, Holland, Skandinavien bekamen, sogar aus Feindesland von den Quäkern. Wir ließen es uns gern gefallen und nahmen es mit Dank an! Haben wir das nun so bald vergessen und wollen es nie vergelten, wo sich in der Mission an den Asiaten Gelegenheit bietet? Überdies verdient das Wort „Feinde“ in bezug auf die Ostasiaten nun bald ausgemerzt zu werden!

3. Freilich hatte die Ostasienmission das Unglück, oder soll man sagen das Glück, während des Krieges nur in Ländern zu arbeiten, die den Mittelmächten den Krieg erklärt hatten, Japan und China; aber uneingeschränkt ging ihr Werk fort und die Heimat gab damals, und gerade durch diese Arbeit in Feindesland brachte sie den Erweis wahrer, echter christlicher Botschaft und Einstellung. Professor Fujinami schrieb 1915 an uns: „Es ist unsere besondere Freude, daß die Vereinsleitung daheim entschlossen ist, ihre Arbeit in Japan fortzusetzen, da das Werk der christlichen Nächstenliebe über dem Interesse einer Nation steht. Ich meine, es gilt als Beweis, daß auch in der jetzigen schweren Zeit in Europa der christliche Geist nicht ohnmächtig geworden ist, sondern immer nur blüht. Über-

dies kann das dem Missionsverein eine gute Gelegenheit bieten, dem japanischen Volke zu zeigen, was der wahre Zweck der Mission ist; es wird für die Zukunft des christlichen Werkes in Japan von großem Nutzen sein." — Ein anderer Christ schrieb: „Nun sehen wir, daß sie nicht bloß die Feindesliebe der Bergpredigt verkündigen, sondern auch danach handeln!" —

4. Die Christenheit versagte heute, wenn sie es jetzt nicht fertig brächte, Feindesliebe zu üben, und zerstörte damit, was mühsam aufgebaut ist in den letzten anderthalb Jahrzehnten. Die christliche Wahrheit hat keine bestimmte Stunde, ihre Zeit ist immer und überall, auch wenn es unzweckmäßig erscheint! Wem das Politische, Nationale und Vaterländische letzter Maßstab und Norm des Urteilens und Handelns ist, hat die Tiefe des Christlichen nicht erfaßt, auch nicht das letzte Motiv aller Mission!

4. Christentum versagte!

Oberst Olcott, Mitbegründer und Führer in der theosophischen Bewegung, schreibt: „Was Christentum ist, zeigen Kruppsche Kanonen, Schnapsbrennereien und Opiumschiffe. Sein Lauf durch die Welt ist eine Kette von Selbstsucht, Brutalität, Ungerechtigkeit und Betrug. Was Wahres an ihm ist, stammt aus der Philosophie des Altertums; es zerstört alle Moralität und macht allem hohen Streben ein Ende, es erzeugt Heuchelei, Sinnlichkeit und beschönigt das Verbrechen: ein sterbender Aberglaube!" Auch in dieser ungerechten Beschimpfung steckt ein Körnlein Wahrheit!

1. Nicht Christentum, sondern Christenheit als Ganzes versagte vor, in und nach dem Weltkriege (vgl. S. 80).

Ein japanischer Pastor schreibt 1916: „Am Kriege in Europa ist nicht das Christentum schuld, sondern die Tatsache, daß die Völker Europas zu wenig Christentum haben! Der Krieg hat das Christentum nur wenig gehemmt, da das Christentum ideal ist und wir Ostasiaten die reale Christenheit stets vom idealen Christentum unterschieden haben. Die reale Christenheit hat uns stets brutalisiert und getreten!"

Der Brahmine Mangesche Rao sagte zu Waldemar Bonsels: „Was Sie als Ergebnis der Lehre Christi darstellen, erscheint uns Indern wie ihr erster Beginn. Ich nenne dies blutige Ringen eher die Geburtswehen dieser Lehre als ihr Ergebnis. Ihre Lehre ist noch sehr jung; wenn die Zeit seit Christus dreimal vergangen sein wird, wird sich sein Geist aus dem Mantel der Lehren geschält haben und zum Element der Menschheit geworden sein mehr als heute!"

2. Die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit ist ja überall da in unserem irdischen Leben, im Gebiet des Religiösen

ganz besonders, weil hier Weltliches und Überweltliches hart nebeneinander stehen. Aber bei den asiatischen Religionen ist diese Kluft viel tiefer als in der Christenheit. Der Abstand zwischen den Lehren eines Konfuzius, Laotze und Buddha und dem, was man heute als Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus drüben antrifft, ist so ungeheuer, daß sich vor ihm die Kluft zwischen den abendländischen Christen und dem, was wir Jesus Christus nennen, stark verringert. Wir haben und kennen eben in Ihm ein Ideal, das jene nicht haben und nur durch uns kennen lernen können.

3. Eltern erziehen ihre Kinder auch trotz des klaren Gefühls und Bewußtseins eigener Unvollkommenheit, Schwäche und Unzulänglichkeit und warten nicht, bis sie fehlerlos und untadelig vor sie hintreten können! Wollten wir in der Heimat warten, bis alles glatt, eben und materiell und moralisch und religiös sichergestellt ist, — ich fürchte, wir kommen wieder einmal zu spät, wie schon so oft!

4. Die nichtchristlichen Regierungen in Japan und China behandeln das Christentum freundlicher als manche Reichs- und Landesregierung in der Heimat es tun oder getan haben. Vergl. dazu die Urkunden auf S. 34 und 156.

5. Die modernen „Heiden" des Abendlandes haben das Christentum hinter sich; die alten „Heiden" im Osten haben es vor sich. Vielleicht wandert es von uns zu jenen hinüber! Gewiß haben wir Christen keinen Anlaß, uns aufs hohe Pferd zu setzen, aber wir können unser überragendes Erbe nicht verleugnen, selbst nicht angesichts eines „Unterganges des Abendlandes".

5. Jene fühlen sich wohl!

1. Der primitive Mensch mag sich in Dummheit, Aberglauben und Unbildung zunächst wohl fühlen, aber schon das Kind strebt dumpf und allmählich bewußt über diese Dinge hinaus. Es sind keine Volksfreunde, die da sagen: man muß das „Volk" in Dummheit, Unbildung und Aberglauben erhalten (um es besser und leichter regieren und ausnutzen zu können!). Und es ist kein Menschenfreund, der meint: man soll die Andersfarbigen in Primitivität, Unkultur und ihren sonstigen Schranken lassen (dann kann man sie besser ausbeuten und knechten!). Vielmehr dürfte der freie Wettbewerb aller Nationen, Rassen und Völker auf derselben Ebene eher nach Gottes Willen sein.

2. Tatsächlich fühlen sich denn auch jene nicht wohl! In steigendem Maße wird in Asien als untragbar empfunden in erster Linie: Knechtung und Entrechtung der Frau in den ausgesprochenen Männerstaaten, wie es Japan, China und Indien sind. Bildungsmangel in China und Indien (80—95 Prozent Analpha-

beten). Vergewaltigung der Jugend durch Familien- und Ältestenrat. Hygienische Not und medizinische Hilflosigkeit in China und Indien. Soziale Entrechtung und Ausbeutung in ganz Asien (Kinder- und Frauenarbeit, Sklaverei, Kastenlose). Erschütterung der unpersönlichen Kollektivkultur Mittel- und Hinterasiens und Entgleiten in Emanzipation und Radikalismen.

3. Schön und wertvoll sind in Ostasien nur die Landschaft, die alte Kunst, weithin der metaphysische Sinn und die Höflichkeit des Verkehrs. Aber das hatte ja die Antike großenteils auch, und doch hatte sie das Christentum nötig, es trat an ihre Stelle und übernahm einiges von diesen Wertbeständen. Eine ähnliche Entwicklung beginnt jetzt im fernen Osten.

4. Vertieft worden ist Unruhe, Suchen und Haltlosigkeit im fernen Osten durch das Eindringen der westlichen Kultur, Technik und Zivilisation; Ware und Fabrikation, Kaufmann und Techniker — am allerwenigsten der Missionar — erschütterten die alten dort bestehenden sozialen, moralischen und religiösen Vorstellungen und Einrichtungen und sind mitschuld an jenem tragikomischen Durcheinander in Japan und der Türkei, wie an jenem schwertragischen Gegeneinander in China und Indien. Da will die Mission Sühne schaffen für mitverschuldetes Unrecht der weißen Völker. (Vgl. § 15.)

5. So klug und einsichtsvoll sind jene asiatischen Völker auch, daß sie wissen: ohne Religion kann ein Volk nicht bestehen noch aus dem Chaos aufgebaut werden. Aber das Vertrauen zu dem rein diesseitigen Moral-Konfuzianismus, zu dem Buddhismus als Beerdigungsreligion in China ist erschüttert; in Japan gibt man offen zu, daß der neubelebte Sektenbuddhismus vom Christentum seine Anregungen empfangen hat; die öde Vielgötterei der Volksreligion wird in beiden Ländern mit Rücksicht auf die Familie noch mitgemacht und pantheistisch umgedeutet oder atheistisch abgelehnt. Die Frage nach der Religion wird in Japan weithin als die wichtigste empfunden (vgl. S. 40). Die Zahl der Christen nimmt in allen asiatischen Ländern zu. (Vgl. § 15.)

6. Jeder soll nach seiner Fasson selig werden!

1. Toleranz — selbst im Zeitalter der Aufklärung — fordert Achtung vor der Überzeugung des anderen, hebt aber Wertunterschiede nicht auf! Die echte Toleranz fordert und fördert das freie Spiel der Kräfte der Beteiligten. So Lessing im Nathan:

> So glaube jeder sicher seinem Ring den echten.
> Es eifre jeder seiner unbestochenen,
> Von Vorurteilen freien Liebe nach!

Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag zu legen!
Er komme dieser Kraft mit Sanftmut,

Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad ich über tausend, tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl.

Die Kraft des Steins in unserm Ringe zu erweisen, ist ein Ziel der Mission, die damit beginnt, unter Anknüpfung an Wahrheitselemente in den fremden Religionen das freie Spiel der Kräfte auszulösen und die außerchristlichen Religionen schon fast überall befruchtet, bereichert und vertieft hat. Fanatismus und Zwang sind von jeher die übelsten Belastungen des Christentums und die peinlichsten Zugaben und Hemmnisse der Mission gewesen!

2. Praktisch befolgen die nichtchristlichen Religionen jenes Prinzip unserer Überschrift nicht, denn sie missionieren selbst auch bei uns in den Christenländern.

Der Islam missioniert in Afrika, Indien und China, baut Moscheen in den Hauptstädten Europas und Amerikas, gibt Zeitschriften heraus und sammelt Gemeinden.

Der Buddhismus in beiderlei Gestalt des nördlichen und südlichen baut Tempel, gibt Zeitschriften und Katechismen heraus, sammelt Gemeinden und errichtet Lehrstühle im christlichen Abendland.

Der Hinduismus hat einen besonderen Missionsorden, der die zum Islam und Christentum Abgefallenen wiedergewinnen soll.

Synkretistische Sekten wie Omoto in Japan und Behaismus im Islam treiben Weltpropaganda, mitunter in Esperanto, und haben ihre Netze bis Deutschland, Frankreich und New York gespannt.

So bleibt praktisch nichts anderes übrig, als das vom Missionar Paulus Römer 11, 11 genannte „Parazelosai", das untereinander Eifersüchtigmachen zur Erlangung des Heiles.

3. Wenn mitunter behauptet wird, daß getaufte Christen draußen sich schlechter betragen als vorher, daß zum Beispiel getaufte Kastenlose in Indien sich nun am fremden Eigentum vergreifen, das sie vorher aus Kastenvorurteil nicht berührten, so gibt es natürlich draußen „Reischristen" und entgleisende Christen ebenso wie in der Heimat! Auch hörte ich diese Urteile bisher immer nur von Handelsleuten aus den internationalen Hafenstädten aller Welt, die dabei den allgemeinen demoralisierenden Einfluß jeder Hafenstadt und den üblen Einfluß des westlichen Vorbildes vergessen.

7. Jede Rasse hat die ihr zuständige Religion!

1. Dem widerspricht die Religionsgeschichte: alle hochwertigen Religionen, die nicht Stammesreligion geblieben sind, sind aus ihrem Geburtslande und ihrer Stammrasse verdrängt oder ausgewandert. Der Buddhismus ist in seinem Stammland Indien bis auf wenige verschwindende Reste gewichen und zu den Mongolen und Malaien nach China und Japan gewandert; das Christentum hat sein Stammvolk und Geburtsland aufgegeben und ist zur weißen Rasse übergegangen und hat sie erobert. Der Islam hat in Afrika, Indien und China mehr Anhänger als im Mutterland Arabien und ganz Vorderasien.

2. Die sogenannten Weltreligionen (Buddhismus, Christentum, Islam) sind ihrem Wesen nach übernational und überrassig, aber in ihren praktischen und historischen Erscheinungsformen rassig und national differenziert. So gibt es heute einen indischen Urbuddhismus auf Ceylon, einen chinesischen Beerdigungsbuddhismus und einen sehr lebendigen japanischen Sektenbuddhismus; ebenso bekanntlich ein germanisches, romanisches, slavisches Christentum mit vielen Unterabteilungen, und ein werdendes indisches, chinesisches und japanisches Christentum, um mich nur auf Asien in großen Zügen zu beschränken.

3. Die Mission will gerade rassenmäßig differenzierte Typen des Christentums und volkstümliche Gestaltung der Gemeinden und Kirchen befördern, die bei aller Einheit der evangelischen Heilsgrundlage in den Formen der Verfassung, des Kultus und der Bekenntnisformulierung bodenständig mannigfach sein sollen.

4. Daß alle Rassen kulturfähig sind und geistig, moralisch und religiös bildbar emporgezogen werden können, haben die Anthropologen Herz (Rasse und Kultur), Ratzel (Völkerkunde), W. Wundt (Völkerpsychologie), von Luschan (Völker, Rassen, Sprachen) dargetan. Der sprechendste Beweis dafür sind die christlichen Typen, von denen der II. und III. Teil dieses Buches handelt, oder die Neger in den Vereinigten Staaten (vgl. mein Buch: Amerika, du hast's nicht besser. Evangel. Verlag Heidelberg, 1,20 M.).

5. Wohl hat jede Rasse das beste Verständnis für den aus ihrem Schoß hervorgegangenen Religionsstifter, darum verkündigen wir ja gerade den Asiaten diesen Jesus, weil er ein Asiate war, in der Hoffnung, daß sie ihn auch gut, vielleicht besser verstehen werden als Europa. Pastor Utschimura in Japan schreibt: Jesus ist unser Führer, nicht Amerika! Er war ja ein Asiate! — Und ein chinesischer Pastor bringt eine wilde Rotte von Gottesdienststörern zum Schweigen, als er ihnen auf ihre Rufe: Jagdhund der Fremden! — zuruft: Ich stehe im Dienst Jesu, der gleich uns in Asien geboren war und lebte. (Vgl. S. 181.)

8. Allgemeine Unbeliebtheit der Mission. Neue Methoden

Die allgemeine Unbeliebtheit der Außenmission in unseren Tagen hat ihre Ursache in folgenden Erscheinungen:

1. Der heute weithin herrschende Relativismus, der keine objektiven Maßstäbe kennt noch absolute Werte gelten läßt (behandelt in § 5—7).

2. Die bisherig anerkannte Überlegenheit und Führerschaft der weißen, christlichen Rasse ist erschüttert und durch den Weltkrieg weithin zerstört. Aber Christenheit und weiße Rasse sind ja nicht identisch mit Christentum (siehe § 4).

3. Jene Neuchristen draußen schaffen sich immer mehr und mehr ihre Gemeinden und Kirchen und missionieren selber unter ihrem Volk. Darum seien die Tage der Mission überhaupt gezählt und in absehbarer Zeit zu Ende! — Gewiß arbeitet die Mission, wie jede ideale Auffassung eines Berufes, daran, sich überflüssig zu machen, was dann eintritt, wenn der Erdkreis der Herren ist; daß das aber noch in weiter Ferne liegt, zeigen die geringen Zahlen der Neuchristen und die in den Kapiteln II und III behandelte Frage: Braucht Japan, China noch Mission. (S. 40 und 156.)

4. Bekehrungsversuche und Bekehrungsbetrieb draußen stoßen den modernen Menschen ab mit der psychologischen Begründung: es ist ein Einbruch in fremdes Geistesleben, das uns nicht rief; es ist ein Eingriff in fremdes Seelenleben und Hemmung der eigengesetzlichen Entwicklung, ein Sonderfall europäischen Kulturimportes, eine geistliche Anmaßung und Aufdringlichkeit! (Vgl. § 5.)

5. Die Heimatspropaganda mit ihren Bekehrungsgeschichten und ihrer Traktatliteratur hat lange Zeit die Mission um Achtung und Anerkennung in weitesten Kreisen gesund und normal empfindender Christen gebracht. Werberedner und Berichterstatter der Mission leiden noch heute weithin unter einem auf Zahlen und Schnellbekehrungen lüsternen Publikum, das ähnlich wie in okkulten Sitzungen immer höhere Leistungen und sich steigernde Schauer verlangt und damit zu leicht zu Unwahrheiten, Unehrlichkeiten, Übertreibungen verleitet.

Auf diese Abneigung, besonders die beiden zuletzt begründeten, ist zu sagen:

Die Mission ist ebenso wie die empirische Kirche ein Menschenwerk mit allen Schwächen und Fehlern, mit tastenden Anfängen und einer bisher kurzen Entwicklungsgeschichte, aus der sie jedoch gelernt hat und durch die sie sich weiterhin erziehen und verbessern läßt.

Es ist bekannt, daß die Außenmission nicht ein Kind der Reformationszeit ist, sondern erst zwei bis drei Jahrhunderte später entstand aus den Kreisen des Pietismus und der Erweckungsbewegung. Das

ist eine der großen Segnungen, die wir dieser Zeit vor ein bis zwei Jahrhunderten verdanken; aber wir dürfen nicht übersehen, daß damit die Mission von vornherein mit einer gewissen pietistischen Verengung von den Erzeugern her belastet war und anfangs nur in frommen Konventikelkreisen gedieh als eine Sache von Extrafrommen und darum ein gewisses „Geschmäckchen" hatte, wie man oft jetzt noch sagen hört. Weiteste evangelische Kreise standen ihr darum fern oder ganz ablehnend gegenüber, und noch heute leidet sie unter jenem Erbe und unter Vorurteilen, die nun in unserer Zeit nicht mehr berechtigt erscheinen.

Denn neben der eben geschilderten Entwicklung geht eine zweite, allmählich einsetzende und sich immer mehr Anerkennung schaffende einher. Schon in gewissen Forderungen Zinzendorfs klingt diese Richtung an, setzt sich dann in den Altmeistern Warneck und Wangenmann in verstreuten Äußerungen fort und ist wohl am systematischsten und einheitlichsten zusammengefaßt in dem Werk des Vaters der „Ostasienmission", des Schweizer Pfarrers der Mittelpartei D. Buß: Die christliche Mission, ihre prinzipielle Berechtigung und praktische Durchführung. 1873.

Diese neue Strömung übt nicht bloß Kritik an manchen Rückständen und Entgleisungen der alten Methoden, sondern stellt auch neue Forderungen auf für die Praxis daheim und draußen. Besonders sind es folgende Methoden, die sich mehr und mehr eingebürgert haben:

1. Neben die Einzelbekehrung als Ziel trat schon seit Zinzendorf, in der theoretischen Forderung wenigstens, die Bildung eines Volkskirchentums, die Gestaltung bodenständiger Gemeinden und einheimischer Kirchen ohne die gesamte Theologie des sendenden Heimatlandes. „Messet die Heiden nicht mit der Herrnhuter Elle!"

2. Liebevolles Studium und vorurteilsfreies Verständnis der Religionen der fernen Völker soll die Brücke zum Evangelium werden. Wahrheitsmomente und Voroffenbarungen Gottes in jener Völker Glaubens- und Kultleben sollen in der praktischen Arbeit als Anknüpfung dienen, die es nicht roh zu zerstören, sondern zu erfüllen gilt.

3. Die Botschaft soll nicht die lange Linie sein vom Alten Testament über das Neue, über alle Lehrstreitigkeiten der abendländischen Kirchen bis zum Stand von 1900, nicht die historischen und dogmatischen Bindungen des Westens, sondern das Urevangelium ohne abendländische Hüllen, das Übergeschichtliche des Neuen Testaments, die dreifache Strahlenbrechung Jesu Christi, wie wir sie in den drei ersten Evangelien, bei Johannes und bei Paulus haben. Mission soll ja nicht Propaganda für die Heimat sein, nicht eine Kopie heimatlichen Kirchentums, eine Art Filiale davon errichten, sondern

den Nichtchristen zu Christus selbst und damit zu ihrem eigenen Selbst verhelfen. Die Mission bringt keine fertigen Kleider zum Verpassen, keine reifen Früchte zum Essen, verpflanzt keinen ausgewachsenen Baum in fremdes Erdreich, wo er nur ausgehen würde, sondern senkt den Kern in fremden Boden, läßt die Sonne von oben scheinen und wartet ruhig ab, was der neue Boden hervorbringen wird! So stark ist ihr Zutrauen zum lebendigen Herren!

4. In der Heimatpropaganda hütet sie sich angesichts der erschütternden Schwächen der Christen von den „armen Heiden" zu reden, jene auf Kosten der eigenen Verherrlichung herabzusetzen, ungerecht Ideale des einen mit den realen Praktiken des anderen zu vergleichen! Mehr und mehr stellt man Vergleiche der Religionen der Erde an ohne Hochmut, denn was wir haben, ist Gnadengabe Gottes; ohne Selbstgerechtigkeit, denn wir sehen unseren eigenen Abstand vom Ideal; ohne Interesse, die fremden Religionen herabzusetzen, denn Dämmerung und Morgenröte liegt auch über ihrem Glauben und Suchen! Das „Heidentum" ist nicht zum Lachen da, noch zum Bemitleiden, sondern zum Verstehen und Erlösen! Entartungen der „Heiden" sind nicht „das Heidentum", so wenig wie Laster der Christenheit das Christentum sind!

Diese Methoden für draußen und daheim haben sich immer mehr durchgesetzt und beginnen fast alle deutschen Missionsgesellschaften zu durchdringen, besonders seit Beginn dieses Jahrhunderts, wenn auch nicht überall mit Rücksicht auf die Schwachen dies allzu öffentlich auszusprechen gewagt wird. Aber wer die Berichte und Verhandlungen der Edinburger Missionskonferenz 1910 und nun gar der Jerusalemer Missionskonferenz 1928 kennt, sieht, wie stark jetzt in diesen eben geschilderten Methoden die Einheitsfront fast durchweg hergestellt ist. Und diese neuzeitlichen Methoden und Ziele sind wohl geeignet, eine andere Stimmung unter den Verächtern dieser Arbeit zu erzeugen, ohne das Grundwesen der evangelischen Mission zu erschüttern noch zu erweichen.

9. Pfarrerausreden und Pfarrerpraktiken

1. Manche Pfarrherren decken sich hinter andere Missionen, um der um Hilfe bittenden zu entgehen, tun aber dabei für keine etwas! Bei aller Ablehnung von zersplitternder Betriebsamkeit und der schon von Paulus gerügten „Polypragmosyne", bei der alle kirchliche sowie nebenkirchliche Arbeit zu kurz kommt, ist ein warmer Pulsschlag des Herzens für die welterobernde Kraft und Tat des Christentums von einem Pfarrherren wohl zu erwarten.

2. Andere decken sich hinter die in ihrer Gemeinde vorhandene und bekannte Mission und wollen keine neue zulassen, da es nur den Frieden störe, verwirre und die Gemeinde unnütz belaste!

Bei aller Ablehnung des Verdrängens alteingesessener Gesellschaften haben kleinere und jüngere Gesellschaften doch auch ein Existenz- und Werberecht, denn es gibt keine lokal beschränkten und abgesteckten Missionsgebiete in der Heimat. Die Brüdergemeinde mit ihrer vorbildlichen Opferfähigkeit geht in Querschnitt durch alle evangelische Länder; die Barmer Mission hat ihre Anhänger bis Ostpreußen; die Leipziger nennt 1929 als ihr Hinterland Lutheraner aus Sachsen, Bayern, Preußen, Braunschweig, Hamburg, Hessen, Württemberg, Mecklenburg, Thüringen, Elsaß, Böhmen! Die Ostasienmission als viel jüngere Gesellschaft hat Freunde und Mitarbeiter, die sich über den ganzen deutschsprachigen Heimatkreis zwischen Siebenbürgen und Elsaß, zwischen Italien und Schweden verteilen, wo persönliche oder sachliche Beziehungen ihr Eingang verschafften.

3. „Ihre Mission ist zu klein und unbedeutend." — „Nun gut, je älter sie wird, und wenn Sie gar ihr mithelfen, dann wird sie größer werden! Es liegt mit in Ihrer Hand, das zu ändern!"

4. Manchen Pfarrherren liegt die Arbeit für Innere Mission, Evangelischer Bund, Gustav Adolf-Verein, Jugendverein näher, da an Volks- und Glaubensgenossen vollzogen. Niemand wird diese Arbeit herabsetzen oder beschränken wollen, aber Gutes tun an Volks- und Glaubensgenossen ist etwas allgemein Menschliches, das tun die „Heiden" auch! Was tut Ihr Sonderliches? — Die Japaner haben ihre Volksgenossen und ihre buddhistischen Glaubensgenossen in aller Welt — kürzlich erst wieder das buddhistische Haus in Frohnau — unterstützt und sie finanziert. Das spezifisch Christliche fängt erst da an, wo man Fernsten- und Feindesliebe treibt!

5. Bei Veranstaltung von Opferwochen und Hauskollekten, bei Aufrufen zur Mitarbeit von Frauenhilfen und -Vereinen sollten die in Land, Kreis, Bezirk und Stadt arbeitenden Missionen alle bedacht und ein entsprechender Anteil auch den Missionsminderheiten gewährt werden. Jede exklusive Monopolstellung einer Mission zu stützen, ist ungerecht und unbrüderlich. Anrecht auf mehrere Missionsgebiete und Missionsgesellschaften hat die Heimatgemeinde, es wird sie nicht ärmer machen!

10. Warten! Gott machts!

Goethe schreibt 1773 im „Brief des Pastors zu ... an den neuen Pastor zu ...": „Aufdrängen muß man anderen seine religiösen Empfindungen nie! Bekehrungssucht ist eine Hauptsünde der Christen aller Zeiten. Ich überlasse alle Ungläubigen der ewig wiederbringenden Liebe Gottes. Welche Wonne ist es zu denken, daß der Türke, der mich für einen Hund hält, und der Jude, der mich für ein Schwein hält, sich einst freuen werde, meine Brüder zu sein."

Neuerdings sind der Mission Hindernisse und Erschwerungen erwachsen: das erwachende National- und Rassenbewußtsein der Farbigen; das Wiederaufleben des Heidentums und der alle Grenzen verwischende Synkretismus der Religionen; das kirchliche Selbstbewußtsein der Neuchristen; einschränkende und abbauende Maßnahmen gegen die Mission in China und der Türkei; allgemeiner europäischer Geldmangel und eine gewisse Missionsmüdigkeit in Amerika.

Stimmen werden laut, die ein Moratorium der Mission, eine Zone des Schweigens für die Gegenwart fordern. Vertreter der dialektischen Theologie: Nichts an den Heiden tun! Gott machts! Auch ohne uns, wenn er will! Ruhig abwarten! — Joh. Müller in den Grünen Blättern: Niemand bringe die Botschaft! Ein großes Schweigen trete ein! Leben aus Gott gehe erst einmal in die Tiefe und beschränke sich auf das, was von selbst Gestalt gewinnt! — Paul Schütz in seinem Buch: Zwischen Nil und Kaukasus: Wir finden schon daheim nicht das rechte Wort für unsere Lage, geschweige denn draußen! Die Teufelsanbeter sitzen in Berlin und Chikago, sind erst dort zu überwinden! Das Haus der Kirche brennt und wir sind wie Wahnsinnige, die Ernte in brennende Scheuern einbringen wollen. Darum nicht Expansion, sondern Einkehr, Insichgehen, Ansichhalten, durch Stillesein stark werden!

Bei aller Krisis der Mission meinen wir doch:

1. Gewiß macht Gott alles, beginnt, leitet und vollendet alle Dinge, aber die Schrift redet doch auch verschiedentlich von den Menschen als Mitarbeitern Gottes und der Wahrheit (1. Kor. 3, 9; Kol. 4, 11; 1. Thess. 2, 3; 3. Joh. 8). Einige gibt es auch wohl, die Gott zu seinen Vorarbeitern erwählt hat! Als gehorsame und gottergriffene Kreaturen geben sie Gott allzeit die Ehre und treten damit seiner Ehre wohl nicht zu nahe! Die Geschichte der ganzen christlichen Mission, trotz Fehlern und Belastungen, erweckt nicht den Eindruck einer großen menschlichen Verirrung, sondern daß Gott, der sie angefangen hat durch schwache Menschen, sie auch vollenden wird, innerlich wie äußerlich!

2. Der Missionar weiß wohl, daß er selber nicht bekehrt; das ist nur Gottes Sache und Tat. Gott allein vollzieht dies große Wunder, das den grundlegenden und unerläßlichen Akt der Heilsaneignung bedeutet. Ein menschlicher Sendbote kann das nur vorbereiten durch das christliche Zeugnis in Wandel und Wort.

3. Gogarten schreibt in seinem Buch: „Die Schuld der Kirche gegen die Welt“ auf S. 24 f.:

„Freilich eins möchte ich hier betonen, daß in dieser Frage nach der Sozialethik [vorher scharf kritisiert] eine ungeheure Not versteckt ist. Mit einem Abweisen jener Versuche, die Welt zu verchristlichen,

ist noch gar nichts getan. Es ist gerade so wenig damit getan, wie wenn man sich in sein eigenes frommes Leben zurückzöge und die Welt sich selbst überließe. Das hift deshalb nicht, weil niemand aus der Welt laufen kann; wir gehören alle zu ihr und tragen unser Teil Verantwortung für sie, von der wir durch keinen Glauben gelöst werden können. Im Gegenteil, wo wirklicher Glaube ist, Glaube so wie Luther ihn der Welt durch das Evangelium wiedergeschenkt hat, da ist höchste Verantwortung für die Welt. Denn da ist dann auch die klare Erkenntnis, daß wir teilhaben an ihr, die die Welt der Sünde ist, so gewiß sich Gott ihrer erbarmt. Und wie wirkliche Verantwortlichkeit nur da ist, wo man weiß, daß man für das Elend, für die Schuld der anderen mitverantwortlich ist, so bedeutet diese Verantwortlichkeit für die Welt, daß wir Christen mit Schuld tragen an der furchtbaren Verwirrung, die heute über die Menschen gekommen ist. Wo diese Verantwortung, dieses Sichschuldwissen an dem heutigen Zustand der Welt nicht ist, da ist auch kein Glaube. Da ist vielleicht, was wir heute Innerlichkeit nennen, da mag jene subjektivierte, privatisierte Gläubigkeit sein, aber nicht der Glaube der Reformation!"

4. Ein Moratorium und eine „Zone des Schweigens" jetzt errichten, angesichts der weltlichen Hochflut und des „säkularistischen Erdbebens" auf der ganzen Welt, wäre geistlicher Selbstmord an uns selbst und erbärmliche Priester- und Levitenart am Nichtchristen: „als er ihn sah — ging er vorüber!" Gewiß muß der Baum Wurzeln schlagen in die Tiefe, um nicht entwurzelt zu werden, aber in dem Maße, als er das tut, in dem Maße breiten sich auch seine Zweige aus, die Erde immer mehr zu beschatten! Beides bedingt und ergänzt sich gegenseitig.

B. Vom Zweifel zur Tat. Mehr Achtung vor der Mission!

1. Die Mission als wissenschaftlicher Faktor

1. Fast durch alle Missionsgesellschaften geht heute das Streben und die Forderung, immer mehr Vollakademiker als Missionare auszusenden. Bei aller Anerkennung der Leistungen der Laienbrüder, die das Herz voll brennender Liebe, den Mund voll Glaubenszeugnissen und den Kopf voll Bibelsprüchen hatten, bei Anerkennung der großen Erfolge der Seminarbrüder, die die Ursprachen der Bibel lernten und apologetisch tüchtig geschult waren, greift heute die Erkenntnis immer mehr um sich, daß für bestimmte Missionsgebiete, besonders die alten Kulturländer Asiens, der Missionar hochwertig philosophisch, sprachlich, literarisch, pädagogisch und religionswissenschaftlich vorgebildet sein muß.

Die Ostasienmission war die erste, die von Beginn an fast nur Vollakademiker aussandte und sich seitdem mit einer recht geringen

Zahl von Sendboten begnügen mußte, da sie andere, der Heimat angeglichene Gehälter zahlen mußte, als wenn man im eigenen Seminar Ausgebildete aussendet.

2. Missionare spielen draußen, je nach Befähigung und Stationierung, oft die Rolle von Dozenten, da die Missionen drüben Universitäten, Hochschulen und Seminarien errichten und bedienen zur Ausbildung von christlichen einheimischen Pastoren, Lehrern und Ärzten. — Ferner übermitteln Missionare ihren Heimatländern den geistigen Besitz jener fremden Völker, indem sie deren religiöses, philosophisches und literarisches Erbgut übersetzen und auslegen. — Durch Übersetzung der Bibel in die Fremdsprachen, nun schon in 850 Sprachen und Dialekte, erheben sie jene Sprachen oft zu Schriftsprachen und erhalten sie als solche.

3. Oft sind die Missionare die einzigen, die draußen wissenschaftliche Forschungen und Expeditionen der Heimat verständnisvoll fördern. So schreibt Prof. A. H. Francke über Filchners Forschungsreisen:

Was beim ersten Teil der Reise mich besonders bewegt hat, ist die Erwähnung des Vorhandenseins eines ganzen Heeres von Missionaren in Gegenden, denen noch alle Kultur fehlt. Was das für das Gelingen wissenschaftlicher Beobachtungen bedeutet, hat Filchner in gerechter Weise klargestellt. Ohne auf den religiösen Urgrund der christlichen Missionstätigkeit näher einzugehen, zeigt er uns deutlich, daß in diesen Bereichen nur bei Missionaren, evangelischen wie katholischen, Verständnis für die Durchführung wissenschaftlicher Aufgaben gefunden werden kann. Das Vertrauen, das die Eingeborenen zu ihnen gewonnen haben, wird auch auf den Forscher übertragen, der in ihrem Hause absteigt.

4. Die Heimat erkennt denn auch die wissenschaftlichen Leistungen von seiten der Mission an und beruft Missionare an Hochschulen und sonstige wissenschaftliche Institute oder zeichnet sie mit dem Ehrendoktor aus; eine Anzahl von Universitäten hat einen eigenen Lehrstuhl für Missionskunde errichtet. Unter den auf akademische Lehrstühle berufenen Missionaren sei nur erinnert an Namen wie Warneck, Frohnemeyer, Schomerus, Öhler, Haas, Hackmann, Wilhelm, Schüler und den eben verstorbenen Tibet-Francke, Westermann und andere.

2. Die bedeutendste philanthropische Leistung von heute

1. Es gibt eine gewaltige Organisation, die sich über die ganze Erde ausdehnt und alle Erdteile berührt, die von einem Teil der Menschheit an einem anderen getätigt wird im philanthropischen Sinne. Diese Organisation umfaßt 29 188 europäische oder amerikanische Angestellte, die auf 4598 Stationen wohnen und arbeiten.

Ihnen stehen 151 735 eingeborene Mitarbeiter zur Seite, von denen 10 500 ordinierte Pastoren sind. Sie haben in geistiger Pflege acht Millionen Menschen. Ihren 1157 voll ausgebildeten Ärzten stehen 858 Krankenhäuser und 1686 Polikliniken zur Verfügung. Eine große Zahl von Taubstummen- (32) und Aussätzigen-Heimen (104), 265 Waisenhäusern, 120 Opiumheilstätten, Tausende von Kindergärten vervollständigen das Bild. Der jährliche Aufwand überschreitet jetzt schon 280 Millionen Mark im Abendland.

2. Diese nüchternen Zahlen sind nicht der Bestand einer der heimatlichen Landeskirchen, noch der katholischen Kirche, noch irgendeiner humanitären, etwa der freimaurerischen Gesellschaft, sondern es ist der Bestand der evangelischen Außenmission, der vielgeschmähten und viel mißverstandenen! Dies wirklich große Ausmaß überrascht den Neuling und verdient wohl seine Aufmerksamkeit. Diese Außenmission ist die bedeutendste humanitär-philanthropische Leistung der heutigen Menschheit. Alfons Paquet, der weitgereiste, sagt von ihr: Von allen Ausstreuungen geistiger Art ist die Mission die eindringlichste und verbreitetste!

3. Man redet heut so viel und so leicht hin von der fehlenden Lebendigkeit und Lebenskraft des Protestantismus, und wie oft ist ihm schon die Diagnose gestellt worden, daß er sich vollständig in Selbstauflösung und Zersetzung befinde; Zerrissenheit und Sektenunwesen sei der beste Beweis dafür! Aber jene genannten Leistungen der protestantischen Kirchen für ihre Weltmission sind ein schlagender Gegenbeweis, zumal wenn man bedenkt, daß alle Summen aus voller Freiwilligkeit stammen. Und die Opfer und Leistungen der 29 000 Männer und Frauen auf ihren Außenposten dienen noch einem idealeren Zweck als wenn der Handelsmann daheim oder drüben für seine Fabrikate wirbt. Darum mehr Achtung vor der Außenmission!

3. Die größte Bildungsmacht

Die Schulbildung der nichtchristlichen Welt liegt mit Ausnahme Japans im argen. In China bestehen mit seinen 440 Millionen Einwohnern nur Schulen für etwa sechs Millionen Kinder. In Indien mit seinen 320 Millionen Bewohnern besuchen nur 2,9 Prozent aller Kinder eine Schule. Ähnlich in den islamischen Ländern. Die afrikanischen Kolonien und Staaten stehen verhältnismäßig günstiger da als die alten Kulturländer Asiens; in Südafrika zum Beispiel besuchen fast 50 Prozent der Kinder eine Schule. Einen Sonderfall stellt das glänzend entwickelte Schulwesen Japans dar, wo 98½ Prozent der Kinder schulmäßig erreicht werden. Was das bedeutet, wird besonders anschaulich, wenn man dagegenhält, daß in den Vereinigten Staaten nur 75 Prozent eine Schule besuchen.

1. Der zahlenmäßige Anteil der evangelischen Weltmission am Schulwesen der nichtchristlichen Völker beträgt:

50277	Sonntagsschulen mit 2,5 Millionen Kindern,
724	Kindergärten mit 27000 Besuchern,
46580	Volksschulen mit 2,16 Millionen Schülern,
1512	höhere Schulen mit 188000 Schülern,
295	Gewerbe- und Fachschulen mit 16300 Besuchern,
297	Lehrerseminare mit 12500 Aspiranten,
101	Hochschulen und Universitäten mit 22800 Studenten,
461	Predigerseminare mit 11360 Kandidaten,
	dazu noch 19 medizinische Akademien.

2. Auf die nichtchristlichen Erdteile verteilt, sieht das Bild so aus: die evangelische Mission erhält augenblicklich in

Ozeanien	4164	Schulen mit	159000 Kindern,
Afrika	16516	„ „	899000 „
Asien	24205	„ „	932000 „

davon in China 7000 Elementarschulen, 333 Mittelschulen, 42 Lehrerseminare und 24 Hochschulen.

3. Der deutsche Anteil ist auf evangelischer Seite folgender: 3260 Schulen mit 187000 Schülern. In den ehemaligen deutschen Kolonien gingen von 146000 Schulkindern 140000 in Missionsschulen. Man kann also sagen, daß in unseren einstigen Kolonien die Mission fast allein Trägerin der Volksschulbildung war. Daher auch das Urteil des Botschafters D. Solf, als er noch Staatssekretär im Reichskolonialamt war:

„Ich babe bei jeder sich bietenden Gelegenheit betont, wie ich es als eine der vornehmsten Pflichten meines Amtes betrachte, die Bestrebungen der Mission zu fördern. Ich möchte nochmals nachhaltigst zum Ausdruck bringen, welche große Wichtigkeit nicht nur für die Ausbreitung des Christentums im Sinne unseres Heilands, sondern auch für die praktische Kolonialpolitik der Missionierung zukommt. Die Abkehrung der Eingeborenen von ihren heidnischen Gebräuchen und von den Auswüchsen ihres Aberglaubens und im Anschluß hieran ihre Erziehung zu christlicher Gesittung und Kultur ist der einzige Weg, auf dem die Naturvölker dauernd und sicher zu brauchbaren Gliedern der Menschheit emporgehoben werden."

4. Diese Schularbeit ist ein unentbehrliches Missionsmittel: sie kommt dem Heißhunger jener Völker nach westlichem Wissen entgegen, stellt das Christentum dar im Zusammenhang mit der gesamten Geisteskultur, schafft so eine christliche Atmosphäre und begründet den religiös-sittlichen Charakter und schafft so ebenbürtige Konkurrenten an Geistes- und Herzensbildung.

4. Historische Begründung der Mission

1. Das Neue Testament ist ein ausgesprochenes Missionsbuch; Briefe, Evangelien und Apostelgeschichte sind fast durchweg Missionsschriften aus dem ersten Jahrhundert der missionierenden Christenheit, von Missionsleuten geschrieben, meist mit dem Zweck, missionarisch zu wirken oder auszubauen, an Missionsgemeinden oder einzelne Missionspersonen gerichtet.

2. Von Jesus selbst haben wir keinen unmittelbaren Missionsbefehl, wohl aber beobachten wir an ihm eine Wandlung von der nationalen Beschränkung zur weltweiten Auffassung seiner Botschaft.

Er hält sich zunächst nur für sein Volk berufen, sendet seine Jünger nur zu Israel, ist aller Proselytenmacherei abhold (Matth. 23, 15), trieb auch selber keine Heidenmission, verachtete die Heiden und geißelte jüdische Fehler mit dem Exempel der „Heiden". Auch der sogenannte Missionsbefehl „Matthäi am letzten" stammt nicht unmittelbar von Jesus, was die Nichtbefolgung der Taufe auf den dreieinigen Gott durch Paulus und die anderen Apostel beweist, die nur auf den Namen Jesu tauften. Es handelt sich hier also um eine Rückdatierung späterer Gemeindepraxis. —

Aber je mehr ihn sein Volk ablehnt, je deutlicher eröffnet er das Heil den „Heiden'. So liegt die Mission ganz in Jesu Sinn und Geist, denn wir haben aus dieser seiner universalen Gesinnung heraus Worte und Taten, die deutlich zeigen, wie er die Synthese von Nation und Menschheit fand. Er hilft dem kananäischen Weibe und dem Hauptmann von Kapernaum, er anerkennt oder verwendet als Vorbild die Samariter in steigendem Maße (die Samariterin am Brunnen, den barmherzigen, den dankbaren Samariter), er sieht die Verkündigung seines Evangeliums auf der ganzen Welt voraus (Matth. 24, 14), er nennt seine Jünger Licht der Welt und Salz der Erde. Er hat noch „andere Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind", bis wird sein „eine Herde und ein Hirt"! Vor allen Dingen umfaßt sein Glaube vom Vatergott, von der Gotteskindschaft, vom Reich Gottes, und sein Gebet mit dem „uns" und „unser" schließlich alle Menschen. Darum ist die Missionsarbeit der Apostel und der spätere Tauf- und Missionsbefehl nicht gegen Jesu Geist, sondern ein unmittelbarer Ausfluß desselben.

3. Paulus ist der Bahnbrecher und Prototyp aller Mission, der größte Missionar des Christentums, wiewohl in seinen konkreten Methoden nicht überall und immer zu kopieren. Ihm ist die Mission eine Berufung und Lebensaufgabe aus innerem Erleben. Sein Sendungsbewußtsein, ein heiliges Muß, spricht aus seinem Wort: Gott hat seinen Sohn offenbaret in mir, daß ich ihn durchs Evangelium verkündigen sollte unter den Heiden (Gal. 1, 16). Kein äußerer

Zwang, aber ein innerer Drang treibt ihn zur „Heidenwelt" von damals: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde! Ist Gott nicht auch der Heiden Gott! Ich bin ein Schuldner der Griechen und der Nichtgriechen!

4. Historisch hat Gott jede Periode der Mission vorbereitet und mit dem Finger der Weltentwicklung auf sie hingewiesen. Die Mission der alten Christenheit war vorbereitet durch das einheitliche römische Imperium und die allbeherrschende griechische Sprache, durch das allgemeine religiöse Suchen, durch die jüdische Diaspora und den Fall Jerusalems. Im Mittelalter ist es die Völkerwanderung, die Bildung neuer Staaten und die Entstehung der Mönchsorden, die eine neue Zeit der Mission heraufführt. In unserer Zeit endlich sind es die Entdeckungen und Erfindungen, die Kolonniaära, die pietistische Erweckung und das materielle und geistige Naherücken der Völker der Erde (Luftverkehr, Presse, Radio), die eine geistige Auseinandersetzung der Religionen der Erde geradezu herausfordern.

5. Aber nicht jeder Ruf „Gott will es" ist gottgewollt, segensgekrönt und echt! Dieser Ruf auf der Synode zu Clermont zu Beginn der Kreuzzüge war gutgemeint, aber ein Irrtum, darum erfolglos, denn ein totes Grab stand dahinter als Ziel statt des lebendigen Geistes, und erobernde weltliche Waffen sollten siegen statt des Schwertes des Geistes und des Glaubens! Nicht immer ist das Muß ein heiliges; wo arg Weltliches dabei ist, lasse man Mission lieber auf sich beruhen!

5. Moderne Begründungen der Mission Mission als Sühne und Wohltat

1. Mission als Sühne. Die Mission arbeitet heute einen Teil Schuld ab, die die weiße Rasse und die westlichen Völker den farbigen Nichtchristen im Laufe der letzten Jahrhunderte angetan haben. Die Farbigen pflegen ihre Anklagen zu erheben mit den sogenannten fünf S: Schnaps, Schund, Schießwaffen, Syphilis und Sklaverei.

Schnapseinfuhr und erzwungener Opiumimport sind allerdings eine böse Kulturschande, besonders angesichts des islamischen und buddhistischen Abstinenzgebotes.

Schund: 1626 kaufte der Deutsche Peter Minewit aus Wesel für die Holländische Handelskompagnie den Indianern die an der Hudsonmündung gelegene Insel Manhattam, auf der jetzt New York steht, für Glasperlen und ein Faß Branntwein im Wert von 60 Gulden ab.

Schießwaffen: die pazifistischen Chinesen haben zwar tausend Jahre vor uns das Pulver erfunden, es aber ganz harmlos nur für Feuerwerkskörper verwendet, um durch den lauten Knall bei ihren Götterfesten die bösen Geister zu verscheuchen. Erst als sie mit den

Holländern und Portugiesen bekannt wurden, haben sie den Gebrauch des Pulvers zu Mordwaffen kennengelernt und übernommen.

Syphilis: es ist kürzlich durch medizinische Arbeiten festgestellt worden, daß nach Afrika und China Syphilis und Scharlach durch die Portugiesen eingeschleppt worden sind.

Sklaverei: bei der offiziellen Aufhebung der Sklaverei in Nordamerika widersetzten sich christliche Kreise unter Berufung auf die Bibel, auf Hams Verfluchung und auf den Philemonbrief, der mit der Tatsache der Sklaverei rechnet!

Man kann noch hinzufügen:

Maschine: das Eindringen der abendländischen Fabrikation löste bei jenen Völkern die Umstellung vom ackerbautreibenden zum Industrievolk aus, bloß, daß ihnen jedes christliche Gewissen, jede christlich-soziale Praxis fehlte. Da bekamen die Worte Paria (indischer Kastenloser und Unberührbarer), Kuli (chinesischer Schwerarbeiter) und Chinin und Etá (japanische Bezeichnungen für „Nichtmenschen" und Unreine) einen neuen, besonders entwertenden und entrechtenden Sinn.

Materialismus übernahm der ferne Osten um die Wende des Jahrhunderts vom Abendland in so reichem Maße, daß von allen Büchern des Abendlandes die materialistisch-monistisch orientierten die gelesendsten wurden und einige Jahrzehnte lang blieben.

Wahnwitziges Herrenmenschentum jenen Andersfarbigen gegenüber: an den Hafenanlagen in Schanghai das Plakat: Chinesen und Hunden ist der Eintritt verboten! — Während des Krieges geändert in: Deutschen und Hunden ist ...!

Gewalt und Betrug: In den Vertrag von Peking (1860) schmuggelte man einen Passus hinein, der gewissen Missionen gestattete, in allen chinesischen Provinzen Grund und Boden zu erwerben und zu bebauen! Weitere Belastungen siehe mein Buch: Geisteskampf um Ostasien (Leopold Klotz, Gotha 1928. 3 M. S. 24 ff.).

Endlich noch aus dem Agitationsstoff der Farbigen gegen die Weißen: „Am Roten Meer verabschiedet sich der Europäer von seinem Gewissen und den zehn Geboten, denn nur ohne diese Dinge kann er bei uns Geschäfte machen!" — „Die Welt ist schön allüberall, wo Europa nicht hinkommt mit seiner Qual!" — Europäische Horoskopsteller fordern von den Negern in Lambarene 50 Franken für Schicksaldeutung und Übersendung eines Talisman. — Ein Christ auf Sumatra sagte: „Einen Mann wie den Massenmörder Haarmann haben wir nie gehabt. Gandhi und Daas in Indien sind christlicher als viele europäische Führer!" — Ein indischer Pastor, der zu einem Kongreß nach London fährt, wird dort in zwölf Barbierläden abgewiesen! — Neger nennen „Selbstsucht" in ihrer Sprache: Kizunga = Europäer Art!

Diese Kulturschande fordert Buße und eine Tat der Sühne. Das kann nur die Mission sein, die doch anderes bringt als jene fragwürdigen Dinge; es kann nur das Evangelium sein mit seinen neugestaltenden Kräften! Freiherr von Mackay sagt: Es wäre ein seelenloser Popanz, wenn wir jenen Völkern immer nur unsere Außenkultur brächten, sie immer nur in den Lichtkreis unserer Zivilisation stellten, wenn wir ihnen nicht zugleich die Wurzel bringen, sie an die Quelle führen; Wurzel und Quelle ist das Evangelium Jesu Christi! — In der Tat: dem seiner überlieferten inneren und äußeren Basis beraubten Fremden muß man ein tragfähiges Weltbild und einen neuen sittlichen Imperativ und eine neugestaltende Lebenskraft geben!

2. Dann wird die Mission neben der Wiedergutmacherin zugleich die Wohltäterin jener Völker, ja der ganzen Menschheit. Was die ganze Welt heute braucht, und wonach sich letztlich alle Individuen sehnen, das ist, gerade nach dem Auseinanderfall des Weltkrieges, ein allgemeines öffentliches Weltgewissen, eine allgültige Weltmeinung, eine öffentliche Weltvernunft, die im Querschnitt der Nationen und Rassen all die schweren Fragen einheitlich lösen sollte und könnte, unter denen heute die Menschheit leidet und an denen sie arbeitet, leider vergeblich solange, als sie nicht den Christusgeist zur Basis dieses Weltgewissens, der Weltvernunft und der öffentlichen Weltmeinung macht! Denn die großen Weltfragen, die Frauenfrage, die soziale Frage, die Abstinenz, die Friedens- und die Abrüstungsfrage — sie alle werden zu einer befriedigenden Lösung nur kommen durch die Herrschaft des Christusgeistes über die ganze Welt. Darum muß neben die Gewinnung des Einzelnen die soziale Botschaft für alle Menschen, Rassen, Berufe und Geschlechter treten. Beides, die Individualbekehrung wie diese Sozialpraxis, müssen durch die Mission angestrebt werden, beide sich ergänzend und gegenseitig den Ausweis ihrer Echtheit erbringend! Sie sind die beiden Brennpunkte der Missionstätigkeit und die Vorarbeiten eines gottgewirkten Erfolges, denn nicht bloß können neue Menschen neue Verhältnisse schaffen, sondern auch umgekehrt: neue Verhältnisse auch neue Menschen! Die Menschheit muß christlich gesinnt werden, sonst gibt es einen Rassen- und Klassenkampf ungeheuerlicher Art, in den wir unvermeidlich immer wieder hineingezogen werden!

So ist denn das Vorbild der Mission als Wohltäterin der Völker, an denen sie bisher gearbeitet hat, ansehnlich und fast durchweg anerkannt. Ihr Kampf gegen Witwenverbrennung, Kinderaussetzung, Kannibalismus, Kriegsgreuel, Sklaverei und Sklavenhandel, Kinderheirat und Kastenwesen hat schon hier und da vorbildlich auf die Regierungen jener Länder gewirkt und ihre Verantwortlichkeit gestärkt. Dazu positiv die Hebung des Familienlebens, der Frau und der Kindererziehung, die Förderung der sozialen Gesetzgebung,

Kranken- und allgemeine Gesundheitspflege, das alles hat den Nichtchristen deutlich den Gedanken und die Erkenntnis erweckt: hier handelt es sich nicht bloß um überlegenes Wissen, überlegene Kultur, höheres Können, sondern um eine höhere Religion!

3. Daß die Missionsarbeit nicht vergeblich war bisher, zeigt das dauernde Wachstum der Christuserkenntnis, das hinter folgenden äußeren Zahlen doch verborgen ist.

Wachsen des Christentums in 20 Jahrhunderten:

Am Ende des 1. Jahrhunderts . . .	500 000
Am Ende des 2. Jahrhunderts . . .	2 000 000
Am Ende des 3. Jahrhunderts . . .	5 000 000
Am Ende des 4. Jahrhunderts . . .	10 000 000
Am Ende des 5. Jahrhunderts . . .	15 000 000
Am Ende des 6. Jahrhunderts . . .	20 000 000
Am Ende des 7. Jahrhunderts . . .	25 000 000
Am Ende des 8. Jahrhunderts . . .	30 000 000
Am Ende des 9. Jahrhunderts . . .	40 000 000
Am Ende des 10. Jahrhunderts . . .	50 000 000
Am Ende des 11. Jahrhunderts . . .	70 000 000
Am Ende des 12. Jahrhunderts . . .	80 000 000
Am Ende des 13. Jahrhunderts . . .	85 000 000
Am Ende des 14. Jahrhunderts . . .	90 000 000
Am Ende des 15. Jahrhunderts . . .	100 000 000
Am Ende des 16. Jahrhunderts . . .	125 000 000
Am Ende des 17. Jahrhunderts . .	155 000 000
Am Ende des 18. Jahrhunderts . . .	200 000 000
Am Ende des 19. Jahrhunderts . . .	450 000 000
Am Ende von 1929	610 000 000

4. Die unvollendete Aufgabe, die bleibt und reizt: noch ist zwei Drittel der Menschheit zu erlösen!

6. Recht und Grenze des nationalen Motivs

1. Mission in eigenen Kolonien zu treiben, ist nationale Pflicht und eine moralische Rechtfertigung der Besetzung von Kolonialland. In diesem Sinne sagte einst Dr. Solf vom Reichskolonialamt: Kolonisieren heißt missionieren! Aber auch hier muß die Mission das öffentliche Gewissen bleiben und sich jeder Art von Ausbeutung und jedem brutalen Aderlaß durch die Kolonisatoren, sei es Privatmann, sei es eigene Regierung, widersetzen.

2. In fremden oder freien Ländern Mission treiben, fördert das Bekanntwerden des eigenen Heimatlandes und kann ihm Achtung verschaffen. Wenn z. B. bei Ausbruch des Weltkrieges in China gegen 7000 angelsächsische Missionare tätig waren, aber nur 270 deutsche, und in Japan etwa 1000, denen sechs deutsche gegenüber-

standen, so zeigt das schon bloß an diesen Zahlen, wie viel man drüben von den Angelsachsen, und wie wenig man von Deutschland wußte. Die Mission zeige daher dem Heimatland eine christliche Weltaufgabe an Allen, stelle aber nicht irgendein weltliches Reich dem Reiche Gottes gleich.

3. Wenn die Mission auch Sprache und Geisteskultur ihres Heimatlandes überliefert, so ist das ein meist gewünschtes Beiprodukt, das nebeneinkommt; ebenso wenn der Sprache auch einmal der Handel folgt. So ist der Zusammenhang zwischen Mission und Wirtschaftsleben ein nur sehr mittelbarer.

4. Unsere besondere deutsche Berufung und Befähigung zur Mission liegt darin, daß die deutschsprachigen Missionsgesellschaften von Anfang an bedeutend selbstloser arbeiteten als etwa die angelsächsischen, und es jetzt erst recht tun, wo wir keine Kolonien mehr haben. Ferner besitzen wir eine besondere Art der Einfühlungsfähigkeit, des Verstehens fremder Art und Mentalität, die uns hier einmal segensreich wurde, wo sie sonst so geschadet hat. Endlich kommt augenblicklich erleichternd hinzu, daß wir gar keine politischen Reibungsflächen in Asien und Afrika haben, so daß beim besten Willen keine Nation einen politischen Pferdefuß hinter den deutschsprachigen Missionen vermuten kann.

5. Jedoch das nationale Motiv der Mission vor oder über das religiöse setzen wollen, erniedrigt die Mission zu einem Spezialfall der nationalen Kulturpropaganda, erregt Anstoß bei dem immer mehr und mehr erwachenden National- und Rassenbewußtsein der Andersfarbigen und trübt das religiös-ethische Ziel aller Missionsarbeit.

6. Die Mission gar zu einem wirtschaftlichen oder politischen Schrittmacher des Heimatlandes zu machen, wäre draußen ihr eigenster größter Schade. Aus dieser praktischen Einstellung angelsächsischer Politiker und Wirtschaftler erwuchsen denn ja auch die größten Schäden und Schlappen der evangelischen Mission in den letzten Zeiten: 1915 die schmachvolle Deportation aller deutschen Missionare aus den feindlichen Ländern und Kolonien, dann die Aufnahme von § 438 in den Versailler Vertrag, der die deutschen Missionare aus allen nicht neutralen Ländern und deren Besitzungen ausschloß, obwohl man später ausdrücklich die absolute Loyalität der deutschen Missionare öffentlich anerkannte. Angelsächsische Methoden ließen eben doch den wirtschaftlichen und politischen Einfluß der deutschen Missionare fürchten auf Grund der verderblichen Politisierung dieses Gebietes. — Endlich sei erinnert an den schwersten Schlag, der bisher überhaupt die protestantische Mission betroffen hat: der Abzug von 6—7000 fast nur angelsächsischer Missionare aus China anno 1927, deren kulturpropagandistische Einstellung sich als nicht tragfähig erwies zum Martyrium.

7. Wo Mission sich gar mit militärischer Gewalt des Heimatlandes verbündete, unter ihrer Deckung auftrat oder später nach ihr rief, da begann sie freilich mit einer sehr verhängnisvollen Empfehlung der Religion des Friedens und der Liebe! Ein spanischer Kapitän sagte 1597 zu den Japanern ganz harmlos: „Wenn ein Volk ein Land erobern will, sendet es zuerst Missionare, dann Kriegs- und Handelsschiffe und Soldaten!" — 1897 forderte Bischof Anzer für zwei von chinesischen Räubern ermordete Missionare seines Sprengels Vergeltung vom Deutschen Reich, das Tsingtau besetzen ließ und die Periode der gewaltsamen Vorrechte in China und seiner Aufteilung in Interessensphären fortsetze und verstärkte. Darum tut die Mission gut, sich nicht unter den Waffenschutz der Heimat zu stellen noch ihn zur Machtstärkung oder Sühne aufzurufen.

7. Das letzte Motiv und Ziel aller Mission

1. Am allerwenigsten darf es sein das Streben nach hohen Bekehrtenziffern noch nach einem Hochtreiben der Statistik, obwohl ein gewisser Teil der Heimat immer noch nach diesen Dingen verlangt und überwiegend danach den Erfolg der Mission beurteilt. Man übersieht dabei, daß Zahlen und Ziffern kein kongenialer Ausweis für Jesu Lebensgeist sein können und daß Statistik bei geistigen Ausstreuungen am wenigsten zuverlässig und maßgebend ist. Schon David wurde gestraft, als er mit Statistik und Volkszählung begann (2. Sam. 24). Zahlen bedeuten wenig zur Christianisierung der Welt, wenn man bedenkt, daß zum Beispiel die asiatische Toleranz in religiösen Dingen, dazu das feste Familiensystem, Übertritt und Entscheidung zum Christentum sehr erschwert, der öffentliche christliche Einfluß aber sehr stark sein kann. Erweckungsbewegungen und Massentaufen trüben ebenfalls das Bild durch momentane Erfolge, die nachher nur zuleicht versickern! Das Christentum fing ja auch nur mit einem Gründer und zwölf Helfern an!

2. Auch nicht bloß das Mitleid mit den „armen Heiden!" Subjektiv sind jene Nichtchristen oft ernster und frömmer als der Durchschnitt der christlichen Westländer. Auch kann man nicht mit jedem Volk Mitleid haben noch es erregen wie zum Beispiel mit Japan, das innerlich religiöser und äußerlich harmonischer lebt als manches westliche Volk. Mitleid ist meist nur ein schnell verrauschendes Motiv ohne nachhaltige Wirkung und verleitet leicht zu Übertreibungen und Entstellungen.

3. Das letzte und entscheidende Motiv aller Mission ist unser evangelischer Glaubensbesitz:

Der lebendige und allmächtige Vatergott aller Menschen, als absolute geistige Persönlichkeit und vollkommene Liebe gedacht, und damit unüberbietbar an Gehalt. Seine Realität und Wahrheit gilt es, allen

fingierten, vorgeahnten und vorgebildeten Gottheiten entgegenzusetzen. Er erhebt Anspruch auf die ganze Welt!

Der lebendige Jesus Christus als vollkommene Offenbarung dieses Gottes, das Herz Gottes uns in ihm dargeboten, der uns mit seinem Leben und Sterben, mit höchster Liebe und höchstem Opfer, das Heil der Versöhnung erworben und damit den kürzesten Weg vom sündigen Menschen zum gnädigen Gott eröffnet hat. Ihn gilt es allen fingierten Gestalten und Taten anderer Erlöser und Heilande entgegenzusetzen als den Durchbruch Gottes in diese Welt!

Die lebendige Kraft des Heiligen Geistes, der die Gotteskindschaft als volle Liebesgemeinschaft mit Gott und Mensch hier vorbereitet und in der Ewigkeit erfüllt, Kraft zum Guten verleihend durch die einzigartige dreidimensionale Wesensart des Christentums an Stelle der nur zweidimensionalen aller außerchristlichen Religionen, weil nur hier diese drei genannten Auftriebe aus der Höhe wirken und real werden können. (Vgl. mein Buch: Geisteskampf um Ostasien, Leopold Klotz, Gotha 1927, IV. Kap.).

4. Darum sind als zielsetzende Motive abzulehnen: zunächst jede pantheistische Umdeutung aller Religionen, um sie alle im Querschnitt des Pantheismus einzuordnen und damit eine Art Überreligion oder Geheimreligion zu schaffen. Die pantheistische Religionsauffassung steht an Werthöhe und Wertfülle der christlichen nach. Höchstes Sein ist eben doch ein Sein als persönlicher Geist und persönlicher Liebeswille, also auch als persönlicher Gott. Der Aufstieg von Sünde — Gnade — Erlösung wird ersetzt durch eine Art Selbsterlösung, die die guten Anlagen im Menschen selber zu steigern unternimmt. Das Gebet wird ersetzt durch Meditation und Versenkung oder bleibt eine Art Selbstgespräch; die Vorsehung wird zur Schicksalhaftigkeit des Karma oder des blinden Fatums und ein persönliches Fortleben in ein Versinken ins All, in Tao oder Nirwana gewandelt. Damit ist die Kräftigkeit eines persönlichen Gottes und einer unverlierbaren persönlichen Seele geschwächt. — Religionsgeschichtlich kommt hinzu, daß der Pantheismus so wenig zu befriedigen scheint, daß er andere Religionen ruhig neben sich als Ergänzung duldet, und daß die durch ihn unbefriedigte Seele über ihn hinausdrängt zum Polytheismus oder Henotheismus, wie es im Buddhismus, Hinduismus und Taoismus zu beobachten ist, sofern sie pantheistisch gedeutet wurden.

5. Endlich ist hier abzuweisen der Versuch, durch Mischen oder Destillieren aller Religionen oder der wenigstens führenden eine Allerweltsreligion synkretistischer Art zu erzeugen, die alle Menschen gleichermaßen befriedigen soll.

Dieser Versuch verwischt jedoch die oben angedeutete Wesensverschiedenheit des Christentums von den anderen Religionen und mischt einander fremdartige Dinge, wie etwa Buddhismus und Chri-

stentum, die wie Wasser und Öl füreinander undurchdringbar sind und sich darum immer wieder scheiden werden. — Solche Mischungen entstehen immer in Zeiten des Relativismus, wo objektive Maßstäbe und Wertunterschiede aufgehoben werden, beim Ausgang der Antike so gut wie heute. — Das überspannt und verfälscht denn auch den Begriff der Toleranz zu einer verschwommenen, unwirklichen Gleichstellung und Mischung von disparaten, rein subjektiv ausgewählten Elementen. Kurze Dauer und schneller Verfall sind denn fast durchweg das Kennzeichen solcher Mischreligionen. Beim Ausgang der Antike zogen eine Unmenge Kulte im römischen Reich westwärts: der ägyptische Serapis, die kappadozische Kybele, der syrische Adonis, der jüdische Jahwe, der persische Mithras, und mischten sich, bis das junge Christentum, das mit ihnen gezogen kam, sie alle überwandt — so wird es auch noch einmal siegen, auch heute in die asiatischen Mischreligionen hineingezogen: Omoto in Japan (Schinto und Chtt), Tao Yuan in China (wo sie Christus, Buddha, Muhammed, Laotze und Konfuzius anbeten), Brahmo Samadsch in Indien (Hinduismus und Chtt), Behaismus im Islam (Islam mit christlichem Einschlag). Aber dadurch, daß man naturgewachsene Kristalle verschiedener Art und Struktur zerschlägt, entstehen durch Mischung und neue Zusammenstellung keine neuen Kristalle!

6. Es ist in keinem andern Heil!

Ein kluger Mann, welcher sich mit den Weltreligionen beschäftigte, kam zu folgendem Ergebnis:

Der Grieche sagt: „Mensch, erkenne dich selbst!"

Der Römer sagt: „Mensch, beherrsche dich selbst!"

Der Chinese sagt: „Mensch, bessere dich selbst!"

Der Buddhist sagt: „Mensch, vernichte dich selbst!"

Der Brahmane sagt: „Mensch, versenke dich selbst!"

Der Mohammedaner sagt: „Mensch, beuge dich!"

Der Israelit sagt: „Mensch, heilige dich!"

Aber Jesus sagt: „Ohne mich könnte ihr nichts tun." „Ich bin gekommen, zu suchen und zu retten, was verloren ist." (Luk. 19, 10.) „Ich bin gekommen, daß sie überfließendes Leben haben sollen." (Joh. 10, 10.) „Ich bin gekommen und bringe eine vollkommene Freude, den vollkommenen Frieden und die wahre Freiheit." (Joh. 16, 24; 14, 47; 8, 36.)

Und hier gilt es: nicht was eine Religion auf diesem oder jenem Gebiet erreicht oder nicht erreicht hat, ist entscheidend für das Urteil über ihren Wert oder Unwert, sondern das ist die Energie, mit der sie die höchsten sittlichen und religiösen Ideen in der Öffentlichkeit vertritt und auf ihrem eigensten Gebiet durchzuführen bestrebt ist.

8. Überraschende Befürworter

Kolumbus erklärte 1492, seine astrologischen Berechnungen hätten ihm gezeigt, daß bis zum Ende der Welt nur noch 155 Jahre übrig seien; so müsse er sich sofort auf den Weg machen, damit bis dahin die ganze Welt bekehrt sei!

Herder: Ob reine Christusreligion je aufkommen werde? Wer wollte daran zweifeln? In aller Menschen Herzen ist diese geschrieben; obwohl mit Unrat überdeckt, glänzt ihre Schrift hervor unaustilgbar, unverfälschlich. — Die Mission ist eine Werkstätte zur Ausbreitung der Humanität. (Humanitätsbriefe.)

Novalis: Mein Glaube ist soviel wert, als ich andere davon überzeugen kann!

Lessing: Die Erziehung des Menschengeschlechts § 53: Ein besserer Pädagog muß kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — Christus kam. — § 64: Wenigstens ist es schon aus der Erfahrung klar, daß die Neutestamentlichen Schriften, in welchen sich diese Lehren nach einiger Zeit aufbewahrt fanden, das zweite, bessere Elementarbuch für das Menschengeschlecht abgegeben haben und noch abgeben.

Goethe: Das eigentliche Thema der Weltgeschichte ist der Kampf des Glaubens gegen den Unglauben. (West-östlicher Diwan.)

Darwin: Die Einführung des Christentums mildert die Roheit der Sitten. Jeder Schiffbrüchige sollte bitten, daß Missionare an jener Küste wohnen. (Tagebuchblätter.)

A. Paquet: Von allen Ausstreuungen geistiger Art ist die Mission die eindringlichste und verbreitetste.

Sven Hedin: Ich bewundere den selbstlosen Kampf der Missionare für den Sieg des Christentums.

Sozialistische Monatshefte 1909, der spätere Minister Radbruch: Mission ist ein Beweis für die Lebensfähigkeit des Christentums. Mag man auch persönlich das Christentum abgestreift haben, so muß man dieser Opferfähigkeit der Christen Achtung zollen. Mission ist ein nützliches geistiges Gährungsmittel in kultureller Abgeschlossenheit.

Der Sozialist Noske sagte in der Etatsdebatte 1914: Ich habe wiederholt meine Bewunderung für die kulturelle Arbeit der Mission ausgesprochen, die sie gerade auf dem Gebiet der Schule leistet.

9. Gedanken für kurze Begrüßungs- und Schlußworte

In der Mission zeigt die Kirche und Gemeinde ihr eigenstes Gesicht; Missionseifer ist Thermometer für den Wärmegrad der Christlichkeit in ihr.

Nicht des Jesuiten Xavers Ruf: amplius! amplius! — nicht John Motts: Christianisierung der Welt in d i e s e r Generation! — son-

dern geduldig aussäen, langsam reifen und andere ernten lassen — das ist der normale Gang in der Mission.

Auch das Missionsschiff trägt den Bremer Seefahrerspruch: Deo Ventis Manibus! Wir vertrauen auf Gott, auf günstige Winde, auf eure betenden und gebenden Hände! Unseres Volkes Brüder sind auf dem Schiff und über ihm weht Gottes Wimpel!

Missionare sind Pioniere an der Front, wir von der Etappe dürfen sie nicht im Stich lassen!

Tycho Brahes Denkmal in Prag trägt die Inschrift: Nicht die rohe Gewalt, nicht die Macht des Reichtums, des Geistes Szepter bleibet ewiglich — wir sagen noch: Christi Szepter bleibet ewiglich!

Der Herr begräbt seine Werkleute, aber sein Werk setzt er fort! (Wesleys Grabschrift.)

Das wertvollste Volk ist dasjenige, das der Menschheit am meisten leistet und ihr dient.

Mission muß Gemeindesache werden — so hat es einst der erste Forderer der Mission zur Reformationszeit, Butzer, verlangt. In der Erweckungs- und Kolonialzeit wurde sie Vereinssache, nun soll sie doch endlich Gemeindesache werden!

Alle Mission liegt zwischen toter Rechtgläubigkeit und toter Freigläubigkeit!

Die Kirche, die nicht missioniert, kann demissionieren!

Scheuen wir uns nicht, Jesum den Asiaten zu zeigen, denn er war ein Asiate!

Alle Missionsarbeit ist ein Stück Christusarbeit und hat Christusschicksal. Sei froh des Hohnes, er verinnerlicht.

J. S. Bach schrieb oben auf das leere Blatt jeder neuen Komposition: Jesu juva! Herr hilf! So wir auf jedes Blatt jedes Missionsunternehmens.

Der japanische Pfarrer Utschimura sagt: Indem ihr andere Völker christlich macht, macht ihr euch selber christlich. Ihr bekehrt die Heiden und sie bekehren auch euch!

Es ziemt der größten Volkskirche des Protestantismus, an dem größten Werk der Christenheit, der Weltmission, einen angemessenen Anteil zu nehmen. (Preußische Generalsynode 1930.)

10. Wie man Geld erbitten kann

(Vgl. A, § 1—3)

Verwünscht ist das bloße „Interesse" — erwünscht ist die Tat!

Der rechte Schluß fehlt, wenn man nur feststellt: es war interessant, es hat sich gelohnt — es war belehrend! Zum geistigen Kämpfen gehört auch Geld und noch einmal Geld und noch einmal Geld; darum ist die Opfergabe der beste Schluß.

Von der Höhe des Gesagten sollen wir nun in den Alltag des Geldbettelns herabsteigen — laßt uns durch die Höhe der Gabe die Höhenlage bewahren.

Der Vortrag hat uns gezeigt: die Mission ist kein löchriger Sack, wo man oben sein Geld mißtrauisch hineinsteckt, weil es unten sinnlos oder unkontrollierbar abfließt!

Das Beste kommt zuletzt: das ist nicht mein Schlußwort jetzt, nicht der Schriftenverkauf, nicht das Sammeln, sondern das Zählen der Kollekte! Sorgen Sie, daß es das Beste werde!

Wer nur das Scherflein der Witwe erbittet, der füge wenigstens wortgetreu hinzu Mark. 12, 44: Sie gab alles was sie hatte, ihre ganze Nahrung!

Wem das Herz voll ist, dem läuft der Geldbeutel über!

Zwei Stützen der Mission mögen nie brechen: Gebét, Gébet.

Geben wird in der Mission zum inneren Nehmen.

Mit Interesse, Idealen, Vorträgen, Belehrung und Mitleid allein kann man keine Kapellen, Schulen und Krankenhäuser bauen, dazu braucht man Geld.

Jede Einzelgabe ist willkommen, aber sie ist nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Bessrer ist Mitglied, Leser unseres Blattes werden — nur steter Tropfen höhlt den Stein!

(Postscheck Ostasien-Mission, Berlin 6457.)

Zweites Kapitel

Christus am Torii in Japan

A. Stellung der japanischen Regierung zum Christentum

1. Ideelle Anerkennung

Japanische Reichsverfassung § 28

Japanische Untertanen genießen innerhalb der Grenzen, die Frieden und Ordnung unangetastet lassen und ihre Untertanenpflichten nicht beeinträchtigen, Freiheit des religiösen Bekenntnisses. — *1891*

Innenminister Tokonami über das Christentum

Der durch seine dem Christentum sehr gewogene Haltung bekannte japanische Minister des Innern Tokonami hat jüngst gesagt: „Mehr als technische Wissenschaft und Praxis tut not, daß wirklich soziale Arbeit geleistet wird. Diese erfordert in erster Linie die Fähigkeit der Selbstaufopferung und der selbstlosen Dienstbereitschaft. Für Männer und Frauen solcher Art hängt die Regierung mehr und mehr vom Christentum ab.“ Ein anderer hochgestellter Beamter äußerte sich: „Japan ist reif für ein starkes Programm sozialen Fortschritts, und die Missionare haben eine Gelegenheit, ihren Einfluß durch das ganze Land zur Auswirkung zu bringen.“ Ein dritter Beamter erklärte nach dem „Japan Evangelist“ (1921, S. 246), der beste Beitrag, den die „Christlichen Vereine junger Männer“ für den sozialen Fortschritt Japans zu leisten vermöchten, sei die Gründung eines christlichen Klubs oder Heimes für junge, innerlich feste Industriearbeiter, in dem sie täglich mit christlichen Idealen und christlicher Kultur in Berührung kämen, so daß sie aus der hoffnungslosen und stumpfen Atmosphäre, in die die meisten Arbeiter versinken, herausgehoben würden. Er sagte: „Leiten Sie den Ehrgeiz und die Gedanken und erhöhen Sie die Ideale von wenigen dieser Männer, so daß sie instand gesetzt werden, ihre Mitarbeiter geistig zu führen.“ *1921*

Der Geist von Bethlehem

Als nach dem erwähnten, großen Erdbeben, die Völker der Erde Japan in großem Maße Nothilfe geleistet hatten, erließ der japanische Ministerpräsident, Graf Yamamoto, zu Weihnachten 1923, einen Dank-Aufruf an die Welt in folgenden Worten: „Vor mehr als 1900 Jahren wurde Christus in Bethlehem in Judäa geboren, um Liebe und Hilfsbereitschaft unter den Menschen der Welt zu predigen, und der Geist seiner Lehre wurde in all seiner Schönheit

von den Völkern der Welt bestätigt bei dem jüngst über unser Volk hereingebrochenen Unglück, und unser Volk hat die ihm gesandte Hilfe auch in demselben Geiste aufgenommen."

Der nichtchristliche Minister der nichtchristlichen Großmacht hätte ja auch sehr höflich danken können, ohne Christus zu erwähnen. Er gibt aber Christus und seinem Geist die Ehre! *1923*

Schwierige Lage

Die Regierung Japans befindet sich in einer schwierigen Lage angesichts der allgemeinen Religionsfreiheit. Wie soll sie sich stellen? Das Christentum ist noch zu schwach, um das neue Japan schon stützen zu können. Man läßt es ruhig gewähren, lobt und unterstützt es hie und da, erkennt auch seine Leistungen auf vielen Gebieten als denen der alten Religionen überlegen an. Aber man kann unmöglich heute schon das Christentum staatlich zur Volksreligion stempeln. Vor 50 Jahren hat man einmal den Gedanken erwogen, das Christentum durch Staatsgesetz in Japan einzuführen. Gottlob war das unmöglich. Es wäre ein großes Unheil daraus geworden, ganz gewiß wäre so nimmermehr eine gute, neue religiöse Basis für die Volkssittlichkeit entstanden.

Nun sieht die Regierung ebenso klar wie Vicomte A. und wir, daß das westliche Wesen die alten sittlich-religiösen Fundamente mehr und mehr erschüttert. Soll sie diesem Zerstörungsprozeß etwa tatenlos zusehen? Das geht nicht an. Da man aber auch nicht einfach als neues Fundament etwa das Christentum staatlich einführen kann — die Vorgänge zur Zeit des Konstantin und seiner Nachfolger locken nicht zur Nachahmung —, so bleibt gar keine andere Möglichkeit, als daß die Regierung versucht, die alten sittlich-religiösen Fundamente zu stützen und zu stärken, solange und so straff es irgend geht. Daß sie dabei die leise Hoffnung hat, es könne vielleicht gelingen, die alte Religionsbasis auch für die ferne Zukunft zu erhalten und also vom Westen nur die Technik und alles Intellektuelle zu nehmen, aber auf sittlichem und religiösem Gebiet den alten Ideenbestand und damit auch die alten Ordnungen hinüberzuretten in die neue Zeit, wer will ihr das verdenken?

So ist also trotz aller Freundlichkeit, die man dem Christentum erweist und allem Entgegenkommen gegen den im Volke sehr mächtigen Buddhismus der amtliche Religionskurs der, daß man mit aller Energie den Shintoismus pflegt und zu erhalten sucht. *Witte 1924*

Das Programm der Regierung

X Immer stärker treten jetzt die Wirkungen der politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Umgestaltung des gesamten Lebens zutage. Der Minister des Innern hat dem im letzten

Jahre Ausdruck gegeben durch die Erklärung, daß Japan in der großen Gefahr stehe, einem krassen, zerstörenden Materialismus zu verfallen. Die alten sittlichen und religiösen Grundlagen sind im Wanken. Eine neue Unterbauung des Volkslebens durch Sittlichkeit auf religiöser Basis ist das Programm der Regierung. Unter diesem staatspolitischen Gesichtspunkte heißt man alle Religionen willkommen, auch das Christentum. In voller Freiheit und unter dem denkbar größten Wohlwollen der Regierung kann die Mission in Japan wirken. Die Regierung selbst zeigt in bemerkenswerter Weise Entschlossenheit, die sittlichen Zustände zu bessern. *1925*

Die Kaiserin besucht einen christlichen Gottesdienst

Die Kaiserin von Japan, also Japans erste Frau von heute, besuchte neulich christliche Schulen und einen christlichen Gottesdienst. Anläßlich ihres Besuches in Kyoto war ein offizieller Besuch in der christlichen Universität, der Doschischa, vorgesehen. Nachdem die Hochschule besichtigt war, erkundigte sich die Kaiserin nach dem Gottesdienst in der Kapelle und nahm am regelmäßigen Kultus teil. Sie stand mit geneigtem Haupt da in stillem Gebet, als der Leiter der Hochschule, der Theologe Dr. Ebina, das Gebet sprach. Dann sprach sie sich sehr anerkennend über die ihr bekannt gewordenen Werke mehrerer Missionare aus und erteilte der ganzen Familie Ebina eine Audienz. Die Christen in Japan erwarten von diesem erstmaligen Besuch einer japanischen Kaiserin in ihrem Gottesdienst eine erweiterte Anerkennung und Würdigung ihrer Bestrebungen. Jedoch sollte dieser Besuch nur ausdrücken, was das Gesetz der Bekenntnisfreiheit in Japan seit 1891 ausspricht, nämlich die paritätische Behandlung der verschiedenen Kulte, denn an demselben Tage besuchte die Kaiserin auch eine Schinto- und eine Buddhistenschule. *1925*

2. Aufruf zur Mitarbeit

Die dritte amtliche Religionskonferenz 1924

Am 20. und 21. Februar 1924 fand abermals eine staatliche Religionskonferenz in Tokio statt, wie schon 1911 und 1919, von der Regierung einberufen. Es waren 45 Buddhapriester, 29 Schintopriester und 13 christliche Geistliche geladen.

Der Premierminister Kiyoura brachte in seiner Ansprache zum Ausdruck: erschreckend sei auch gerade nach dem Erdbeben die Verflachung der Moral, des Glaubens und der öffentlichen Disziplin; gefährliche und radikale Ideen gingen erneut um. Da erbäte die Regierung die Mitarbeit der Religionsgemeinschaften zur Vertiefung der Erziehung der Jugend, zur religiösen Durchdringung des Volkes und zur sozialen Mithilfe. — In den Antworten der Geistlichen kam nun überall eine Bereitwilligkeit dazu zum Ausdruck, aber scharf ge-

würzt mit Vorwürfen und Kritiken an der Regierung. Am wenigsten noch bei den Schintoisten, die ja bei der staatsfreundlichen Stellung der Regierung zu ihrer Religion als der geheimen Staatsreligion auch am wenigsten Anlaß dazu hatten. Bei aller Anerkennung, daß der Staat ein besonderes Amt für Schintoschreine zugelassen habe, meinte ein Vertreter nur vorsichtig, daß das Aufstellen von Schintoschreinen allein noch nicht genüge. — Bedeutend schärfere Kritik kam vom Buddhismus; mehrere Vertreter wiesen auf die immensen Verdienste hin, die ihre Religion nun seit über 1300 Jahren um die Hebung und Pflege des nationalen Sinnes in Japan sich erworben habe; um so schärfer griffen sie die Ungerechtigkeit an, daß der Staat sie vor den Christen stark zurücksetze in der Freiheit, Plätze für Kirchen, Tempel und Begräbnisstätten auszuwählen. Ferner betonten sie erneut ein vertrauensvolles und engeres Zusammenarbeiten der Lokal- und Schulbehörden mit den Vertretern ihrer Religion. — Auch die Christenvertreter, scheinbar durchweg japanische Pastoren, lasen den Regierungsvertretern tüchtig die Leviten: an der weitesten Materialisierung des Volkes, an dem Anwachsen der Wissenschaften und der Industrie im religionslosen und kapitalistischen Sinne sei hauptsächlich die Regierung schuld; ihre Gleichgültigkeit zur Religion, besonders unter der letzten Meji-Leitung, habe viel verschuldet; sie solle sich von der Politik des laissez faire lossagen, mehr vorbeugend wirken und durch freies Spiel der Religion die unsteten Verhältnisse festigen und Wissenschaft mit dem Glauben sich aussöhnen lassen.

Immerhin aber haben die Vertreter der drei Religionen in weitestem Maße ihre Mitarbeit an der Hebung der nationalen Idee und ihrer Leistungen in Japan zugesagt und der Bitte der Regierung willfahrt.

3. Materielle Hilfe

Die Regierung schenkt bei der Aufgabe Tsingtaus den dortigen Missionen ihre Grundstücke als rechtliches Eigentum

Tsingtau, den 24. Februar 1922.

Heute habe ich große Freude, Ihnen mitteilen zu dürfen, daß die japanische Regierung uns die Grundstücke, die wir bisher nur in Pacht für zehn Jahre hatten, zu rechtlichem Eigentum übergeben hat. Montag, den 20. Februar d. J., wurden wir drei Vertreter der hiesigen deutschen Missionen auf das Gouvernement gerufen, woselbst uns, in Vertretung des Gouverneurs, Geheimrat Uchida, erster Geheimsekretär der hiesigen Zivilverwaltung, folgendes mitteilte: „Wir haben Sie hierher gebeten wegen der von den Missionen bisher gepachteten Grundstücke. Die

Kaiserlich japanische Regierung hat nach der Einnahme Tsingtaus die damals kurz zuvor vollzogenen Landkäufe der Missionen nicht rechtlich anerkannt. Mit Rücksicht aber auf die gegenwärtigen freundlichen Beziehungen zwischen ihrem und unserem Lande und insbesondere mit Rücksicht auf die Arbeit der Mission und den Charakter dieser Arbeit, der humanitär ist, hat sich die Kaiserlich japanische Regierung entschlossen, die von den Missionen bisher gepachteten Grundstücke den einzelnen Missionen als rechtliches Eigentum zu übergeben. Wir bitten Sie, das Ihren Missionsmitgliedern mitteilen zu wollen und ihnen zu sagen, daß es dieser Charakter der Mission und ihrer Arbeit ist, der die Kaiserlich japanische Regierung zu diesem Schritt bestimmt hat."

Dr. Bohner, Missionar

In Verbindung mit dieser hocherfreulichen Tatsache möchten wir weiter mitteilen, daß auch die deutsche Christuskirche von der japanischen Verwaltung als rechtmäßiges Eigentum nebst dem betreffenden Grundstück zurückgegeben ist. —

Staatliche Unterstützungen

Es ist schon lange in Japan Brauch, daß am 11. Februar jeden Jahres, dem Tage der Dynastiegründung, wo vom Kaiserhause, den Ministern des Innern und des Unterrichts eine Anzahl Anstalten der sozialen Hilfe mit Geldunterstützungen als Zeichen der Anerkennung und zum Zwecke der Anfeuerung bedacht werden, unter den ausgezeichneten sich stets auch christliche Unternehmungen befinden. Als nach dem großen Erdbeben die Regierung drei Millionen Yen für die Wiederherstellung zerstörter Wohlfahrtsanstalten aufwandte, erhielten auch die Christen ihren gebührenden Anteil. Gelegentlich sind auch christliche Waisenhäuser und Schulen nebst der Heilsarmee durch besondere kaiserliche Gaben bedacht worden. Ähnliches geschieht durch Provinzialregierungs- und Stadtbehörden. Natürlich handelt es sich dabei nicht um Unterstützung des Christentums, sondern der Wohlfahrtsarbeit. Doch erhalten die Christen verhältnismäßig viel, weil es verhältnismäßig viele christliche Anstalten gibt und weil diese besonders wertvoll erscheinen. So gab zum Beispiel im Jahre 1924 das Ministerium des Innern Unterstützungen an 284 soziale Unternehmungen, und zwar darunter an drei schintoistische, 95 buddhistische, 75 (!) christliche, so daß die christlichen besonders gut abgeschnitten haben. Dabei hat die Abteilung für soziales Unterstützungswesen auf Befragen ausdrücklich erklärt, daß natürlich der Zweck dieser Gaben sei, das soziale Hilfswerk zu fördern, daß aber darin auch eine Anerkennung des hohen Wertes enthalten liege, den die soziale Hilfe habe, die aus religiösen Beweggründen fließe!

Schiller 1928

Zwei christliche Universitäten erhalten Staatsunterstützungen

Das Kultusministerium in Japan hat unter die Zahl der mit Staatsmitteln zu unterstützenden Hochschulen auch zwei christliche Universitäten aufgenommen, nämlich die Doschischa in Kyoto und die Jikeikei in Tokio. Als älteste der christlichen Privatanstalten erhalten sie auf zehn Jahre je 100 000 Mark. Für andere ähnliche Anstalten ist für spätere Jahre, wenn sich Japans Finanzen gebessert haben, auch ein Zuschuß zugesagt worden. *1928*

Ein Prinz unterstützt den C. V. J. M.

Prinz Tokugawa ist Buddhist. Er ist Präsident der höchsten Kammer in Japan. Er war der Führer der japanischen Abordnung zu der Abrüstungskonferenz in Washington. Er ist momentan einer der einflußreichsten Männer seines Landes. Gelegentlich einer Ansprache an die Mitglieder des Hilfskomitees der christlichen Jungmännervereine sagte er unter anderem folgendes: „Meine Vorfahren haben die Christen verfolgt und des Landes verwiesen. Heute unterstütze ich gern das Hilfskomitee der Christlichen Vereinigung Junger Männer in Tokio, das ganz und gar eine christliche Vereinigung ist. Ein sonderbarer Gegensatz: meine Vorfahren haben gehandelt unter den Bedingungen und Umständen ihrer Zeit; das haben wir auch getan. Von Religion will ich nicht reden; aber das weiß ich, daß das Christentum eine gute Religion ist und daß die Vereine Christlicher Junger Männer überall als ein wunderbarer Führer der Jung-Männerwelt anerkannt sind. Deshalb bin ich gern einer der Ratgeber dieser Hilfsgesellschaft geworden. Ich bin überzeugt, daß jeder aufrichtige Mensch die Pflicht hat, eine derartige Jugendbewegung zu unterstützen.“ *1929*

4. Jesus die Quelle wahrer Erziehung

Der Leiter des japanischen Religionsbüros über das Christentum

Der Leiter des japanischen Religionsbüros des Erziehungsministeriums hat sich in einer Adresse an das japanische „National Christian Council“ dahin geäußert, er sei überzeugt, daß geistige Lösungen für die sozialen Probleme Japans gefunden werden müßten. Er sei zu dem Urteil gekommen, daß Jesus die wahre Quelle geistiger Erziehung sei; er erkenne an, daß die christlichen Missionare den Vertretern der andern Religionen weit überlegen seien. Auf der Religionskonferenz der japanischen Religionen gab er an, daß nach der amtlichen Statistik der Buddhismus in Japan 48 Millionen, der Schintoismus 17 Millionen und das Christentum 210 000 Anhänger zählten. Er fügte hinzu: „Das Christentum zeigt einen überlegenen Einfluß und eine überlegene Kraft. Wenn

Sie (zu den Buddhisten gesagt) diese Tatsache nicht ernstlich in Betracht ziehen, dann wird der Buddhismus in 50 oder 100 Jahren seine Stellung und seinen Einfluß im Volke verlieren." *Witte 1929*

Ansprache des Kultusministers an den Nationalen Christenrat

Ihre gewichtige Arbeit in der Ausbreitung des Christentums in unserem Lande ist Anlaß zu aufrichtigem Dank. Ich persönlich als mit der Beaufsichtigung der Religionsgemeinschaften Beauftragter hege eine tiefe Bewunderung für Ihre vielseitigen Bemühungen um die geistige Wohlfahrt unserer Nation.

Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß ein jedes Land zu seinem geistigen Aufbau religiöse Überzeugungen nötig hat. Da der Mensch nicht bloß als materielles Wesen bestehen kann, so ist geistlicher Glaube wesentlich. Gewiß ist auch Erziehung nötig, aber wir können jenes Ziel nicht mit bloßer Erziehung [in Japan bekanntlich religionslos] erreichen; hier ist die Religion unentbehrlich. Wir haben verschiedene Religionen, und ich wage nicht zu entscheiden, ob eine von ihnen gut oder schlecht ist, aber das von Religion geleitete und begeisterte Herz der Menschen ist eine unbedingte Notwendigkeit der fortschreitenden Zivilisation.

Verglichen mit Buddhismus und Schintoismus, besteht das Christentum noch nicht allzulange in unserm Lande, aber in dieser kurzen Zeit haben fremde Missionare und die Anhänger dieses Glaubens aus unserem eigenen Volk soviel Prüfungen durchgemacht und soviel Hindernisse überwunden, so daß gerade dadurch ein beträchtlicher Aufschwung zu verzeichnen ist. Ich meine, wir sollten dankbar sein für solche Förderungen!

Einst hatte das Christentum viel Anfechtungen durchzumachen, aber heute erfreut sich jedermann der durch die Verfassung festgelegten religiösen Freiheit. Der Staat als solcher schützt und ermuntert jede Religion gleichmäßig vom Boden der Staatsgesetze aus. Denn die Erfahrung lehrt uns, daß der unaufhaltsame Fortschritt uns immer mehr und mehr zum Materialismus hindrängt; darum wird die Regierung, bei aller Förderung des materiellen Aufstieges, auch die Gebiete der Erziehung und der Religion nach Kräften fördern!

Wer lebendig im Glauben steht und feste Überzeugungen hat, dessen Herz kann nichts erschüttern! Die Macht der Religion legt die Grundlage zur nationalen Idee und bestimmt den Wert eines Menschen. Und warum wir den Glauben fördern, ist dies, daß wir von der Religion aus alles als göttlich ansehen.

Ich sage nicht, daß eine oder die andere Religion gut oder schlecht ist, ich meine, daß alle Religionen im Grunde gleich sind! Wenn Konfuzius, Christus und Buddha sich träfen und über ihre Anschauungen sich beredeten, so würde kein Unterschied herauskommen! [Beliebte pantheistische und synkretistische Einstellung in Japan!] *1928*

Das Christentum der Heimat versagte nicht!

Vor einigen Jahren, nach dem Kriege, sandte die japanische Regierung einen Regierungsrat des Erziehungsministeriums nach Europa zum Studium unserer christlichen, kirchlichen Einrichtungen und Zustände. Herr T. K. wurde durch unsere oberste Kirchenbehörde mir zugewiesen zur Einführung in das praktische, kirchliche Leben. Ich besuchte mit Herrn T. K. einige Gottesdienste in unseren schönen Kirchen. Ich ließ ihn teilnehmen an einem Fest des Jungmännervereins „Wartburg" in Berlin-Steglitz, dessen Aufführungen und Musikdarbietungen sein großes Interesse erregten, ich brachte ihn in einen Kindergottesdienst unseres Freundes, Pfarrers Lic. Moldaencke. Und gerade diesen Kindergottesdienst hat er dann auch ohne mich noch mehrfach besucht. Auch an einer Tagung des Verbandes unseres Missionsvereins und einem Missionskursus für Pfarrer in Eisenach nahm Herr T. K. teil und bezeugte lebhafte Teilnahme an unseren Bestrebungen. Als ich im Sommer 1924 in Japan war, hat Herr T. K. mir in jeder erdenklichen Weise geholfen, mich in meinen Reiseplänen zu unterstützen. Ihm danke ich es zum Beispiel, daß ich mit den leitenden Priestern der großen schintoistischen und buddhistischen Tempel in nahe Berührung kam. Er hat unserer Mission ein warmes Herz bewahrt und erklärte sich bereit, uns in jeder Weise zu helfen. Und er vermag heute viel. Denn er ist heute der Leiter der Religionsabteilung des Erziehungsministeriums, also der entscheidende Mann für alle offiziellen Beziehungen des Christentums und des Buddhismus zum japanischen Staat. Die Freundschaft dieses Mannes ist für uns von großem Wert. *Witte 1925*

5. Eine unmögliche Staatskontrolle

Das Scheitern eines „Konkordates" 1927

Ein „Konkordat" in Japan sieht freilich anders aus als bei uns, hat aber insofern Ähnlichkeit, als es sich auch um eine Regelung von Staat und Kirche handelt. Es ist vorläufig nur bei einem Versuch und einem abgelehnten Gesetzentwurf geblieben! Nach jahrelangen Vorarbeiten hatte die Regierung einen Gesetzentwurf vorgelegt, der eine Art Kontrolle und Aufsichtsrecht des Staates über alle Religionsgesellschaften und deren Kulte sicherte, dafür aber auch den religiösen Verbänden manche Vorteile verschaffte, vor allem das Christentum als gleichberechtigt neben Schinto und Buddhismus stellte. Bis jetzt waren seit 1891 in Japan nur der Schintoismus und der Buddhismus gesetzlich anerkannte Religionen, die christlichen Bekenntnisse aber geduldet. Nunmehr sollen letztere offizielle Gleichberechtigung mit jenen erhalten und eine Kommission war im verflossenen Jahre eingesetzt worden, um den Gesetzentwurf zu beraten. In dieser Kommission befanden sich neben acht Buddhisten und drei Schin-

toisten je ein katholischer und ein protestantischer Geistlicher. Die erste Reihe der Sitzungen schloß im Juni, die zweite begann im September. Aber schon in dieser Kommission ist der Entwurf verworfen worden, besonders von den Vertretern der japanischen Religionen, die von einem dem Unterrichtsministerium angeschlossenen „Aufsichtsrat" über Religionen und Kulte eine zu starke Beschränkung ihrer Freiheit fürchteten und eine Art Knebelung ahnten! Dieser Aufsichtsrat sollte das Recht haben, nicht nur die äußeren Angelegenheiten der Religionen zu überwachen, sondern auch ihr inneres Leben. Die Regierung beanspruchte das Recht, sogar die Gottesdienste und andere religiöse Veranstaltungen zu verbieten, falls sie der öffentlichen Wohlfahrt und der Volkssittlichkeit schädlich seien oder den Bürgerpflichten widersprächen. Diese Bestimmung war natürlich sehr bedenklich. Zwar war eine Beschwerdeinstanz vorgesehen, aber das ist ja stets eine unbefriedigende Lage. Außerdem bestimmte das Gesetz, daß alle öffentlich im Dienste der Religionen wirkenden Personen eine Bildung besitzen mußten, die etwa der abgeschlossenen Mittelschulbildung entspräche. Die Christen fürchteten zu diesem Punkt, daß man schlichte junge Leute dann auch nicht mehr als Sonntagsschulhelfer usw. werden verwenden dürfen. Erst recht fürchtete die Heilsarmee Hemmungen für das Wirken ihrer „Soldaten".

Aber nicht nur die Christen hatten starke Bedenken gegen das Gesetz, auch der Buddhismus. Der Buddhismus braucht heute den Staat nicht, wohl aber der Staat den Buddhismus. Auch der Buddhismus fürchtete eine zu starke Knebelung seiner Freiheit. Er steht für alle nationalen Aufgaben dem Staat willig zur Verfügung. Aber er fürchtete für seine Freiheit und Macht. Er wehrte sich jetzt nicht mehr gegen eine staatliche Anerkennung des Christentums.

So ist dies Gesetz keineswegs gefallen, weil sonst das Christentum vollste Gleichsetzung mit den zwei nichtchristlichen Religionen in Japan erhalten hätte; dieser Grund ist nirgends hervorgetreten. Auch hat sich das Christentum heute auch ohne dies Gesetz nicht zu beklagen, wird es doch von der Regierung in Japan freundlicher behandelt als in manchem heimatlichen Staat nach der Revolution! Irgendeinen Rückschlag für die Mission hat die Ablehnung also in keiner Weise.

Abermaliges Scheitern des revidierten Religionsgesetzes 1929

Das japanische Religionsgesetz, durch das auch das Christentum *gesetzlich* als gleichberechtigt mit den anderen Religionen anerkannt werden sollte, ist zum zweiten Male vom Parlament abgelehnt worden, weil auch in dem veränderten Entwurf der Staat zu starke Kontrollmaßnahmen vorgesehen hatte.

Gegen das Religionsgesetz haben gestimmt zehn christliche Denominationen mit 770 Kirchengemeinden, das ist mehr als drei Viertel der Christen. — Auch andere religiöse Gruppen, wie z. B. die Buddhistische Allianz, haben dagegen gestimmt, da die nötige Freiheit der Kirchen und Religionsgemeinschaften nicht genügend gewahrt sei. Damit kam das Gesetz zu Fall. *Witte*

B. Einfluß des Christentums auf das Volksleben

1. Warum Japan das Christentum braucht

Die Entscheidung der Religionen fällt in Japan

Japan ist für die Geschichte des Christentums von größter Bedeutung. In Japan wird es sich entscheiden, ob Ostasien dem Christentum sich zuwendet; denn Japan wird immer mehr der geistige Führer Chinas werden. In Japan wird auch der Entscheidungskampf zwischen Christentum und Buddhismus theoretisch und praktisch ausgefochten werden. Das sind Aufgaben, die gerade uns zur Mitarbeit locken sollten, und bei denen wir die Empfindung haben sollten, daß Gott uns ruft und diese Arbeit uns auferlegt.

Schiller 1922

Für Japan ist die wichtigste Frage die Religion

In Tokio hatte ich eine eingehende Besprechung mit einem der führenden Männer des öffentlichen Lebens, einem Vicomte A. Dieser Mann, der eine Reihe von Jahren Professor für Nationalökonomie in Kyoto war, ist Großindustrieller, Politiker und Mitglied des Herrenhauses, also ein Mann, der in vielfacher Hinsicht mit allen Fragen, Sorgen, Nöten und Aussichten seines Volkes vertraut ist.

Vicomte A. sagte plötzlich, den bisher besprochenen Gegenstand unseres Gespräches verlassend: „Für Japan ist die wichtigste Frage die Religion.“ Das war für einen Führer des wirtschaftlichen und politischen Lebens sicherlich eine überraschende Erklärung. Ich war zunächst argwöhnisch, ob diese Äußerung nicht als gastliche Höflichkeitsphrase mir, einem Vertreter der Religion, zuliebe getan, in ihrem Gewicht weniger bedeutsam sei, als sie klang. Ich fragte ihn deshalb, ob das nicht übertrieben sei. Japan habe gerade heute doch wichtigere Fragen als diese.

An alle lastenden Nöte und Sorgen erinnerte ich meinen Gast. Das seien doch wohl für sein Land die eigentlich großen Probleme. Natürlich war dem Vicomte A. das Schwergewicht all dieser Fragen wohl bewußt, aber er blieb dabei: „Für Japan ist die wichtigste Frage die Religion.“ Alle noch so gefahrvollen Krisen und Entwicklungsentartungen könne man überwinden, wenn ein Volk eine Re-

ligion besitze, die imstande sei, seine sittlichen Kräfte aufs höchste zu steigern und ihm innere Festigkeit zu verleihen.

Vicomte A. steht mit diesem Urteil in Japan keineswegs vereinzelt da, auch nicht in politischen und wirtschaftlichen Kreisen. Das ist heute dem „christlichen" Europa und Amerika vorbehalten, daß große Gruppen der Bevölkerung in allen Schichten sich nicht nur selbst erhaben dünken über alle Religion, sondern auch mit Hohn und Spott diejenigen überschütten, die ihren Glauben betätigen.

Gleichwohl hat er recht damit, zu sagen: alles Alte wird mehr und mehr erschüttert. Und nun steht die große Frage auf: Wenn auch die alten sittlichen und religiösen Fundamente mehr und mehr hinfallen, welches kann dann für die Zukunft die religiös-sittliche Grundlage Japans werden?

Zu den alten Religionen, soviel sie in der Vergangenheit dem Volke wert gewesen sein mögen, hatte für die großen Zukunftsaufgaben Vicomte A. kein Vertrauen. Der Buddhismus sei viel zu einseitig jenseitig orientiert, eigentlich doch mehr eine Religion für den Tod und die Toten als für das Leben und die lebendigen Menschen. Auch besitze er keinerlei religiöse Jugenderziehung oder überhaupt irgendeine Form der systematischen sittlich-religiösen Volksunterweisung. Der Konfuzianisums, der in Japan ja immer mehr eine Stimmung als eine wirkungsvoll dem Volk eingeprägte Lehre gewesen sei, sei derartig antiquarisch aufgebaut und so wenig mit dem Neuen in Übereinstimmung zu bringen, daß auch von ihm nichts zu hoffen sei. Was man von ihm jetzt in der Form des religionslosen Moralunterrichts in den Staatsschulen biete und zu erhalten suche, sei so fade, langweilig und wirkungslos, daß die meisten Lehrer diese Stunden für ihre größte Qual erklärten. Woher solle nun Japan eine religiöse Basis für seine Volksmoral nehmen, die stark genug sei, um das Volk in der schweren Übergangszeit vor innerem Verfall zu bewahren und es zu neuer Blüte zu führen? *Witte 1924*

Ohne Hilfe des Christentums geht es nicht

Werke der Barmherzigkeit waren den Japanern nicht völlig fremd; aber die Christen haben das Verdienst, sie organisiert zu haben. A l l e o r g a n i s i e r t e n W o h l t ä t i g k e i t s e i n r i c h t u n g e n — die Besserung der sittlich verdorbenen Kinder, der Schutz der entlassenen Gefangenen, die Waisenfürsorge, die Verbesserung der Gefängnisse usw. sind durch die Christen ins Leben gerufen worden. Ebenso ist es mit der Bewegung für Mäßigkeit und der Aufhebung der erlaubten Prostitution. Auch die Buddhisten haben etwas für das Wohl der Armen getan. Aber die gemeinsame Arbeit aller buddhistischen Sekten ist nichts gegen das, was eine einzige Yamamuro-Gruppe der Heilsarmee geleistet hat. Nur die Christen haben in Japan Wohltätigkeitswerke eingerichtet, die wert sind, in der ganzen Welt eingeführt

zu werden. Es ist auch nicht übertrieben, zu sagen, daß selbst das vom nationalen und sozialen Standpunkt aus wichtigste Werk — die Wiederherstellung der Häuslichkeit —, unmöglich ohne die Hilfe des Christentums erreichbar ist. In der japanischen Gesellschaft gibt es keine solche Häuslichkeiten wie in der christlichen; ja, es gibt nicht einmal einen genauen japanischen Ausdruck dafür. Wohl gibt es schöne Häuser in Menge, sogar solche, in denen strenger Anstand vorherrscht oder solche, die mit Vergnügungsmöglichkeiten ausgerüstet sind. Aber wo sind liebliche und reine Häuslichkeiten, wie wir sie bei den Christen finden? Sie sind, Dank des christlichen Einflusses, langsam im Entstehen. *Mochiji 1926*

2. Allgemeiner Einfluß des Christentums (Bibel, christliche Feste, Lieder und Kongresse)

Christentum als Qualitätsfaktor

Dadurch, daß das Christentum in dieser Mittelschicht des Volkes festen Fuß gefaßt hat, und sich von hier aus immer weiter ausbreitet, daß es durch die Missionsschulen die in diese Kreise hineinwachsende jüngere Generation nachhaltig beeinflußt, daß es durch seine Literatur diesem Mittelstande gesunde geistige Nahrung bietet, dadurch ist es gekommen, daß der tatsächliche Einfluß des Christentums in Japan viel weiter geht, als die Gemeindestatistik erkennen läßt. Die Ideale des Volkes, seine moralischen Anschauungen, seine Gewissensforderungen haben sich immer mehr dem Christentume angenähert; man betont heute strenger die Monogamie als noch vor wenigen Jahrzehnten, man urteilt strenger über sittliche Laxheit; die Stellung der Frau hat sich bedeutend gehoben; immer mehr kommt der Einzelne auch als Persönlichkeit zur Geltung; das christliche Dringen auf Wahrheit, Ehrlichkeit, auf das Einhalten von Versprechen ist nicht vergeblich geblieben. Wer Christ ist, genießt im Durchschnitt ein größeres Vertrauen in bezug auf seine Ehrlichkeit. Leider machen sich das unlautere Elemente zunutze, die sich für Christen ausgeben, um das Vertrauen der europäischen Kaufleute leichter zu gewinnen und leichter mißbrauchen zu können, so daß in der Fremdenkolonie Yokohamas und Kobes eine ganz falsche Vorstellung von der sittlichen Qualität der japanischen Christen entstanden ist. Tatsächlich hat sich das Christentum auch in Japan als eine Macht des Guten, der Volkserziehung und Förderung erwiesen, und wenn heute weite Kreise des japanischen Volkes eine sittliche Haltung ganz nach den Grundsätzen des Christentums zeigen, wenn sie die christlichen Ideale im Herzen tragen, so ist auch das ein Anzeichen dafür, daß das Christentum weit über seinen eigentlichen Bekennerkreis hinaus einen großen Einfluß gewonnen und einen sittlichen Gemeingeist geschaffen hat, der dem christlichen schon sehr nahe gekommen ist. *Schiller 1925*

Christliche Durchdringung

Im „Japan Advertiser" vom 15. Mai wird einmal wieder die Frage erörtert, ob die Missionsarbeit des Christentums erfolglos sei. Die 200 000 Christen Japans (außer Korea) bilden nach einer Missionsarbeit von 60 Jahren erst weniger als ½ v. H. der Bevölkerung. Der jährliche Zuwachs an Christen macht nur 0,1 v. H. des Wachstums der Bevölkerung aus. Wenn das Wachstum in Zukunft nicht schneller geht als in den letzten 20 Jahren, wird es 10 000 Jahre dauern, bis Japan ein christliches Land wird. Das sei die mechanische Wertung der Zahlen. Die genannte Zeitung kommt aber zu dem Urteil, daß die Durchdringung des japanischen Volksganzen mit den Ideen und Kräften des Christentums schon sehr weit vorgeschritten sei. Dieser Missionserfolg sei wichtiger als die genannten Zahlen. Das Christentum sei es, das die Stellung der Frau umgewandelt habe und dem sozialen Leben starke Kräfte christlicher Liebe zuführe. Erwünscht sei eine tiefere Einwirkung der Mission auf die Arbeitermassen. Die japanischen Kirchen selbst zeigten trotz ihrer Kleinheit im Volksganzen ein gesundes, regsames Leben. Das Christentum sei noch im Kindesalter und werde noch in Zukunft eine hoffnungsvolle Entwicklung erleben. *1929*

Ein bemerkenswertes Urteil eines Buddhisten

Der japanische Buddhist Dr. Suma gibt in Nr. 2 der inzwischen eingegangenen „Deutsch-Japanischen Revue" die folgenden sehr interessanten Urteile ab über das Christentum in Japan:

„Es muß hier bemerkt werden, daß das Christentum den Schintoismus wie den Buddhismus in den letzten Jahren aus ihrem schlafähnlichen Zustande erweckt hat, und es ist noch bemerkenswerter, daß das Christentum in Japan Philanthropie und Erziehung ungeheuer gefördert hat, und zwar infolge seiner Führung bei den verschiedensten Reformwerken.

Wer könnte es leugnen, daß eine gewaltige Hoffnung besteht für das Christentum, Japan ebenso zu beeinflussen, wie vor Jahrhunderten der Buddhismus. Besonders können wir den christlichen Einfluß in literarischen Werken auf dem Gebiete der Humanität sehen, die den Naturalismus ersetzt, der unsere Literatur so lange beherrschte. Wir können nur überrascht sein über die Volkstümlichkeit christlicher Gedanken und Begriffe in der Tagespresse, in Zeitschriften und Dichtungen. Das ist aber nicht alles. Das Christentum begann in der Mitte des 19. Jahrhunderts nach Japan einzudringen, zusammen mit jenen Fluten von Agnostizismus und Atheismus von Karl Marx und anderen Philosophen, die das Rückgrat des religiösen Glaubens in Europa erschütterten. Da kann man nur erstaunt sein über die wundervollen Fortschritte des christlichen Glau-

bens in Japan und muß die Überzeugung gewinnen, daß unsere geschichtlichen Glaubensformen in keiner Weise die christliche Flut gehemmt haben, sondern im Laufe der Zeiten sich mit dem Christentum verquicken, und zwar in dessen reiner und einfacher Form, nicht in seinem anspruchsvollen Konventionalismus.

Auch sind christliche Ideen und Begriffe, wie ich schon bemerkt habe, so volkstümlich in verschiedenen Veröffentlichungen, daß ich behaupten kann, daß der intellektuelle, geistige Einfluß des Christentums selbst im Volke schon tiefe Wurzeln geschlagen hat als eine führende soziale Macht; und das hängt, wie ich glaube, stark mit dem Weitblick der christlichen Propaganda in Japan zusammen. Tausende sind befreit worden, irrende Frauen und Gefangene; Krankenhäuser sind entstanden und gewachsen, Sonntagsschulen wurden ins Leben gerufen. Menschlichkeit und Barmherzigkeit mit den Menschen, ein bis dahin nahezu unbekannter Begriff, wird denen geboten, die sie so nötig brauchen. Ich kann wohl das Ergebnis des Christentums in Japan mit den bekannten Worten zusammenfassen: „Es ist nicht nur auf unseren Lippen, sondern in unseren Herzen.“ *1925*

Jesus als Maßstab

Wenn man bedenkt, daß Japan bisher nur etwa eine viertel Million Christen besitzt (mit Einschluß der getauften Kinder), so ist es erstaunlich, wie weit doch schon die Wirkungen des Christentums dieses 75-Millionen-Volk durchdringen. Die sittlichen Anschauungen des Volkes, die Anschauungen über Stellung und Rechte der Frau, auch der Ehefrau, über die Rechte der Kindes-Persönlichkeit, über Verpflichtung zum Arbeiterschutz, zur Wohltätigkeit und so vieles andere, haben sich in einem halben Jahrhundert ganz beträchtlich gehoben; die Zeitungen schreiben vielfach, wie wenn sie einem christlichen Volke angehörten; die gesamten Volksideale haben sich den christlichen angenähert. Es ist so, wie es eine Kommission des Bostoner American Board, welche vor einigen Jahren zur Untersuchung der Missionarsfrage nach Japan kam, in einem Schreiben, das auch an mich kam, als Resultat dieser Untersuchung ausgeführt hat, daß „Japan christianisiert ist, um einen plumpen, unbestimmten und nicht vielbedeutenden Ausdruck zu gebrauchen, wie Großbritannien oder Amerika“. Hingewiesen wird auf den ernsten Kampf gegen den Alkoholismus wie gegen die Unsittlichkeit, um dann fortzufahren: „Die Nation ist entschieden für den Maßstab Jesu gewonnen. Nicht daß sie schon gelernt hätte, diesen Maßstab zu verwirklichen, aber so, daß sie ihn an das öffentliche und private Verhalten anlegt. Die moralische Eroberung Japans durch diesen Geist ist zu einem beträchtlichen Grade erreicht worden.“ *Schiller 1927*

Japan empfänglich für Jesu Geist

Japans bedeutendster Sozialreformer Kagawa hatte kürzlich eine Aussprache mit einem Mitarbeiter der englischen Zeitschrift „Das christliche Jahrhundert", dem er seine Meinung über die Zukunft des Christentums in Japan so äußerte: Nicht große Volksmengen gehören zu den Kirchen, aber nie vorher war Jesu Geist so verbreitet und machtvoll wie gerade jetzt. Die ununterbrochene Kette von Schicksalsschlägen, die Japan getroffen haben, hat den Blick nach innen gerichtet und demütig gemacht. Wir werden durch die materialistische Philosophie nicht mehr befriedigt und wenden uns gern mehr geistigen Grundlagen des Lebens zu. Die Schriften von Emerson, Tolstoi und Whitman finden weiteste Verbreitung. Kürzlich predigte ich drei Nächte lang in Osaka vor durchschnittlich 3000 Menschen. Eine große Zahl des kaiserlichen Hofstaates sind Christen; in dem sozialen Kulturamt der kaiserlichen Regierung sitzen 180 Christen. Die Presse steht dem Christentum ebenso freundlich gegenüber wie dem Buddhismus. Darum denke ich sehr optimistisch über die Zukunft des Christentums in Japan. *1928*

Ein Buddhist über die Bibel

Ein Buddhaschüler, Sohn eines Buddhapriesters, erzogen in den strengen Bahnen seines Glaubens, faßt seine Erfahrungen, als er mit dem Christentum in Berührung kam, so zusammen: „Je mehr ich in die Bibel eindrang, je mehr erkannte ich, daß die Lehren Christi so weit von denen anderer Religionen abstechen, daß man sie nicht miteinander vergleichen kann. Christentum schließt alles Gute, das man im Schinshu, Nichiren und Zenschu (buddhistische Sekten) finden mag, ein und steht höher als alles dies. Ich will es dem Buddhismus dabei nicht leicht machen, aber ich glaube, daß alle seine Ideen im Christentum bestens realisiert sind. Wenn die Sonne aufgegangen ist, braucht man kein elektrisches Licht mehr."

Die Bibel im buddhistischen Seminar

Man denkt sich in der Heimat gewöhnlich die Lage auf dem japanischen Missionsfelde so, daß dort ein frischer Geisteskampf über die Frage, ob für oder gegen das Christentum, zwischen den Religionen ausgefochten werde. Das ist nicht immer der Fall. Vorläufig fühlen sich Buddhismus und Schinto dazu noch viel zu sicher in ihrem Besitze. Das ist so sehr der Fall, daß in buddhistischen Priesterseminaren unbedenklich auch die Bibel gelehrt wird, und zwar zuweilen sogar von christlichen Theologen. Heute ist in Japan die Lage so wie in Deutschland zwischen Protestantismus und Katholizismus. Beide gehen ihren Weg nebeneinander her, haben ihre eigenen kultischen und anderen Versammlungen,

ihre Seelsorge, ihre religiösen Blätter, die meist nur von den Angehörigen der eigenen Kirche beachtet werden. Ähnlich ist in Japan die Lage für Christentum und Buddhismus, nur daß die Missionsarbeit beständig etwas vom Buddhismus abbröckelt durch die regelmäßige Tätigkeit der Prediger und der Gemeindeglieder, durch die Anziehungskraft der christlichen Persönlichkeiten und Gemeinden, durch Erziehungseinflüsse, auch durch Beeinflussung vom Auslande her. Das ist ein langsamer Fortschritt, aber doch ein sicherer. Und die literarische Arbeit steht helfend, nämlich vorbereitend, ergänzend und aufklärend daneben und tut so ihren wichtigen Dienst. *1925*

Der japanische Professor Kawashiri über den Wert der Bibel

„Die Bibel ist zweifellos älter als wir: aber wir vergessen, daß sie auch viel jünger ist als wir. Sie ist ein Buch, das niemals altert. Sie reicht über Zeit und Raum hinaus. Ebenso wie sie ein Buch der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist, so ist sie auch ein Buch des Westens und des Ostens, der Weißen und der Farbigen. Es ist menschliche Anmaßung, zu meinen, die Bibel stehe am Ende ihrer Wirkung. Ich zögere nicht, es auszusprechen, daß sogar große deutsche Ausleger, die ich hoch einschätze, und von denen ich mir oft ein neues Licht beim Studium des Buches hole, nicht alle die reichen Wortschätze entdeckt haben, die in der Bibel verborgen sind. Ich habe die Zuversicht, daß, wenn die westlichen Völker aufhören sollten, Wahrheit, Kraft und Licht in ihr zu finden und zu der Meinung kommen sollten, daß sie nicht mehr wirksam sein könne, daß dann die östlichen Völker aufspringen werden mit einer Fackel neuen Lichtes in den Händen, das sie in dem alten Buch finden werden, das eben immer ein neues Buch für die Erlösung und Wiederbekehrung des Westens ist. Die Bibel ist das Buch, das in Japan am meisten verkauft wird.“ *1925*

Bibelverbreitung

Ein Beweis für das gesunde Fortschreiten des evangelischen Christentums in Japan ist die ständig anwachsende Nachfrage nach Bibeln, obgleich dieselben durch häufige Streiks im Druckergewerbe, durch erhöhte Löhne und hohe Papierpreise ganz beträchtlich im Preise gestiegen sind. Trotzdem konnte das Bibelhaus zu Tokio berichten, daß während der letzten beiden Monate kein einziges der vom Drucke kommenden Exemplare im Bibelhause aufgestapelt wurde, sondern sofort an die Besteller abgegeben werden mußte. In den Straßenbahnwagen Tokios ist es nichts Seltenes, daß man Fahrgäste die Bibel lesen sieht. Es gibt in Japan zwei Bibelhäuser. Das eine in Tokio, das die Nordhälfte Japans versorgt, gehört der amerikanischen Bibelgesellschaft, das andere in Kobe für die Westhälfte Japans der britischen und schottischen Bibelgesell-

schaft gemeinsam. Von ihnen hat die amerikanische Bibelgesellschaft in den 44 Jahren ihrer Arbeit in Japan schon fast 4½ Millionen Bände verbreitet. *Schiller 1921*

Vollendung der japanischen Blindenbibel

In 45 Bänden zu 200 Seiten ist im Dezember die vollständige Ausgabe der Blindenbibel vollendet worden. Jeder Band kostet 50 Pfennig. So ist die ganze Bibel doch noch eine kostspielige Anschaffung. Zwei japanische Laien haben ein besonderes Verdienst um dies große Werk, Herr Yoshimoto, ein Kaufmann (Kleiderhändler), ein fein gebildeter Mann, Graduierter von Oxford und der Handelshochschule Tokio, und Herr Yamagata, der frühere Herausgeber der „Seoul Press". Am 22. Dezember fand ein Dankgottesdienst für die Vollendung des Werkes statt. Vierzig vom Hundert aller Blinden in Tokio sind Christen, gewonnen durch das Blinden-Neue-Testament, das schon vor einigen Jahren vollendet wurde. Die ganze Arbeit der Herstellung der Blindenbibel, außer dem Einbinden der Bände, ist von Blinden ausgeführt worden. *Witte 1925*

Das Weihnachtsfest als Missionar

Ein wichtiger Missionar des Christentums ist das Weihnachtsfest geworden. Wie es in der Geschichte der christlichen Kirche überhaupt das erste Fest gewesen ist, das sich durchgesetzt hat, so ist das auch in Japan der Fall gewesen. Dahinter treten Ostern oder gar Pfingsten weit zurück. Aus den Kirchen heraus hat sich auch die Sitte des Weihnachtsbaumes ausgebreitet, und wenn man heutzutage in der Adventszeit durch die Hauptstraßen Kyotos geht, so könnte man glauben, in einem christlichen Lande zu sein. Da Amerika auf dem japanischen Missionsfelde führend ist, so wird auch die amerikanische Art der lärmenden Weihnachtsfeier, welche die Kirchen zu einer Art Vergnügungshalle macht, leider immer mehr in Japan Brauch, so daß selbst die Tageszeitungen dagegen protestieren. Nach amerikanischer Weise geht man dann auch auf die Straße, stellt Weihnachtsbäume dort auf, zum Beispiel in Kyoto vor dem Gebäude des christlichen Jungmännervereins, und läßt Lieder dazu singen. In Tokio sangen letzte Weihnachten im Hibiya-Parke 400 Kinder Weihnachtslieder um einen mächtigen Baum, begleitet von einer Musikkapelle; Pastor Iwamura von der Reinanzakakirche hielt dann im Freien einen Lichtbildervortrag, und den Schluß bildete die japanische Nationalhymne, die von 2000 Anwesenden gesungen wurde. Es entspricht dergleichen dem Drange der Japaner nach sichtbarer, öffentlicher Darstellung ihrer Bestrebungen. Sonst hätte sich ja auch die Heilsarmee mit ihren Umzügen und ihrer Straßenpredigt nicht so leicht eingebürgert. Aus dieser Sucht ist es wohl auch zu er-

klären, daß man heute so viele Christen in Japan sieht, nicht nur Katholiken, sondern auch Protestanten, welche ein Kreuz am Gürtel tragen, um so ihre religiöse Zugehörigkeit öffentlich zu dokumentieren.

Schiller 1926

Weihnachten als japanisches Volksfest

In der politischen großen Zeitung in Tokio „Japan Advertiser", schrieb zum letzten Weihnachtsfest der japanische Redakteur Santaro: „Weihnachten ist nicht mehr ein fremdes Fest, es ist im Gegenteil ein jährlich wiederkehrendes, freudiges Ereignis in ganz Japan geworden. Die Kinder der Eltern, die noch nicht an das Christentum glauben, glauben doch an Weihnachten. Nicht länger mehr verbieten die Lehrer an den Volksschulen ihren Schülern, an den Weihnachtsgottesdiensten teilzunehmen. Großväter und Großmütter, deren einzige Freude im Leben es ist, die besonderen Wünsche ihrer Enkel zu erfüllen, nehmen die Kleinen mit zum Weihnachtsmarkt und Weihnachtsfeiern. Fremde Besucher unsrer Inseln können die Symbole des Weihnachtsfestes in ganz Japan sehen. Und dabei war bis vor 50 Jahren das Christentum in Japan bei Todesstrafe verboten! So ist das Weihnachtsfest nicht mehr eine entlehnte Feder in dem schönen Schmuck der japanischen Feste. Es ist ebenso pupulär wie das Puppenfest im März und eines der größten und glücklichsten Ereignisse, die die Schlußseiten des japanischen Festkalenders schmücken." *1928*

Das christliche Lied in Japan

Zu den Missionaren des Christentums gehört heute auch das christliche Lied. Gerade jetzt herrscht unter der japanischen Jugend große Sangesfreudigkeit, und zwar bezieht sich das fast ausschließlich auf europäische Musik. Jünglings- und Jungfrauenchöre haben sich gebildet, und im Sommer hört man abends in den Parks die jungen Leute gemeinsam singen. Das ist eine Frucht der Missionsarbeit mit Einführung christlicher Choräle in Gemeinde und Schule. Denn gemeinsamer Gesang war im alten Japan unbekannt, ebenso wie die öffentliche Rede als Predigt und Vortrag. Es haben sich in Japan bei der Jugend schon recht schöne Stimmen entwickelt, so daß auch auf diesem Gebiete, wie überhaupt auf dem der westlichen Musik, Japan große Fortschritte gemacht hat, geführt von der Musikakademie in Tokio, an der immer deutsche Professoren gewirkt haben und noch wirken. *Schiller 1924*

„Jesus segnet die Kinder"

Das für das Missionswesen in Japan wichtigste Ereignis der letzten Zeit war der Weltkongreß für Sonntagsschulwesen in Tokio. Es ist erst das zweite Mal, daß Japan zum Sitze eines

Weltkongresses erwählt worden ist. Das vorhergehende Mal war es der Weltkongreß des christlichen Jungmännervereins. Beide Male waren es also Zwecke der christlichen Propaganda, welche diese Vereinigungen nach Japan führten. Aber Japan fühlte sich geehrt dadurch und hat es an Dankesbezeigungen nicht fehlen lassen. Das Kaiserhaus stiftete 50000 Yen für den Versammlungsfonds, und damit war die Bahn freigemacht; denn nun war die offizielle Sanktionierung gegeben, und sofort trat die offizielle Maschinerie in Tätigkeit, und alle Behörden wetteiferten darin, den Kongreß zu unterstützen. Bei der Eröffnungsfeier überbrachte der Sekretär des Ministerpräsidenten dessen Glückwünsche, der Oberbürgermeister von Tokio äußerte die seinigen persönlich, ein Empfang für eine kleinere Anzahl von ausländischen Abgeordneten wurde im Asakusapalast gehalten, 1500 Abgeordnete wurden zu einem Gartenfeste im Shinjikupalaste eingeladen, auf den Straßenbahnen von Tokio hatten die ausländischen Delegierten freie Fahrt, auf den Staatsbahnen Ermäßigung, die Hochschule für Musik gab ihnen ein Konzert, wobei zum ersten Male die kaiserliche Kapelle in der Öffentlichkeit mitwirkte, die Stadt Kamakura, bekannt durch ihr Riesenstandbild Buddhas, lud 1000 Delegierte zu einem Feste ein, die Städte Tokio, Yokohama, Kobe, Osaka, Kyoto, Nagoya hielten Empfänge ab — kurz, es hat an Ehrungen und Unterhaltungen für die Teilnehmer auch außerhalb der Kongreßversammlungen nicht gefehlt.

Wer in jenen Tagen auf dem Hauptbahnhofe in Tokio ankam, der hätte glauben können, in eine christliche Stadt zu kommen; denn vor dem Bahnhofe erblickte er die große plastische Gruppe: Jesus segnet die Kinder! Die Buddhisten haben den Kongreß offiziell begrüßt und den edlen, menschenfreundlichen Sinn des Unternehmens gepriesen. *1924*

Ein Brief an denselben Sonntagsschulkongreß

Ein japanischer Millionär, Graf Shibusawa, sandte dem Welt-Sonntagsschul-Kongreß im Juni folgende Grußadresse:

„Ich bin Konfuzianer. Es gibt eine Anzahl Dinge in euerm Christentum, die ich nicht verstehe; und eine Fülle von Dingen haltet ihr an uns für Torheit. Aber es gibt bei euch zwei Dinge, die mir offensichtlich wertvoll erscheinen, das eine ist eure Bibel; mir kam vor einem Jahre eine in die Hände, und ich lese darin fast jeden Tag; das ist das bedeutsamste Buch, das je geschrieben wurde. Ich wünschte, daß in jedem Hause ein Exemplar wäre. — Das andere ist eure Sonntagsschule, wo jung und alt sich sammeln, um dieses Bibelbuch kennen zu lernen. Ich wünschte, daß jeder Mensch in Japan Gelegenheit habe, eure Sonntagsschule mitzumachen; das wäre das beste Mittel zur Reinheit und Moralität, auch im Geschäftsleben, das sich denken läßt." *1924*

3. Einfluß auf Presse, Radio und Literatur

Pressestimmen über das Christentum

1. „Auf manchen Gebieten der moralischen und sozialen Tätigkeit Japans hat die christliche Kirche den Weg gewiesen, und der religiöse und geistige Einfluß des Christentums kann heute nicht mehr ignoriert werden. Aber die Zeiten haben sich seit dem Ende der Meijiperiode (also seit 1911) sehr geändert. Damals hatte noch alles, was mit westlicher Zivilisation verbunden war, einen mächtigen Einfluß auf den Geist unseres Volkes. Jetzt aber hat die allgemeine Kultur unseres Volkes einen derartigen Grad erreicht, daß manche Bewegungen, welche zuerst unter christlichen Initiativen begonnen worden waren, in der Gesellschaft so feste Wurzel gefaßt haben, daß sie die Mithilfe der Christenheit auf diesem Gebiete unnötig machen. Aber auf dem Gebiete der Moral und der geistigen Emporbewegung unseres Volkes haben wir noch sehr viel von den Lehren Christi zu lernen, wenn sie nur in der rechten Weise erklärt werden. Zahlenmäßig mag der Fortschritt des Christentums nicht so schnell sein wie in der Vergangenheit, aber qualitativ hat es noch eine hohe Mission für die Wohlfahrt des Volkes zu erfüllen."

Osaka Mainichi vom 27. 5. 1925

2. Die geistige Sendung Japans und das Christentum. „Heutzutage ist die Redensart zum Gemeinplatz geworden, es sei Japans erste Mission, die östlichen und westlichen Kulturen in eins zu verschmelzen und der ganzen Welt eine Zivilisation zu bieten, die bisher weder West noch Ost kannte. Diese selbstgewählte Aufgabe Japans und seines Volkes wird, trotz des Scheines der Prahlerei, doch, wie die Geschichte des Landes lehrt, in vollem Maße bestätigt; denn die japanische Geschichte ist die Aufnahme und Angleichung aller guten Eigentümlichkeiten der fremden Zivilisationen der Vergangenheit.

Aber hier erhebt sich die Frage: Wie kann Japan die Zivilisation des Westens aufsaugen, ohne die Religion des Westens anzunehmen, zusammen mit dessen Wissenschaft, Kunst, politischen und industriellen Einrichtungen, welche nach allem kühnlich als die Folgeerscheinungen seiner geistigen Kultur bezeichnet werden können, mit dem Christentum als deren Grundlage?

Es ist in der Tat ein großer Fehler, zu denken, daß die westliche Kultur aufkam unabhängig von ihrer Religion, ebenso wie es absurd ist, zu denken, die östliche Kultur sei unabhängig von ihren religiösen Gedanken und Empfindungen. Seltsamerweise aber scheint die Mehrzahl der Japaner zu meinen, daß wir sehr wohl die westliche Kultur aufnehmen könnten, ohne seiner Religion, dem Christentum, irgendwie Aufmerksamkeit zu zollen.

Es ist unsere bescheidene Meinung, daß wir, um unsere vom Himmel gegebene Sendung zu erfüllen, nämlich die östliche und westliche Kultur in eins zu verschmelzen, das Christentum mit offenen Armen aufnehmen müssen, so, daß wir diese Religion zu unserer eigenen machen können, wie wir es mit Buddhismus und Konfuzianismus in der Vergangenheit taten. Das Christentum willkommen zu heißen, heißt nicht notwendig, aus diesem Land ein sogenanntes Christenreich (Christendom) zu machen, aber es heißt, daß das Volk als Ganzes sollte vertraut werden mit den christlichen Lehren und dem christlichen Empfinden, in einem ähnlichen Grad wie bei den westlichen Völkern, die diese Kultur bekennen.

Mit einem Wort: Japan sollte sein eigenes Christentum besitzen, das vollkommen übereinstimmt mit seinen nationalen Eigentümlichkeiten, und so gut angeglichen, als es nötig ist, um es zu seiner eigenen Religion zu machen, Seite an Seite mit den ererbten geistigen Arten der Gottesverehrung, als da sind: Buddhismus, Konfuzianismus und Schintoismus. Das kann man ansehen als die nationale Berufung von Japan, und zwar als eine viel wichtigere als die bloße Assimilation der materiellen Kultur des Westens.

Osaka Mainichi vom 5. 8. 1927

Presseartikel zur Missionsfrage

Eine japanische Zeitung schrieb kürzlich anläßlich des Besuches des amerikanischen Missionsmannes John Mott: „Nicht die Waffen haben Japan auf die Höhe, die es jetzt einnimmt, gebracht, sondern seine moderne Zivilisation, und diese beruht nicht auf seiner Jahrhunderte alten eigenen Zivilisation, sondern auf den Erfolgen der christlichen Mission. Die Mission hat Japan aus der Finsternis seiner Ideen befreit und auf den Weg des Fortschritts und der höheren Kultur gebracht. Nicht Buddhisten und Konfuzianer waren die Lehrer Japans, sondern Christen. Wenn Japan schon vor 30 Jahren die Exterritorialität abschaffen konnte, so beruhte das darauf, daß es unter dem Einfluß des Christentums eine höhere Rechtsprechung gewonnen hatte, und wenn Japan unter den Völkern als gleichberechtigt dasteht, so beruht das darauf, daß es unter dem Einfluß des Christentums neue Sitten und ein neues sittliches Bewußtsein empfangen hat. Ohne Übertreibung kann gesagt werden, daß, obwohl das Christentum als Religion auch nur langsame Fortschritte in Japan macht, die christlichen Ideen schon das Land erobert haben." *1928*

Eine bezeichnende Auskunft!

Eines jener Tausende von japanischen Mädchen, die von ihren Eltern in die Sklaverei eines Bordells verkauft werden, konnte von einem Krankenhause aus ihrer Mutter einen verzweifelten Brief über ihr Elend schreiben. Da schlug der Mutter das Gewissen und sie

schrieb an die Zeitung „Yomisevi Shimbun“, wie sie die Tochter retten könne. Diese politische Zeitung schrieb der Mutter: „Wenden Sie sich an die nächste christliche Kirche, die wird Ihnen helfen.“ So großes Vertrauen genießt in Japan das Christentum. Und mit Recht. Unter großen Schwierigkeiten hilft die Mission vielen solcher Unglücklichen aus dem Elend des Bordells heraus.

1922

Wert der heimatlichen Beziehungen

In Berlin lernte ich auf einem Missionstee einen Japaner, Herrn Ikeda, kennen, der hier Berichterstatter für die größte Tageszeitung Tokios, die Hochi-Schimbun, war. Diese Zeitung hat mehr als 900 000 Leser. Herr Ikeda kam dann auf meine Einladung oft in mein Haus, und wir wurden gut miteinander befreundet. Als Herr Ikeda im Januar 1924 hörte, daß ich im Begriff sei, nach Japan zu reisen, schrieb er an seine Zeitung wohl allerlei Gutes über mich. Genug, kaum war ich in Tokio angelangt, erhielt ich von der Zeitung eine Einladung, ich möchte doch in dem großen Saal ihres imposanten Gebäudes einen Vortrag halten über das deutsche Geistesleben nach dem Kriege. Ich habe dabei sehr ausführlich über die Bedeutung des Christentums für die innere Wiedergeburt und die äußere Gesundung Deutschlands gesprochen. Und reichlich tausend Japaner und Japanerinnen haben gespannt mehr als zwei Stunden zugehört. So hatte ich dort in Tokio Gelegenheit, vor tausend Menschen vom Christentum zu reden. Das war die Wirkung meines Verkehrs mit Herrn Ikeda in Berlin. *Witte 1924*

Die Presse als Missionsmittel

In der Missionszeitschrift „Church Missionary Outlook“ macht ein in Japan tätiger evangelischer Geistlicher Murray Walton interessante Angaben über die Förderung der Evangeliumsverkündigung durch die Presse. Walton gelang es vor drei Jahren, den Schriftleiter einer großen in Tokio erscheinenden Tageszeitung mit 700 000 Lesern zu veranlassen, allsonntäglich eine christliche Predigt oder Abhandlung zu veröffentlichen. Der Erfolg war überraschend. Schon im ersten Jahr gingen aus dem Leserkreise weit über 6000 Fragen über das Christentum ein. Jetzt wird durchschnittlich mit 120 Fragen in jeder Woche gerechnet, die auch aus den Teilen Japans kommen, in die bisher die Mission mit ihren Boten noch nicht vorgedrungen ist. Von den 8000 Heiden, mit denen Walton und seine Mitarbeiter auf diese Art in Briefwechsel kamen, wurden späterhin 1250 als Taufbewerber eingeschrieben. Dieser Erfolg hat dazu geführt, daß der evangelische Bischof von Osaka Vorsorge traf, daß auch in einem der verbreitetsten Tagesblätter Osakas wöchentlich Predigten von Walton erschienen. Hier wird besonders die Behandlung der sozialen Fragen und der Probleme des modernen Gesell-

schaftslebens in den Vordergrund gestellt. Auf diese Weise ist es möglich, an die japanischen Arbeiter, die unterirdisch vom Bolschewismus bearbeitet werden, heranzukommen. *1930*

Radio im Dienst des Christentums

Japan hat einschließlich seiner Kolonien Korea und Formosa zehn große Sendestationen, von denen zwei, die in Tokio und Taihoku, der Regierung gehören, die andern einer Privatgesellschaft. Am 22. März 1925 wurde die erste Station in Tätigkeit gesetzt, am 1. September 1926 fand die erste christliche Sendefeier statt, allerdings in Verbindung mit einer buddhistischen und schintoistischen Feier, zur Erinnerung an das furchtbare Erdbeben vom 1. September 1923. Von 1926 an findet jeden Sonntag eine religiöse Feier statt, freilich nicht immer eine christliche. Das Christentum wird noch nicht so oft herangezogen wie die andern Religionen, aber es kommt doch im Verhältnis zur Zahl seiner Anhänger in gerechter Weise zur Geltung. Auch werden Christen sehr häufig aufgefordert, über allgemeine Kulturfragen zu berichten. *Witte 1930*

Ein japanisches Christusdrama

Der Verfasser ist ein nichtchristlicher Schriftsteller namens Sato Koroku, der in Berlin eine zeitlang weilte und hier auf die Oberammergauer Passionsspiele aufmerksam wurde. Aber sie gefielen ihm wenig: zwar packte ihn der Stoff, aber ein bloßes Aneinanderreihen biblischer Szenen und eine Darstellung durch Laien, und wenn sie noch so fromm bei der Sache waren, schien ihm wenig geschickt; dazu stieß ihn geradezu das Süßliche in der Gestalt Jesu ab; zu weichlich, weiblich und weinerisch — so schrieb er in sein Tagebuch!

Heimgekehrt, wurde er von einem Regisseur um ein Stück angegangen und beschäftigte sich nun tiefer mit dem Stoff. Er las die Evangelien, erst in englischer, dann in chinesischer Sprache, aber erst die japanische Übersetzung ergriff ihn mächtig. Er machte sich nun an die Arbeit, hielt sich an die Quellen, aber gestaltete frei dazu.

Vor einigen Monaten ist sein Drama „Christus" in Osaka viele Tage lang aufgeführt worden. Die besten Schauspieler, Männer und Frauen, waren gewonnen, und eine geschichtstreue Ausstattung verhalf zu einem vollen Erfolg. Dem Programm der Aufführungen gab der Verfasser folgenden Aufruf bei:

„Einen edlen Menschen wollte ich finden, einen edlen Menschen zeichnen und ihn allen zeigen. Das ist die Seele, die meine Arbeiten Studien, Bücher, Aufsätze, Erzählungen belebt. Das die Seele meiner Kunst. Unter den edlen Menschen, die ich gesehen, ist Christus einer, aber so edel wie er, ist keiner. Christus hat irdisches Königtum verschmäht und das Reich der Gerechtigkeit gezeigt und geöffnet. Die modernen Menschen strecken wie die Juden die Hände aus nach dem

Reich, das von dieser Welt ist. Es kam ein Nietzsche, es kam ein Marx, und Schopenhauer steht da und kann nur seufzen. Und die Apostel der Liebe, wo sind sie? — Christus starb im Alter von 32 Jahren. Das ist die Frühlingszeit, wo das warme Blut zu Großem drängt. Da hat er sein Größtes und Bestes gegeben. Christus ist und bleibt jung. Nun ist in Japan das erste Christusdrama geboren."

In fünf Akten und zwölf Bildern rollte nun Jesu Schicksal, oft sehr realistisch, auf der japanischen Bühne von nichtchristlichen Schauspielern gespielt, ab. Das Menschliche in Jesus, das Majestätisch-Heldenhafte ist sehr stark herausgearbeitet; mit einem Mannesmut, der alles mit sich fortreißt, bringt er das große Opfer seiner selbst, und das Bild der Liebe in Lebensgröße wird gezeichnet. Die Mutter Jesu hat gar keine katholischen Züge, ist vielmehr als alte, mürrische Frau geschildert, die ihn nicht versteht, sondern mit mütterlich-selbstischer Liebe zurückhalten möchte. Maria Magdalena wird bis zuletzt als in irdischer Liebe befangen dargestellt, und erst das Treffen mit dem Auferstandenen — eine Vision der Gläubigen — läßt sie eine höhere Welt ahnen. Die Persönlichkeit des Judas wird in ihrer inneren Entwicklung verständlich gemacht als eines Mannes, der aus Liebe zum Meister mit den Jüngern in Streit gerät und, von Jesus zurechtgewiesen, erst dann zum Verräter wird. Beim Abendmahl legt der Dichter Jesus andere Worte in den Mund beim Darreichen der Sakramente, da „die Sprache der Evangelien gerade da nicht gut klinge und mißverständlich sei". Der Darstellung war das Bild von Leonardo da Vinci zugrunde gelegt. Die Passion soll sehr realistisch gewirkt haben, doch soll der Darsteller Jesu, Sawada, es verstanden haben, das Überirdische an Jesus herauszuarbeiten. *1929*

4. Einfluß auf die Jugenderziehung

Christliche Erziehung gibt sittlichen Halt

Darin sind sich alle führenden Kreise einig, daß Japan in dieser noch sehr lange andauernden Zeit des Ringens zweier Welten um seine Seele dringender als je eines starken, sittlichen Halts bedarf, daß die Jugend auf dem Wege des religionslosen Moralunterrichts nicht genügend sittlich vertieft wird, und daß wirklich erfolgreiche wertvolle sittliche Erziehung nur möglich ist auf religiöser Grundlage. Sogar Professor Tetsuyiro Inouye, ein bekannter japanischer Philosoph, der früher viel für religionsfreie Moralerziehung geschwärmt hat, erklärt jetzt frei heraus, man könne die Religion nicht entbehren. Nur daß er auf eine Idealreligion der Zukunft hofft, weil ihm von den in Japan vertretenen Religionen keine recht gefällt.

Das ist nun ein sehr eigenartiger, weltfremder Standpunkt. Selbst wenn man auf eine noch bessere Religion hoffen wollte, so drängt

die Not der Gegenwart. Man hat nicht Zeit zu warten. Nun kann die Regierung heute schwer in ihren Schulen Religionsunterricht einführen. Denn welche der drei Religionen soll sie wählen? Der Schintoismus ist sittlich gerade sehr schwach. Der Buddhismus ist zu jenseitig und zu wenig lebenbejahend. Das Christentum aber ist noch zu wenig festgewurzelt, gilt auch noch zu sehr als Religion der Fremden. So wird innerhalb der Schulen der religionslose Moralunterricht bleiben. Aber die Regierung ermuntert die drei Landesreligionen, außerhalb der Schulen die Jugend religiös zu beeinflussen. *Witte 1925*

Eine Religionsumfrage bei japanischen Schülern

Die große Tageszeitung „Osaka Mainichi" in Osaka hat bei 9864 Schülern der Mittelschulen, die bis 18 Jahre alt sind, eine Umfrage gehalten über religiöse Fragen. Zuerst zu welcher Religion die Familien der Schüler gehörten. Es entstammten 7973 buddhistischen, 387 schintoistischen, 329 christlichen Familien, 80 gehörten zur Tenrikyo, 80 zur Kurozumi Sekte. Auf die Frage, ob sie an ein höchstes Wesen glaubten, antworteten 6694 mit ja, 1276 mit nein, 1044 ließen es offen. Auf die Frage, ob sie Religion für wichtig hielten, antworteten 4522 mit ja, 456 mit nein, 390 ließen es offen. Auf die Frage, welcher Religion sie zuneigten, erklärten 3157 sich für den Buddhismus, 1513 für das Christentum, ganz wenige zu anderen Bekenntnissen. Auf die Frage, was für religiöse Bücher sie lesen, erklärten 5518: keine, 1876: christliche, 1373: das Neue Testament, 503: andere religiöse, verschiedenartige Schriften, 640: buddhistische. So berichtet die Zeitschrift „The Japan Christian Quarterly"; das ist die Zeitschrift, die sich bisher „The Japan Evangelist" nannte. *Witte 1926*

Pestalozzi in Japan

Auf einer Konferenz für praktisches Christentum hat Kagawa neulich ausgeführt, warum gerade jetzt ein günstiger Augenblick für verstärkte christliche Arbeit in Japan sei. Als Haupthintergrund gibt er die auf diesen Blättern wiederholt geschilderte Tatsache an, wie man heute in pädagogischen Kreisen eine religiöse Fundamentierung des Moralunterrichts erwägt. In diesem Zusammenhang erwähnt er auch den Einfluß, den das Studium Pestalozzis in Japan seit dem Pestalozzi-Jubiläum gewonnen hat. Nicht bloß, daß Schriften populärer Art über den frommen Pädagogen erschienen und gern gelesen wurden, sondern in dieser eigentümlichen Art japanischer Vergottung verdienter Männer auch des Abendlandes ist nun zu Robert Koch auch der große christliche Pädagoge gekommen, wie Professor Konishi in einer pädagogischen Zeitschrift schrieb: Pestalozzi ist nun ein Gott in Japan, ein Buddha geworden. *1927*

Ein christliches Schülerblatt

Es sind noch nicht zehn Jahre her, da schien es ganz unmöglich, daß die offiziellen japanischen Schulen sich dem christlichen Einfluß öffnen würden. Heute erhalten und lesen 1400 höhere Schulen mit 400000 Schülern, in vollem Einverständnis mit dem Lehrpersonal, rund 50000 Exemplare des christlichen Blattes „The Myojo" (Der Tagesstern), das von der japanischen christlichen Literaturgesellschaft herausgegeben wird. Die Nachfrage nach diesen Blättern wächst beständig. Diese Gesellschaft sah sich genötigt, aus Mangel an Mitteln ihre Tätigkeit auf die höheren Schulen (und einige Elementarschulen, die glücklich genug waren, auf die Liste zu kommen) zu beschränken. Anfragen kommen von vielen der 25000 Elementarschulen, müssen aber leider mit „unmöglich" beantwortet werden. Nun hat ein Komitee, unter dem Vorsitz von Bischof Tucker, Kyoto, beschlossen, jeden Monat einige Exemplare des „Tagesstern" an jeden Schulvorsteher zu senden, der dieselben zu lesen wünscht. *1929*

Was die Frau eines deutschen Medizinprofessors unter japanischen Mädchen erfahren durfte

Frau Professor Dr. Aschoff aus Freiburg i. Br. schildert ihre Eindrücke beim Besuch einer neuzeitlichen Mädchenschule in Tokio mit folgenden Worten:

„Eine große Überraschung und einen mich wirklich erfreuenden Einblick in den Einfluß christlichen Geistes in einer japanischen Mädchenschule erlebte ich vor einigen Tagen. Ich war gebeten worden, in einer modernen japanischen Schule den jungen Mädchen etwas vom deutschen Frauenleben zu erzählen. Professor M. bot sich als Dolmetscher an und erzählte mir, daß diese Schule vor drei Jahren von der Herausgeberin der einzigen Frauenzeitung Japans, einer japanischen Christin, begründet worden sei, und daß sie schon über 150 Schülerinnen zähle. Ich hatte zu Anfang meines Vortrages die jungen Mädchen aufgefordert, am Schlusse Fragen zu stellen, war aber nach meinen bisherigen Erfahrungen über die Schüchternheit und Bescheidenheit japanischer Frauen überzeugt, daß keine den Mund auftun würde. Ich sollte eines anderen belehrt werden. Als ich geendet hatte — ich hatte es nicht unterlassen können, diese modernen Japanerinnen etwas zu warnen vor den Gefahren allzu rasch erworbener Zivilisation, die ihnen vielleicht manches von dem großen Liebreiz der schüchternen Japanerin alter Erziehung rauben wird — fingen alsbald die jungen Mädchen an, mir teils kindlich naive, teils klug überlegte Fragen zu stellen, so daß sich eine anregende Diskussion anschloß. Als ich später der Vorsteherin meine Freude, aber auch mein Erstaunen darüber äußerte, sagte sie mir, daß die Mädchen das ganz gewohnt seien. Sie liest jeden Morgen

vor Beginn der Schule mit ihnen in der Bibel, jetzt gerade auf Wunsch der Schülerinnen das Johannisevangelium, und daran schließt sich dann regelmäßig eine Aussprache über das Gelesene an. Diese Morgenandachten sind natürlich freiwillig, denn die Schule darf sich nicht eine christliche nennen, und obligatorischen Religionsunterricht gibt es nicht. Auch sind durchaus nicht alle Mädchen Christen; aber 80 Prozent derselben kommen mit größter Freude zu diesem Bibellesen, und manche erlangen von ihren Eltern die Erlaubnis, zum Christentum überzutreten. Für mich, die ich bisher nur Japanerinnen alter Erziehung kennen gelernt hatte, bescheidene, wenn nicht unterdrückt lebende Dienerinnen ihrer Männer, war es ein überraschendes Erlebnis, diesen Einblick in eine von christlichem Geist beseelte Schule tun zu können. Hier wächst eine neue Jugend heran." *1928*

Japans Volksschullehrer plädieren für Religionsunterricht

Japans Verfassung garantiert Religionsfreiheit und kennt keine Staatsreligion, hat daher auch Schule und „Kirche" getrennt und kennt nur religionslosen Moralunterricht; das Hinführen der Kinder zu staatlichen Schinto-Heiligtümern wird als rein loyal-vaterländischer Akt erklärt und so begünstigt. Bisher war die überwiegende Mehrheit der japanischen Lehrer und Pädagogen mit diesem Zustand einverstanden und dachte nicht an religiöse Begründung der Moral oder Beeinflussung religiöser Art, sondern hielt an dem Prinzip fest, daß Erziehung von religiösem Einschlag zu trennen sei.

Das scheint jedoch die längste Zeit so gewesen zu sein. Gerade aus den Kreisen der männlichen und weiblichen Volksschullehrer kommt eben eine Kritik am überlieferten System, das zu viel Gewicht auf intellektuelle und rein moralische Ausbildung der Kinder gelegt und eine fundamentale religiöse Basierung ausgeschlossen habe.

Im letzten Sommer fand in Kobe die Generalversammlung der Volksschullehrerinnen statt, der der Kaiserliche Pädagogenverein einen Gesetzentwurf vorlegte, der die Einführung eines religiösen Fundamentalunterrichts in der Volksschule beabsichtigt. Einige Aktenstücke zur Sache veröffentlicht: The Japan Christian Quarterly 1927, Juli.

Die Hauptbegründung des Entwurfes war folgende:

„Die Reflektion zeigt uns, daß es eine absolute, unendliche Macht gibt, die in jedes Individuums Geist innewohnt. Diese Macht hat Wirklichkeit wie jedes große Ideal, das subjektiv in jedem Geist lebt und objektiv durch Symbole begriffen werden kann. Wir sind daher in der Lage, die absolute Existenz von Göttern (Kami) und von Buddhas (Hotoke) anzuerkennen, da wir ein Organ haben, an sie zu glauben. Mit einem Wort: Religion ist nichts weniger als die Vereinigung des endlichen Selbst mit dem unendlichen Wesen. Nun erscheint als letztes Ziel menschlichen Lebens das wahre Glück, das

darin besteht, die volle Harmonie des Guten, Wahren und Schönen zu erreichen. Vollendung kann daher nur durch religiösen Glauben erreicht werden. Es muß daher einer der Grundsätze der Erziehung sein, einen Keim solchen Glaubens in das kindliche Gemüt einzupflanzen und sein Wachstum zu fördern. Ein großer Mangel unseres gegenwärtigen Systems ist die gänzliche Vernachlässigung dieser Seite. Die Tendenz der Trennung von Erziehung und Religion in Japan hat den falschen Gedanken aufkommen lassen, daß es schädlich sei, religiöse Vorstellungen in Kindern zu pflegen. Das ist aber auf keine Weise durch unsere staatlichen Einrichtungen verhindert. Die Pflege religiöser Fundamente ist ja auch etwas ganz anderes als die bewußte Erziehung zu einer bestimmten Religion! Wir legen daher diesen Gesetzentwurf vor, der sich bemüht, für dieses wichtige Problem die beste Form zu finden, um zum Fortschritt der Erziehung in unserem Lande beizutragen." *1927*

Christus in Zeitschriften und Büchern der japanischen Schulen

1. In einem Handbuch für Lehrer an Mädchenschulen wird folgendes von Christus gesagt: „Das Wort ‚Christus' bedeutet ‚Heiland der Welt', aber es wird jetzt gebraucht, um den Jesus des Christentums zu bezeichnen. Dieser wurde vier Jahre vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung als Sohn des Josef und der Maria geboren. Er war stark beeinflußt von Johannes dem Täufer, hielt sich selbst für den Heiland der Welt und begann im Alter von 30 Jahren zu predigen. Dies tat er drei Jahre lang mit überaus großer Freundlichkeit, so daß alle von nah und fern zu ihm kamen. Der Verrat des Judas Ischariot führte seine Gefangennahme wegen Gotteslästerung herbei. Er wurde zum Tode verurteilt und zwischen zwei Räubern auf Golgatha, außerhalb Jerusalems, gekreuzigt. Am Kreuz betete er für die, die ihn töteten, übergab die Maria der Fürsorge seines Lieblingsjüngers, betete ‚Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist', und starb im Frühling des Jahres 30 n. Chr. Nach seinem Tode breiteten seine Jünger seine Lehren überall aus, und so wurden diese Lehren durch die ganze Welt getragen."

2. In einem Lehrbuch für Knaben-Mittelschulen schreibt Matsuji Tetsuro von der kaiserlichen Universität Kyoto: „Es mögen manche besser reden können als Christus, aber keines Menschen Leben redet so wie das Christi. Die wahren Werke liegen nicht in Worten, sondern in den Herzen, in der Tiefe." In demselben Lehrbuch schreibt Yoshida Genjiro: „Wenn Christus niemals eine Predigt gehalten hätte oder wenn er niemals einen Jünger gehabt hätte, wenn er nur ein Durchschnittsleben in Nazareth gelebt hätte, würde nicht die bloße Tatsache, daß er einst in Judäa gelebt hat, genügen, um dem menschlichen Leben Licht zu geben? ... Christus sagte: ‚Bevor du opferst, gehe hin und mache Frieden mit

deinem Bruder.' Die Menschenwelt kann nicht gerettet werden, solange noch ein Herz voll Haß in ihr ist. Sogar Christus hatte einen Judas, so mögen auch wir nicht immer von allen geliebt werden. Aber Christus wie auch Buddha gaben der ganzen menschlichen Rasse einen Rhythmus, dem wir folgen sollten."

3. Der bekannte Religionsforscher Professor Anesaki schreibt in einem Lehrbuch für Knaben- und Mädchenschulen über Christentum und Buddhismus: „Die beiden Religionen haben von entgegengesetzten Punkten aus den größten Einfluß auf die Entwicklung der Welt gehabt, und überraschenderweise kommen sie an ihrem Endpunkt zusammen. Der Ausgangspunkt des Buddhismus ist die Vergänglichkeit des Lebens. Die Menschen werden geboren zum Tode. Aus dieser offenbaren Hoffnungslosigkeit erhebt sich die Sehnsucht nach Religion, nach etwas größerem als der gegenwärtigen Erscheinungswelt und Selbstzentrierung, das Verlangen, aus dem großen Lebensprozeß herauszukommen. Das Problem der Hoffnungslosigkeit wird gelöst durch Harmonieherstellung mit dem Geist aller Dinge, d. h. durch Glauben. Einige Sekten bekennen Selbstdisziplin, Erkenntnis und dergleichen, aber alle kommen zuletzt auf die Persönlichkeit des Buddha zurück. Auf der anderen Seite ging Christus aus von dem unmittelbaren Glauben an einen liebenden, himmlischen Vater, unter dessen Fürsorge alle Dinge stehen und zu dessen Ebenbild die Menschen gemacht sind. Alle Dinge offenbaren Gott und seine Herrlichkeit, und des Menschen Feinde sind nur ein Nebel vor dem Winde. Nichts kann Gottes Ziel vernichten. Alle sind Gottes Kinder und Brüder. Sein (Christi) Leben war Teil von Gottes Leben, die zwei sind eins. Alle Gläubigen können diese Erfahrung machen. Wenn dieser Glaube im Leben verwirklicht wird, so bedeutet das Brüderlichkeit und Zusammenarbeit im Leben der Kirchen. Der soziale Einfluß des Christentums hat sich in Werken der Liebe gezeigt und in der Einheit der Kirche. Der Angelpunkt des Glaubens ist Christus. Die Kraft des Glaubens hat sich in seinem Tode und in seiner Auferstehung bewiesen; so glaubt man, daß er Gott und Mensch zugleich ist, d. h. ein Mensch, der wahrhaftige Macht beweist. So kommen beide Religionen zu dem Glauben an das große Leben. Alle glauben, daß ihr Führer die Offenbarung Gottes ist. Das Ergebnis ist im Osten, daß man versucht, vom Selbst frei zu werden, im Westen, mit dem himmlischen Vater eins zu werden; im Osten, die Kleinheit des Ich darzutun, im Westen, die Größe Gottes zu verwirklichen und so unsterblich zu werden."

4. In einem Lehrbuch für Mädchenschulen wird über Buddhismus, Konfuzianismus und Christentum berichtet. Dabei heißt es über das Christentum in bezug auf den nationalen Gedanken: „Das Christentum tritt für den Individualismus ein, beruht

auf dem Glauben an einen Gott, in dessen Augen alle Unterschiede von Geschlecht, Wissen, Klasse und Beruf aufgehoben sind. Sein Ziel ist die Rettung der Persönlichkeit; Unterschiede der menschlichen Lebensumstände sind für die Erlangung der Hilfe von Gott ohne Belang. So kam in unser Land mit seiner nationalistischen Theorie eine Welttheorie der Gleichheit, welche mit der unsrigen in Konflikt geriet. Aber durch die Bemühungen der Christen und das liberale Verhalten unseres Volkes durchdrang jener Gedanke unser nationales Leben und trug viel bei zu der Hebung und Entwicklung des Volkes. So kann man sagen, daß sein (des Christentums) wahrer Geist sich mit unserem nationalen Gedanken verschmolzen hat." *Witte 1929*

5. Einfluß des Christentums auf Sitte, Familienleben und Moral

Veredlung des Sittenlebens

Das Gedeihen des Christentums in Japan hat nicht allein — was ganz selbstverständlich ist — viele Menschenseelen erlöst, sondern auch immer gute Einflüsse besonders auf das sittliche und soziale Leben des ganzen Volkes ausgeübt, obwohl die Anzahl der Christen nur einen kleinen Teil der sämtlichen Bevölkerung ausmacht. Ich muß aber sagen, das japanische Volk hat freilich von alters her ein gut gepflegtes Sittenleben, worauf die Japaner stolz sind, und welches die Japaner auch für ihre Zukunft beibehalten müssen. Grundsätzlich finde ich nicht das alte Sittenleben Japans als dem christlichen Geiste widersprechend. Es hat zwar manches Unchristliche, aber doch auch viel Edles. Nun sind durch die Einflüsse des Christentums die unchristlichen Bestandteile dieses Sittenlebens, bewußt oder unbewußt, allmählich schwächer geworden, und die christlichen treten immer mehr in den Vordergrund. Das finde ich als ein großes Verdienst des Christentums für das japanische Volk, und das will ich nicht kurzsichtig einfach auf die äußerliche Berührung mit der europäischen Kultur zurückführen, sondern ich glaube, daß es ein Beweis dafür ist, daß das Christentum selbst so Wahres, so Erhabenes, so Tatkräftiges in sich hat und immer bereit ist, die Menschheit zu verbessern. *Fujinami 1921*

Frauenerwachen in Japan

Frau Inouye, Vertreterin der Frauen an der Universität in Tokio, bereist jetzt die alte und die neue Welt zum Studium der sozialen und erzieherischen Neuerungen. In einer ihrer Reden berichtet sie von dem Erwachen der japanischen Frauenwelt, die alte Sitten abzuwerfen beginnt; nicht gerade das Ablegen des Nationalkostüms,

was gerade bei der Japanerin zu bedauern ist, ist dafür wohl der ungeeignetste, weil äußerlichste Ausdruck; aber sich die häusliche Unabhängigkeit zu erobern, ist bei der unwürdigen Stellung der japanischen Hausfrau wohl das beste, erneut immer mehr um sich greifende Anzeichen eines Erwachens. Früher herrschten im Hause die Schwiegereltern; jetzt — so berichtet diese Vorkämpferin — bemüht sich ein Sohn bei der Verehelichung, sich vom Elternhause zu trennen und ein eigenes Heim aufzuschlagen; so hat die junge Frau eine bessere Zeit als früher im schwiegerelterlichen Hause. In dem Maße, als Freiheit bei der Wahl des Gatten herrscht und der Japanerin hier und da gewährt wird, wird das Verheiraten bei Mädchen allgemeiner als früher. Ehescheidung ist nur selten in solchen Ehen. Freilich verliert die Geschiedene jede lehrende Stellung, denn „wir halten eine Geschiedene nicht für geeignet, andere zu erziehen. Erziehende und erzogene Frauen müssen die Kunst besitzen, ihre eigene Familie zusammenzuhalten."

Wie sehr in dieser Richtung der christliche Einfluß hilft, zeigt das Ergebnis einer Rundfrage, die an die Insassen von vier christlichen höheren Mädchenschulen gerichtet war. Die Antworten auf die verschiedenen Fragen zeigten, wie kraftvoll das Erwachen einer neuen weiblichen Generation in Japan erstrebt wird. Am meisten Interesse scheint die Frage ausgelöst zu haben: „Welches ist das grundlegenste Übel in der Gesellschaft, und wie willst du es abstellen helfen?" 57 erklärten die Unzucht und das Geisha-Unwesen für das Übelste; 29 den Mangel an sittlichen Idealen; 17 die traurige Lage der Kinder, mangelhafte Erziehung und mangelnde Liebe daheim (und das im Lande des „Paradieses der Kinder"); andere 17 deuteten hin auf den Mangel an rechter Schulbildung, daß zu wenig Schulen da seien, die Lehrer nicht geeignet und würdig genug; 18 dagegen sahen den Mangel bei der Religion liegen und wollen damit abgeholfen wissen, daß Gott von allen als Mittelpunkt der Welt und des Lebens erkannt würde. *1923*

Einfluß auf das Familienleben

In vier Punkten hat der christliche Einfluß das Familienleben schon wesentlich gewandelt, wenn auch noch viel Fortschritt hierin möglich und Besserung in vieler Hinsicht nötig ist.

1. Der offensichtliche Rückgang der Ehescheidungsziffer in den Regierungsstatistiken ist der direkte und unbezweifelbare Einfluß des Christentums. Die heutige Ziffer ist noch ein wenig höher als die von Amerika, aber ist seit einigen Jahren im Fallen. In Wirklichkeit sind sicherlich die Ehescheidungen doppelt so zahlreich als die Statistiken angeben. Aber es ist doch eine interessante Tatsache, daß mehr und mehr junge Leute ihre Gatten selbst wählen und daß die gesetzlichen Ehescheidungen abnehmen.

2. Eine weitere Wirkung des Einflusses des Evangeliums auf das Familienleben ist die wachsende Verurteilung des alten Konkubinatssystems und das Zunehmen der strengen Einehe. Es ist erfreulich, zu beobachten, daß eine große Zeitung den neuen Ministerpräsidenten aufforderte, er solle für sein Kabinett nur solche Männer wählen, deren Privatleben keine Schande für Japan sei. Vor wenigen Jahren noch galt es als ein Zeichen von Einfluß und Vornehmheit, zwei oder drei Geliebte zu halten, und kein sittlicher Tadel wurde laut. Auch heute tut man das noch oft genug, aber das Urteil ist demgegenüber ganz verändert.

Genau dasselbe sagte unlängst ein gebildeter Japaner: „Vor 30 Jahren hatte jeder einigermaßen wohlhabende Japaner drei bis vier Frauen. Heute schämt sich jeder, mehr als eine Frau zu haben."

3. Drittens beobachtet man eine zunehmende Beschränkung der Allgewalt der Eltern über ihre Kinder.

4. Schließlich kann man einen wachsenden, starken Einfluß des Christentums in der Hinsicht sehen, daß eine lebhafte Propaganda für die Heiligkeit der Ehe und für ein hohes sittliches Ideal für Männer und Frauen sich regt. In Japan sind im allgemeinen die Interessen, das Ansehen und die Fortpflanzung der Familie wichtiger als die Heiligkeit der Ehe. Eine kinderlose oder kranke Frau muß es sich gefallen lassen, irgend einmal entfernt zu werden. Ich erinnere mich, daß die kinderlose Frau eines christlichen Predigers von dem Schicksal des Fortgeschicktwerdens nur gerettet wurde durch den starken Einspruch von zwei oder drei Amtsbrüdern des Gatten. Hier tut die christliche Festigkeit im Dringen auf Heiligkeit der Ehe und auf ernste Sittlichkeit für beide Geschlechter dringend not und übt einen tiefen Eindruck aus auf das Familienleben eines Volkes.

Missionar D. H. W. Meyers im Japan Evangelist 1920

Ein bemerkenswerter Eheprozeß

Wie stark das Ideal der Einehe in Japan mehr und mehr Platz greift, zeigt folgende Gerichtsentscheidung. Eine Koreanerin Ko hatte in Soeul gegen ihren Gatten Klage erhoben, daß er seine beiden Konkubinen entlassen und die Ehegemeinschaft mit ihr wieder aufnehmen solle. Das japanische Gericht hat zugunsten der Frau entschieden mit der Begründung: „Eine Konkubine zu nehmen, ist gegen die Sittlichkeit und bildet einen schweren Grund zur Zerstörung der Harmonie der Familie, welche die Grundlage des Staates ist. Es ist das aber nicht nur gegen die Sittlichkeit, sondern auch gegen das Gesetz, denn die Einehe ist die gesetzlich anerkannte Form der Ehe. Dementsprechend ist es nur naturgegeben, daß der Mann mit seiner Frau zusammenlebt. Daß ein Mann mit einer Konkubine zusammenlebt, ist gegen die Grundsätze der Gesetze." Wenn der Mann sich diesem Urteil nicht fügt, kann die Frau auf Lebensunterhalt nach der Scheidung klagen. *Witte 1928*

Erziehung zur Nächstenliebe

Es ist unleugbar, daß Japan ein nicht nur materiell, sondern auch sittlich weiterstrebendes Volk besitzt; aber seine Sittlichkeit ist vielfach noch von den aus der Feudalzeit stammenden Anschauungen bestimmt und von den Forderungen des althergebrachten Familiensystems allzusehr eingeengt. Eine allzu schnelle Befreiung davon würde allerdings manche sittliche Gefahren bringen, weil es an der hinreichenden Festigung der sittlichen Persönlichkeit noch fehlt. Aber die Berührung mit den Idealen des Westens und der Einfluß der Missionen hat auf diesem Gebiete doch schon manchen wertvollen Fortschritt erzielt. Zunächst in bezug auf Ausübung der allgemeinen Nächstenliebe. Als vor 39 Jahren die Nachricht von dem großen Erdbeben in der Gifugegend sich verbreitete, erregte das, wie ein Japaner aus seiner Jugend berichtete, in seiner Vaterstadt Nagoya großes Mitleid. Überall redete man von den schrecklichen Szenen, schauerliche Bilder davon wurden verbreitet, buddhistische Priester und andere hielten in den Volksschulen Vorträge darüber, und viele Hörer wurden zu Tränen gerührt. Aber das war alles, und als eine ausländische Missionarin in Tokio der Polizei einen Geldbetrag für die unglücklichen Opfer der Katastrophe überbrachte, fragte man sie erstaunt, ob sie in dem Bezirke Verwandte oder Freunde habe, und als sie das verneinte, erfolgte ein verwundertes Kopfschütteln. Wie ganz anders ist das heute geworden. Japan ist „geworden wie unsereiner" und hat (vgl. Japan, Advertiser, 16. September 1927) zur Zeit der deutschen Not nach dem Kriege reichliche Gaben dorthin gesandt. Japan kennt jetzt nicht nur das Gefühl des buddhistischen Mitleids, sondern auch tätige christliche Nächstenliebe. Sie wird ausgeübt von einzelnen wie durch die Wohlfahrtsarbeit des Staates und der Stadtverwaltungen. Fleißig wird auch die soziale Hilfsarbeit im Auslande, vor allem in Deutschland und England, studiert, um sie den japanischen Verhältnissen dann anzupassen. Und führend sind in dieser Arbeit immer die japanischen Christen. Einer unserer früheren Pastoren ist jetzt Waisenvater in Shizuoka, wo er zur Beratung der städtischen Verwaltung in sozialen Fragen herangezogen wird, und ein Mitglied unserer Osaka-Gemeinde ist Leiter einer großen sozialen Hilfsarbeit der Industriestadt Osaka. *Schiller 1929*

6. Christentum und soziale Frage

Japans Arbeiter sind religiös!

Japans Arbeiter — so berichtete Kagawa — gehörten meist zur Tenrikyo- oder zu anderen Schintosekten. Der Buddhismus sei ihnen zu sehr Relegion nur für den Tod. Die Arbeiterbewegung in Japan, soweit sie zielbewußt organisiert ist, sei sehr radikal, mehr

bolschewistisch als sozialistisch. Einige der Arbeiterführer, Sen Katayama, Kin Yamakawa und Sakae Osugo, seien früher Christen gewesen, jetzt seien die beiden ersten Bolschewisten, der letzte sei Anarchist. Aber es gebe doch auch noch andere Arbeiterführer, außer ihm selbst, die Christen seien. So sei Takanobu Murobushi auf einer Reise in Deutschland zum Christentum gekommen. Walter Rathenaus Bücher hätten auf ihn großen Eindruck gemacht. Jetzt sei er ernster Christ und habe sich entschlossen, auch zu predigen. Ebenso sei Motojiro Sugiyama, der Präsident der Vereinigung der landwirtschaftlichen Arbeiter, ein entschiedener Christ. Suzuki Bunji, der Vertreter der einzigen, staatlich anerkannten Arbeiterorganisation, sei Unitarier.

Die meisten Arbeiterführer wollten aus Japan am liebsten einen bolschewistischen Staat machen. Auf meine Frage, wie er selbst sich denn die zukünftige politische Gestaltung des japanischen Staates denke, ob denn nach seiner Meinung Japan eine Republik werden solle, wird er sehr still. Schließlich sagt er, das sei ein sehr schwieriger Punkt. Die Änderung der Staatsform sei in jedem Falle sehr gefährlich und nicht so sehr wichtig. Dies ist in der Tat ein für die Arbeiterbewegung Japans sehr schwieriger Punkt.

Daß Kagawa in diesem Punkte so vorsichtig sich äußerte, ist nicht Feigheit. Die kennt dieser Mann nicht. Er ist der erste gewesen, der das allgemeine, gleiche Stimmrecht öffentlich gefordert hat. Er wurde dafür damals mit 1000 Yen Geldbuße bestraft.

Er wolle wohl am liebsten, daß die Arbeiter Christen würden, und die Arbeit der Evangelisation unter ihnen sei ihm sehr wichtig. Aber Vertrauen für die Botschaft des Christentums könne er unter den Arbeitern nur dann gewinnen, wenn er wirklich mit ihnen und für sie kämpfe um die Minderung ihrer praktischen Lebensnöte. Solche rein praktischen Dinge seien es, über die er in den großen Arbeiterversammlungen spreche. *Witte 1924*

Ein christlich-soziales Programm für Japan

hat der Nationale Kirchenrat auf Anfrage einer christlichen Konferenz entworfen mit vielen praktischen Vorschlägen. Nach einleitenden Worten, die als Grundlage die Vaterschaft Gottes und die Bruderschaft aller Menschen betont, wird zur Zusammenarbeit und gegenseitigen Liebe der einzelnen wie der Organisationen aufgerufen und folgendes Programm entwickelt:

Gleiche Rechte und gleiche Aufstiegsmöglichkeiten für alle.
Keine unterschiedliche Behandlungen der Nationen und Rassen.
Heiligkeit der Ehe und gleiche Verantwortlichkeit beider Geschlechter in bezug auf Keuschheit und Familienleben.
Besserung der Lage der Frau im Politischen, Wirtschaftlichen und Beruflichen.

Achtung vor der Persönlichkeit des Kindes, seine Behütung vor Arbeit in Fabriken und ähnlicher Ausnutzung.
Amtliche Einführung des Sonntags in alle Betriebe und in das öffentliche Leben.
Abschaffung der Prostitution und des öffentlichen Dirnenwesens.
Förderung der Trockenlegung des Landes.
Einführung von Minimallöhnen und einer angemessenen Arbeiterversicherung.
Einführung einer begrenzten Arbeitszeit.
Verbesserung der Heimarbeit.
Verwirklichung einer kriegslosen Welt. *1927*

Evangelisch-Sozial in Japan

Es gibt in Japan ein „Evangelisch-Sozial", wenn man darunter die Wirkungen und Leistungen sozialer Kräfte versteht, die vom Evangelium ausgehen. Es schafft tatsächlich in den Christenkreisen in Japan eine soziale Atmosphäre und ein soziales Gewissen, das vom Gedanken des Vatergottes, eines Bruderreiches seiner Kinder, des unendlichen, ewigen Wertes einer jeden Seele, der Weihe und des Wertes der Arbeit aus eine Gesinnungsoffensive im Geiste Jesu ausgelöst hat. Nicht in dem Sinne, als ob der Missionar als sozialer Reformer von vornherein dorthin käme; das wäre einseitig und sehr gefährlich, besonders vom Standpunkte der alle „gefährlichen Gedanken" überwachenden und unschädlich machenden dortigen Regierung aus. Sondern durch die Arbeit der evangelischen Mission in fast 70 Jahren ist eine Anzahl von selbständigen Christenkirchen und von christlichen Führerpersönlichkeiten entstanden, die die sozialen Kräfte und Heilquellen des Evangeliums entdeckt haben und ausströmen lassen und so ein uns geläufiges Mißtrauen zwischen Christenkirche und Arbeiterschaft von vornherein vermieden haben.

Die äußeren Zeichen dafür sind, daß drei bedeutende Arbeiterführer in Japan Christen sind: Kagawa, Sugiyama, Susuki; sie sind gemäßigt und antiradikal und versuchen, ihre Kreise von bolschewistischen Ideen, die besonders durch die Sibirientruppen importiert wurden, rein zu erhalten. Ein anderes: Fast bei jeder Konferenz der einzelnen Christenkirchen oder ihren gemeinsamen Tagungen im Kaiserreich Japan wird neben einer Loyalitätsadresse an das Kaiserhaus auch ein soziales Programm aufgestellt, das der Regierung zur wohlwollenden Prüfung überreicht wird; zu seinen stehenden Forderungen gehören: Beschränkung der Arbeitszeit — Einführung des Sonntags — Frauen- und Kinderschutzgesetze — Durchführung von Versicherungen und sanitären Maßnahmen. Soll ich an ein ganz konkretes Beispiel erinnern, so denke ich an die selbständige Christengemeinde in Osaka, einer Millionen-Arbeiterstadt, wo sich durch die Arbeit des im Dienst der Ostasien-Mission stehenden japanischen

Pastors Aoki die Gemeinde 1921 selbständig machte und sich und ihren Pastor und ihre Kirche selbst erhält, obwohl viele arme Arbeiter zu ihr gehören. Bei der letzten Tauffeier wurden in sie aufgenommen ein aktiver Offizier der japanischen Armee, ein Fabrikarbeiter, ein Großkaufmann, ein Autoführer und vier Frauen! Wo wäre diese Zusammenstellung und Einmütigkeit in Japan bei seinem Kastenwesen sonst möglich! Nur, wo man den Geist des Evangeliums erfaßt hat: Hier ist weder Knecht noch Freier, weder Mann noch Weib! Der geistliche und der weltliche Leiter dieser Gemeinde, ihr Pastor und ein Arzt, halten wöchentlich kostenlos im Arbeiterklubhaus Sprechstunden zur ärztlichen und seelischen Beratung. Ein anderer Pastor, Akashi in Tokio, arbeitet besonders unter den Eisenbahnern und gibt eine besondere religiöse Zeitschrift für sie heraus.

So fasse ich kurz zusammen: Es besteht eine evangelisch-soziale Arbeit in Japan — sie wird gewünscht und ist von Staats wegen zur Mitarbeit aufgefordert — in ihr überwiegt noch ein Vertrauensverhältnis zwischen Kirche und Arbeiterschaft — die evangelische Mission war und ist Vermittler dieser Arbeit. *1927*

Ein Religiös-Sozialer

Zur Zeit der französischen Revolution schwebte England in der schlimmen Gefahr einer gleichen Revolution aus Sympathie zum Nachbarstaat. Das Volk litt damals aufs schwerste unter industrieller Unterdrückung und Ausbeutung. Aber gerade da erschien Wesley und schob die soziale Gärung auf die Bahn einer religiösen Erweckung. So rettete er, sagt Carlyle, damals England vor der Revolution.

Dieselbe Lage haben wir heute in Japan: Wir haben zu wählen zwischen Revolution und Religionsbewegung. Wenn ihr daher die Nation retten wollt, so greift zu Christus! Und wollt ihr euch und die Euren retten, so ist das gleiche nötig! Lernt zu leben ein Leben in Gott! *Kagawa, Ansprache in Shimonoseki, 1929*

Das Programm dieses religiösen Sozialisten

Christus ist notwendig für die Industrie.

Christus war ein Zimmermann, und die christlichen Apostel waren meist Männer aus verschiedenen Handarbeiterberufen. Von Anbeginn an hatte das Christentum die Tendenz, die Industrie zu reformieren und zu heben. Aber infolge eines gewissen Irrtums konnte die Kirche des 19. Jahrhunderts dies nicht erfassen, was das eigentliche Herz des Evangeliums ist, und es nicht im Leben darstellen. Es gab in der Tat eine ganze Reihe von Fehlern in der Kirche des 19. Jahrhunderts, wie der der Trennung des Christentums von der Industrie und die Auslegung des Evangeliums als einer Sache des

Individuums. Auf der anderen Seite neigen diejenigen, die das soziale Evangelium predigen, zu sehr zu der oberflächlichen sozialen Seite und vergessen das mystische Element. Aber Christus ist hinreichend und gültig für alles in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. „Wunder" bedeutet die gegenwärtige Liebe Gottes, die sich in der Geschichte auswirkt. Deshalb dürfen wir nicht Evangelium und Industrie scheiden. Wir müssen das Evangelium in der Industrie verwirklichen. Die Verwirklichung der Liebe Gottes in der Industrie bedeutet das Kreuz.

Ohne Christus ist keine Hoffnung für das Kapital. Kapital an sich ist etwas Gutes, aber wenn es die Selbstsucht an sich reißt, ist Kapital das schrecklichste Folterinstrument. Wir müssen das Kapital taufen.

Ohne Christus gibt es kein System für die Industrie. Wir sprechen von Angebot und Nachfrage als den Kontrollorganen der Industrie, aber Nachfrage ist Begehren, und ohne die Heiligung unseres Begehrens — die Heiligung des menschlichen Instinktes — geht die Nachfrage auf Abwege. Angebot entsteht als Resultat der Arbeit, von welcher es zwei Arten gibt, sich wiederholende Maschinenarbeit und schöpferische Arbeit; oder Arbeit mit einem Gegenstand und Arbeit mit einem Ziel.

Sich wiederholende Maschinenarbeit ist natürlich in diesem Zeitalter vorwiegend, und es gibt viele, die sie gänzlich verdammen und sagen, die Maschine selbst sei schlecht. Das ist ein Irrtum; Maschinen sind nicht schlecht, sondern gut, wenn man sie benützt für das Wohl der Gesellschaft. Aber wenn ein Mensch oder eine Klasse die Maschinen an sich reißt und sie zur Befriedigung der Selbstsucht benützt, dann sind sie schlecht. Wenn wir Maschinen in einer genossenschaftlichen Gesellschaft verwenden, so sind sie gut. Ich habe nichts gegen Massenproduktion, aber gegen selbstsüchtig motivierte Massenproduktion. Die moderne Welt wurde verdammt nicht durch Massenproduktion und Kapitalismus an sich, sondern weil die Kirche ihren einstigen kontrollierenden Einfluß über die Industrie verloren hat, so daß sie jetzt kapitalistische Industrie geworden ist. Deshalb ist die Wiedererweckung der christlichen Kirche der einzige Weg, aus der Dunkelheit des selbstsüchtigen Kapitalismus herauszukommen.

Kagawa 1929

Wandel in einer Fabrik

In einer Fabrik in Yokohama, in der einige Hunderte junger Mädchen arbeiten in der üblichen Form der zwölfstündigen Arbeitszeit und in der Freizeit in den engen Baracken, hat der Personalchef, der übrigens kein Christ ist, so fortschrittliche Gedanken, daß er Fortbildungs- und Moralunterricht einzuführen beschloß. Er ließ zuerst einen buddhistischen Priester für den ethischen Unterricht kommen, der einige Monate regelmäßig kam, dem aber die Mädchen zu müde

und beschränkt erschienen, daß sich ihm die Arbeit nicht mehr lohnte und er abbrach. Auch ein Volksschullehrer, der sich diesen Nebenverdienst sicherte, verzichtete bald. Danach wandte sich der Leiter an eine christliche Bibelfrau, die freiwilligen Abendunterricht einführte, dessen Besuch langsam, aber stetig wuchs. Der neuinteressierte Chef stiftete eine kleine Orgel, eine Wandtafel und einen würdigen und geräumigen Versammlungsraum und assistierte schließlich selber an diesen Abenden. Unter diesem christlichen Einfluß verbesserte er die Unterkunft in den Schlafräumen und führte in seiner Fabrik den Sonntag ein, um den christlichen Angestellten und Arbeitern die Möglichkeit zum Besuch des Gottesdienstes zu geben. Die eigene Tochter sandte er dann in eine christliche Schule und ließ schließlich eine der christlichen Arbeiterinnen als Sozialbeamtin in einer Bibelschule ausbilden. *1930*

Die Religion der Tat

Für 32 Personen, die sich um die soziale Volkswohlfahrt verdient gemacht haben, wurde kürzlich in Tokio eine öffentliche Ehrung veranstaltet. Für elf unter ihnen wurden lebenslängliche Pensionen ausgesetzt. Von den 32 so Geehrten waren 22 Christen. *1929*

Beginnende staatliche soziale Fürsorge

In Japan fehlt es noch an einer staatlichen, umfassenden Sozialgesetzgebung. Jetzt sind vom Parlament erstmalig acht Millionen Yen für die Versorgung von Alten und Hilflosen bewilligt worden. Arbeitslose gibt es in Japan heute 268 590 bei im ganzen 6,6 Mill. Arbeitnehmern. Parlament und Wohlfahrtsbüros entwarfen Gesetze zur Abhilfe, aber noch ist alles im Fluß. *1930*

7. Das Christentum fördert die Abstinenzbewegung

Der Kampf gegen den Alkoholismus

Man benutzte in den letzten Jahren den Jahrestag des großen Erdbebens zu einem Massenumzug in Tokio. Dabei sangen zirka 6000 Personen, mit Fahnen und Lampions durch die Straßen ziehend, das Kampflied: „Wer vergißt die Volksgefahr?“ An der Spitze marschierten Toyohiko Kagawa und andere Sozialarbeiter. Auch Regierung wie Stadtbehörden beteiligten sich an diesem Unternehmen. Das erregte im letzten Jahre den Zorn der Alkoholproduzenten, die in den Zeitungen Protest gegen diese Schädigung ihrer „berechtigten“ Interessen erhoben und darauf hinwiesen, daß der Sakegenuß zum rechten Japanertum gehöre (das sind auch in Deutschland bekannte Klänge!). Keine Ehe sei gültig, wenn nicht die Braut dem Bräutigam die Sakeschale reiche und sie gemeinsam tränken! —

es ist das tatsächlich das Hauptstück der althergebrachten Eheschließungszeremonie in Japan, welches keine besondere religiöse Feier dafür kannte. Auch bei den Tempeln werde den Göttern Reiswein geopfert, und zu den üblichen kaiserlichen Geschenken gehörten Sakeschalen. Man drohte auch, die Gelegenheit der Thronbesteigungsfeier zu einem allgemeinen nationalen Saketage zu benutzen. Das letztere hat man aber wohlweislich nicht getan; denn die Mäßigkeitsbewegung läßt sich auch in Japan nicht aufhalten, zumal man das eindrucksvolle Beispiel Amerikas vor Augen hat, und auch die studierende Jugend sich zu einem großen Teile vom Sakegenuß fernhält. *Schiller 1929*

Der neue Mikado abstinent

In dem Kampf um die Abstinenz in unseren Tagen und in der alten Welt ist es interessant, zu sehen, wie östliche Herrscher sich zur Frage einstellen bezw. sie mit der Tat beantworten. Neulich erlebten wir, wie der König Amanulla als Islame auch an den westlichen Höfen bei den Oberhäuptern des Abendlandes sein Weinverbot aufrechterhielt und Trinksprüche annahm und ausbrachte ohne Alkohol. Nun wird bekannt, daß auch der neue Mikado abstinent lebt und daß alle Festlichkeiten bei der Krönung trocken gefeiert wurden. Kein Alkohol wurde an den verschiedenen Banketten gereicht und des Kaisers Beispiel soll einen guten Einfluß auf die Jugend haben. Auch die Palastwache von 300 Köpfen sowie alle Palastdiener müssen abstinent leben. *1928*

Erhöhung der Jugendschutzgrenze erstrebt

Auch gegen den Alkohol haben zahlreiche Gemeinden strenge Bestimmungen getroffen. Mehr als 50 Dörfer haben teilweise allen Alkoholausschank verboten, teilweise stark eingeschränkt. Man erstrebt die Erhöhung der Jugendschutzgrenze gegen den Alkohol vom 21. auf das 25. Lebensjahr. Die Gefahren, die im Alkohol liegen, sind erkannt, und die Abstinenzvereine gewinnen immer mehr Boden. Das ist nicht zum wenigsten eine günstige Auswirkung der Nachbarschaft und des Vorbildes Amerikas. *1929*

Die Reichstagswahl und die Antialkoholbewegung in Japan

Die Vereinigung zur Erreichung eines Verbots von Abgabe von Alkohol für alle Japaner unter 25 Jahren (jetzt gilt das bereits für alle Japaner unter 21 Jahren) hat durch ihre 3000 Zweigvereine in Verbindung mit anderen 21 Verbänden sozialer Art gelegentlich der Reichstagswahl einen großen Propagandafeldzug unternommen. In Tokio allein sind mehrere hunderttausend Handzettel verteilt worden mit folgendem Text: „Unterstütze nur solche Kandidaten, welche

für das Verbot einzutreten versprechen. Hilf die Politik aus der Verbindung mit dem Alkoholkapital erretten. Mache den Wahltag zu einem alkoholfreien Tage." Alle Kandidaten sind von der Vereinigung nach ihrer Stellung zu diesem Problem gefragt worden. Die sich zustimmend geäußert haben, sind von ihr unterstützt worden.

Witte 1930

C. Die Mission in Japan

1. Allgemeine Urteile über Mission

70 Jahre evangelische Mission in Japan

Die erste Feier, die in der großen, neuen Stadthalle in Tokio abgehalten wurde (10. 11. 1929), galt der Erinnerung an das Kommen der ersten evangelischen Missionare nach Japan im Jahre 1859. Der Unterrichtsminister, der Oberpräsident des Tokiodistrikts und der Oberbürgermeister von Tokio hatten Glückwunschschreiben gesandt. Die 3500 Sitzplätze der Halle waren voll besetzt, weitere 500 Menschen mußten stehen. Dr. Chiba, der Leiter des japanischen Nationalen Christenrates, leitete die Versammlung. 16 japanische, englische und amerikanische Christen, welche 50 Jahre lang in der christlichen Arbeit in Japan stehen, erhielten Ehrengeschenke. Die älteste Veteranin ist Frau Gordon, die seit 1872 in Japan wirkt. Auch Dr. Ebina, der frühere Präsident der Doschischa, gehört zu diesen Veteranen, ebenso Dr. Batchelor, der bekannte Ainumissionar, Dr. Ibuka, der langjährige Leiter der Meiji-Gakuin, und Dr. Kozaki. Dr. Ebina und Dr. Kozaki hielten packende Ansprachen. Den Hauptvortrag hielt Kagawa. Er legte dar, daß die einzige Hoffnung auf Erlösung in Christus liege, und forderte die Anwesenden auf, sich in den Dienst der neuen Reich-Gottes-Bewegung zu stellen, die Japan für Christus gewinnen will. Er löste große Begeisterung aus: alle Anwesenden gelobten, an dem Werke mitzuhelfen. Der pekuniäre Ertrag des Abends waren 6760 Mark zur Förderung der Bewegung.

1929

Ein nichtchristlicher Japaner über die christliche Mission in Japan

Der Japaner Dr. Tahuma Dan aus Tokio hat am 8. Dezember 1921 in einer Versammlung, zu der die Amerika besuchende Delegation japanischer Geschäftsleute von der New Yorker Konferenz für Weltmission eingeladen waren, folgendes gesagt:

„Auf einer der schönsten Seiten Ihres Neuen Testaments steht geschrieben: ‚Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben gibt für seine Freunde.' Geschlechterlang haben Ihre protestantischen Missionare ihr Leben hingegeben zum Besten Ihrer dankbaren Freunde in Japan. Ich meine, ein Hingeben des Lebens im höchsten

Sinne, nämlich dadurch, daß sie sich dem Ziele weihten, das Leben anderer zu heben und zu veredeln. Kein Kreis von Männern und Frauen in der ganzen Welt hat Ihre Missionare in dieser Hinsicht übertroffen. Im Namen aller meiner Landsleute bin ich außerordentlich dankbar für diese Gelegenheit, alles das anzuerkennen, was Ihre hochachtbare Missionskörperschaft in der Vergangenheit geleistet hat, und Sie zu bitten, daß dies große Werk fortgesetzt werden möge. Der Same des Evangeliums, den Sie gesät haben, ist auf fruchtbaren Boden gefallen. Ja, Sie können auf eine hundertfältige Ernte rechnen. Die Lehre eines weitherzigen Christentums umfaßt Leute von aller Art. Es umfaßt den Reichen so gut wie den Armen. Es begehrt die Mitarbeit der Laien so gut wie die der ausgebildeten Theologen. Es umfaßt nicht Japan allein, sondern alle die verschiedenen und verschiedenartigen Völker des fernen Ostens. Dies ist demgemäß meine Hoffnung, daß Sie die Zusammenarbeit mit anderen besonders ins Auge fassen sollten. Beraten Sie sich freimütig mit den Kreisen und Beamten der Regierung, wo immer die Regierung zuverlässig und standhaft ist, darüber, wie die Wohlfahrt des Volkes gefördert werden kann. Niemand weiß besser als die Amerikaner, daß patriotische Harmonie ein Teil jeder wahrhaft religiösen Lehre ist, und die Mitarbeit meiner Regierung und aller weitblickenden Männer wird Ihre Bemühungen um die Hebung unseres Volkes zu höheren Idealen und edlerem Tun hochachten und unterstützen."

Protestantisches Missionsmärtyrium

Es sei mir gestattet, meine Schilderungen auf den Protestantismus zu beschränken, nicht nur, weil das zweckentsprechender ist, sondern auch, weil der Protestantismus auf die neue japanische Kultur den größten Einfluß ausgeübt hat. In erster Linie müssen wir bedenken, daß der Protestantismus, der damals in unser Land kam, der Calvinismus Englands und Amerikas war und nicht das Luthertum Deutschlands, das erst etwa 25 Jahre später bei uns Einzug hielt. Daß es der Calvinismus war, ist nicht bedeutungslos. Denn seine Missionare besaßen alle den Eifer und die Selbstgewißheit des Calvinismus und begannen ihr Werk mit großem Enthusiasmus. Sie sahen es als ihre heilige Pflicht an, in dem heidnischen Lande das Reich Gottes zu errichten. Sie meinten es durch und durch ernst. Wenn wir auf jene Zeit zurückblicken, so war ihr anziehendstes Merkmal ihr angriffsfreudiger Geist. Sie hatten keine Zeit zu stillem Studium und zum Nachdenken. Evangelisation war ihr einziges Streben. Ihr Kampf erfolgte nach zwei Seiten: die eine waren die herrschenden japanischen Kulturelemente, die andere die nach Japan neu eindringende materialistische und utilitaristische, westliche Kultur.

Die Hauptkraft, die sie trieb, war der starke Glaube an die heilige und höchste Autorität Gottes, auf dessen ernsten Ruf die Missionare

es wagten, in unser Land zu kommen, das damals noch voller Gefahren war. Nicht selten wurden sie mißverstanden, hart behandelt und verfolgt. Wir werden an die Erzählungen vom Wirken der Apostel erinnert, wenn wir uns die Arbeit dieser ersten Missionare ins Gedächtnis zurückrufen. Oft hatten sie keine Häuser, um darin zu wohnen, und kein Land, um Häuser zu bauen. Das Volk hielt es für eine schwere Sünde, sie anzuhören oder fürchtete, durch die Berührung mit ihnen unrein zu werden. Man fürchtete, daß der Zorn der Götter die treffen würde, die mit ihnen verkehrten. Ihre Häuser und Predigthallen wurden oft mit Steinen beworfen. Aber durch alle diese Leiden und Schwierigkeiten wurden die Missionare nur noch mehr angetrieben und ermutigt zu göttlichem Eifer und mutigem Predigen. Dies heroische Verhalten zog und packte viele Herzen von solchen, die im Geiste des Buddhismus erzogen und von ihm erfüllt waren. Auch ihre Predigt selbst, obwohl sie in unvollkommenem Japanisch geschah, fand einen Widerhall in dem Besten ihres Herzens. Sie waren sehr froh, von der Idee Gottes zu hören. Denn es war eine Zeit des Gottsuchens. *Yamaya 1929*

Die doppelte Front der Mission in Japan

Die Mission hat eine Arbeit zu leisten mit einer doppelten Front. Es spitzen sich die Dinge nach dem Kriege immer schärfer zu. Es geht einmal um die Auseinandersetzung mit den alten Religionen, weniger in Polemik als in dem Ringen um die Menschenseelen, sie für Christus zu gewinnen und durch ihn zu retten. Es geht sodann um die Bekämpfung des religionsfeindlichen Säkularismus, der Strömung, die aus den „christlichen" Ländern über die ganze Welt geht, die den Atheismus, Materialismus und Naturalismus als die allein noch berechtigte und allein moderne Welt- und Lebensanschauung predigt. Das ist heute die große Gefahr auch für Ostasien, daß der Säkularismus alle sittlichen und religiösen Grundlagen der Völker zerstört. Gegen diesen Gegner bilden alle Religionen eine Einheitsfront.

Witte 1929

2. Die Ostasien-Mission, Methoden, Probleme, Leistungen

Als einzig deutschsprachige im Rahmen der großen Missionsarbeit

Viel gute, segensreiche Anregungen gehen von allen unsern Arbeitsstätten aus und werden durch wegziehende Leute weit ins Land hinausgetragen. Große organisierte Gemeinden schaffen wir dadurch aber nicht; der Erfolg unserer Arbeit kommt zum Teil den großen Kirchenkörpern zugute, welche allerorten Gemeinden haben. So ist es auch hier wahr: „Der eine säet, der andere erntet!" Aber wer wollte darum leugnen, daß auch gerade von uns eine starke, sauerteig-

artige Kraft einströmt in den japanischen Volkskörper, welche zwar nicht stets zahlenmäßig sich feststellen läßt, welche aber tatsächlich vorhanden ist, sich geltend macht und es verhindert, daß das japanisch-protestantische Christentum der Zukunft nur die Gesichtszüge amerikanisch-englischen Kirchentums an sich trägt, welche auch — wenn wir einmal ganz absehen von den Wirkungen deutscher Theologie auf die Bildung der christlichen Erkenntnis in Japan — deutsche religiöse Innigkeit und Tiefe, gesunde, ruhige Frömmigkeit ohne überschwengliches Wesen mit zu den Faktoren zufügt, die das japanische Christentum bilden helfen.

Auch darum ist unsere Mitarbeit in Japan so wichtig, weil sie die japanischen Kirchen, die zum größten Teil längst die orthodoxe Basis verlassen haben, vor dem Versinken in flachen Rationalismus oder bloßen Ethizismus und vor Religionsmengerei bewahrt. *Schiller 1921*

Gemeinsames und Sonderart

Was wir mit unserer Arbeit wollen, ist genau dasselbe, was jede Mission erreichen will, Menschen zu dem seligen Besitz des christlichen Glaubens zu führen und daran mitzuhelfen, daß der Geist Jesu das ganze japanische Volksleben durchdringe zum Aufbau eines neuen, eines christlichen Japan.

Um dies Ziel zu erreichen, gehen wir genau die Wege, gebrauchen wir genau die gleichen Mittel wie die andern Missionen auch: Wir halten Evangelisationsvorträge, suchen die Kinder zu beeinflussen, bemühen uns um die jungen Männer und jungen Mädchen, pflegen persönlichen Verkehr, geben populäre christliche Schriften und theologische Bücher heraus und was sonst eine Missionsarbeit mit sich bringt.

Ausdrücklich betone ich, daß es nicht unsere Aufgabe und nicht unsere Absicht ist, in Japan Kritik der Bibel zu verbreiten. Die Japaner kritisieren die Bibel, die Dogmen, den Bestand der alten Christenheit und auch die Missionsarbeit viel schärfer, als es je ein Europäer getan hat. Sie sehen alle Menschlichkeiten, die natürlich auch am Christentum nicht fehlen, sehr genau. Und ihnen ist eben das Christliche, auch die Bibel, nicht etwas Heiliges, sondern etwas Fremdes, vor dem sie zunächst gar keine Achtung haben. Nun ist es unsere Aufgabe, den Japanern zu zeigen, daß diese Menschlichkeiten nur die äußere Schale des Christentums ausmachen, daß aber in dieser Schale ein heiliger, ja ein göttlicher Kern steckt, eine köstliche Frucht, die ewiges Leben, Frieden für das Herz, Liebe Gottes für die liebearme, harte Welt, Trost für alles Leid und stärksten sittlichen Halt verleiht.

Da wir nun seit je Gewicht darauf gelegt haben, in unserer Arbeit ein möglichst hohes, geistiges Niveau zu entfalten, so hat wohl unsere Mission ihre besondere Aufgabe darin, gerade den

gebildeten, japanischen Kreisen zu einem Verständnis des Christentums zu verhelfen und gerade sie für das Christentum zu gewinnen. Darin liegt durchaus keine Verachtung der schlichten Leute. Wir ehren nicht den Stand, sondern den Menschen, arbeiten auch an schlichten Leuten, und freuen uns über jeden, der zu uns kommt. Und doch gilt das Obige: denn die gebildeten Kreise, speziell die akademischen Kreise, sind diejenigen, die am tiefsten vom modern-westlichen Leben erfaßt sind, am stärksten den Zusammenhang mit dem altjapanischen Wesen eingebüßt haben und in der größten Gefahr stehen, sittlich und religiös jeden Grund zu verlieren. Diese Gefahr können wir uns gar nicht groß genug vorstellen. Darum gilt ihnen in erster Linie unsere Hilfe, weil sie sie am nötigsten brauchen. Und gerade wir können ihnen am besten nahekommen, weil wir auf Grund der tüchtigen philosophischen und theologischen Bildung unserer Missionare ihnen das Christentum in der Form darzubieten vermögen, die der geistigen Höhenlage dieser Kreise entspricht. Das ist eine große, wichtige Reich-Gottes-Aufgabe, an der wir auch weiterhin wirken werden in tiefster Überzeugung von der hohen Bedeutung unseres besonderen Missionsberufs. Daß es von ganz außerordentlicher Wichtigkeit für die Christianisierung Japans ist, gerade diese geistig führenden Kreise zu gewinnen, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Witte 1925

Unsere Arbeitsmethode

Unsere Arbeit geschieht durch den Verkehr von Person zu Person, den der Missionar in ausgedehntem Maße pflegen muß, durch den Verkehr mit jungen Leuten, zum Beispiel auch in Schulen und allerlei Unterrichtsklassen, auch solchen in deutscher Sprache. Sie geschieht durch Sammlung von Jünglingen und Erwachsenen in Vereinen. Sie geschieht ferner durch Vorträge und Vortragskurse mannigfaltiger Art, wie sie namentlich in Tokio in früheren Jahren, als unsere dortige Station noch ein größeres Missionspersonal zählte, fleißig gehalten worden sind; sodann durch Predigten belehrenden und aufklärenden Inhalts. Hinzu kommen literarische Veröffentlichungen. Es liegt jetzt eine ganze Reihe der von uns herausgegebnen Schriften vor, es sind größere und kleinere, von Traktaten von etwa 10 Seiten bis zu meinem großen Matthäus-Kommentare von mehr als 1000 Seiten. Es sind zum Teil Übersetzungen deutscher Werke, zum Teil aber auch originale Arbeiten oder doch wenigstens selbständige Verarbeitungen von Material, das in deutschen Büchern bereit liegt. Besonders D. Haas hat während seiner Amtsjahre in Tokio diesen Zweig der Arbeit mit Eifer gepflegt. Augenblicklich ist ein großer Kommentar zum Johannis-Evangelium gedruckt, in jahrelanger Arbeit von mir und dem Professor Yamaya vom Obergymnasium zu Kyoto verfaßt. Als ein wichtiges Hilfsmittel der Arbeit ins allgemeine dienen auch die Sonntagsschulen, die mit

großem Eifer in Japan betrieben werden, so daß bei den protestantischen Missionen die Zahl ihrer Sonntagsschüler (167 029) sogar die ihrer Christen (144 405) weit übertrifft. Auch wir haben solche Sonntagsschulen, die für unsere Arbeit bedeutungsvoll sind. Wer als Kind jahrelang eine christliche Sonntagsschule besucht hat, wie könnte der nachher noch die Ansicht vertreten, daß die christliche Lehre schädlich sei, und könnte den teuren Jesusnamen als Schimpfwort in den Mund nehmen? Und sollte aus den heutigen Besuchern der Sonntagsschulen auch zunächst nur eine geringe Zahl wirklich Christen werden, wie ganz anders wird die Stimmung für das Christentum sein, wenn erst die zweite und dritte Generation einrückt, die Kinder und Kindeskinder der heutigen Sonntagsschulbesucher. Für Erwachsene hatten wir unsere Monatsschrift „Shinri", das heißt „Wahrheit", gegründet, nach ihrem Namen eine Fortsetzung unserer früheren Zeitschrift. Aber während die ältere mehr der ersten Aufgabe diente, in Japan allgemein über das Christentum belehrend und aufklärend zu wirken, also mehr theologisch-philosophischen Inhalt hatte, dient das jetzige „Shinri" [inzwischen leider eingegangen] vor allem den Aufgaben unserer Gemeinschaft, die wir Fukyu Fukuin Kyokwai, das heißt „Allgemeine evangelische Kirche" nennen; durch Artikel religiös-erbaulichen und religiös-belehrenden Inhalts, wie durch Gemeindenachrichten, sucht es, die Gemeinden zu pflegen und zusammenzuhalten, das Interesse auch der versprengten Glieder zu bewahren und überhaupt Interesse für unsere Sache in Japan zu verbreiten. Schauen wir rückwärts auf unsere gesamte Arbeit während der letzten Jahre, so freuen wir uns, feststellen zu können, daß unter Gottes Segen unser Werk stetig gewachsen ist.

Wir müssen ja bei der Missionsarbeit mit größeren Zeiträumen rechnen, nicht mit Jahren, wie auf dem Ackerfelde, sondern mit Jahrzehnten. In diesem Sinne allein läßt sich das Gleichnis von Samen und Ernte auf die Missionstätigkeit anwenden und das Mahnwort wiederholen: „So seid nun geduldig, lieben Brüder. ... Siehe, ein Ackersmann wartet auf die köstliche Frucht der Erde, und ist geduldig darüber, bis er empfange den Frühregen und den Spätregen" (Jak. 5, 7).

Schiller 1925

Kindergarten und Sonntagsschule heute

Die Arbeit des Kindergartens ging in gewohnter Weise vor sich. Die Höchstzahl von 40 Kindern wurde nicht immer ganz erreicht; doch ist für den Fortbestand in keiner Weise zu fürchten. Zu Ostern 1929 verließ uns die eine langjährige Lehrerin, Tochter unseres Missionsdieners Saito, die sich ein halbes Jahr vorher verheiratet hatte. Wir haben statt ihrer eine andere junge Lehrerin, Fräulein Takahashi, eingestellt, die sich auch in der Togozaka-Sonntags-

schule betätigt. Die Leiterin, Frau Sugenoya, war leider verschiedentlich schwer krank, und ist es jetzt wieder, so daß es fast zweifelhaft erscheint, ob sie noch lange wird arbeiten können. [Sie starb 1930.]

Bei den jährlich wiederkehrenden drei großen Festen des Kindergartens, Weihnachten, Entlassungsfeier und Blumenfest, habe ich jedesmal an die zahlreich erschienenen Eltern und Verwandten der Kinder eine Ansprache gehalten. Am Blumenfest konnten wir durch eine gütige Stiftung einer Bibelgesellschaft das Markus-Evangelium in einfacher Sprache und einem schönen Titelbild an alle Kinder verteilen. Da für alle diese Feiern jetzt wieder der große Saal der Theologischen Schule zur Verfügung steht, können sie sehr schön ausgeschmückt werden und bilden ein Ereignis für das ganze Viertel. Sie sind jedoch zu selten, als daß eine sofortige missionarische Wirkung von ihnen ausgehen könnte.

Die Sonntagsschule in Koishikawa, deren Grundstock ehemalige Schüler des Kindergartens bilden, hatte dieses Jahr unter starken Schwankungen zu leiden. Im Frühjahr hatten wir es bis auf 70 Kinder gebracht; aber die Zahl ist infolge Krankheit und Wechsel unter den Helfern wieder auf 30 bis 40 gesunken. Da wir jetzt wenigstens wieder zwei fähige Lehrer für die älteren Kinder haben, ist wenigstens eine weitere Verminderung nicht zu befürchten. Auch hier hat unser neuer japanischer Pfarrer ein Tätigkeitsfeld. Ich selber bin während der Sonntagsschulzeit immer in der Kirche beschäftigt und kann nur wenig helfen. In der Weihnachtsfeier dieser Sonntagsschule, die fast einem gutbesuchten Gottesdienst glich, habe ich eine Predigt gehalten. *Weidinger 1930*

Unser Studentenheim

Unser Gebäude, das wohl im Jahre 1911 gebaut worden ist, ist japanisch mit europäischem Speisesaal und Lesezimmer. Alle Räume gehen nach Süden, vor den Fenstern stehen einige schöne Kirschbäume, und Raum zur Bewegung im Freien ist auch reichlich vorhanden. Wir standen nun vor der Frage, welche Klasse von Studenten wir bevorzugen sollten, solche der Kaiserlichen Universität oder solche jüngeren Alters. Wir haben uns schließlich zu letzterem entschlossen, da die Studenten der Kaiserlichen Universität zwar die Elite sind, aber im Alter von mindestens 22 Jahren sich nicht mehr leicht leiten und beeinflussen lassen. Statt dessen haben wir versucht, in der Hauptsache Schüler höherer Schulen, Fachschulen und Privatuniversitäten zu sammeln, die ja oft auch mehr den Charakter einer höheren Schule haben. In der Hauptsache sind folgende Schulen bei uns vertreten: Deutsche Vereinsschule (Mittelschule), Höhere Lehrerbildungsanstalt, Waseda-, Meiji- und Nihon-Daigaku (Privatuniversitäten) und Fachschulen, seit einigen Tagen auch ein Theologe im vierten Semester.

Es können bis zu 30 Mann bei uns wohnen, wenn wir in jedem Zimmer zwei Studenten unterbringen. Aber da eine solche Zahl zu unübersichtlich ist, nehmen wir nur bis zwanzig auf, und es gibt Einzelzimmer und Doppelzimmer. Das Einzelzimmer kostet mit voller Pension, Bad und Licht, aber ohne Zimmerheizung 28 Yen; wenn zwei Studenten in einem Zimmer wohnen, zahlt jeder nur 25 Yen (doppelt in Mark).

Die äußere Leitung des Heims liegt in den Händen unseres Gemeindemitgliedes Frau Suenaga, die mit ihrer Tochter zusammen viel zu tun hat, um die Schar zu sättigen und auch sonst ein wenig zu betreuen. Aber sie versteht es, ihre Pflicht als rechte Hausmutter zu tun. Für die groben Arbeiten steht ihr ein Dienstmädchen oder ein Boy zur Verfügung.

Der geistigen Leitung und Beeinflussung dienen die Versammlungen, die wöchentlich mindestens einmal nach dem Abendessen gehalten werden. Alles geschieht in japanischer Sprache, denn bei den meisten ist Deutsch die zweite Fremdsprache, mit der sie höchstens ein wenig lesen, aber Gesprochenes nicht verstehen können. Einige Themen der Abende will ich wahllos herausgreifen, um ein ungefähres Bild zu geben, wie die Arbeit gedacht ist.

Pfarrer Akashi: Die Anfänge des Christentums in Japan.
Die Bibel.
Das Wesen der Religion.
Das Gebet — und andere mehr.

Ich selbst: Das Problem der Sünde, und wie sich Jesus dazu stellt.
Der Sinn des Osterfestes.
Der Trost des Gottesglaubens.
Gibt es Ausnahmen vom Sittengesetz?
Die reinigende Kraft der Liebe.
Bilder Ludwig Richters.
Deutsche Städtebilder.
Das Vorbild Christi — und andere mehr.

Herr Dr. Gundert, Sekretär am Deutsch-Japanischen Kulturinstitut:
Deutschlands Stellung in der Welt.

Herr D. Schiller: Der besondere Charakter der Jugendzeit.

Bei allen passenden Gelegenheiten werden auch christliche Lieder gesungen. Seit uns der Elsaß-Lothringische Landesverein durch seine gütige Stiftung zu einem Harmonium verholfen hat, scheint das allen Freude zu machen; solange ich mit der Geige begleiten mußte, war es etwas gezwungen. In den Versammlungen übernimmt einer der wenigen anwesenden Christen das Gebet. *Weidinger 1930*

Die deutsche Abendschule in Kyoto

Die deutsche Abendschule in Kyoto wurde fortgeführt wie bisher seit 25 Jahren, an fünf Wochentagen mit 13 Wochenstunden. Meine Frau erteilt Konversation, der Universitätsgraduierte der Theologie und Philosophie Kawai, unser Gemeindeglied, hat auch drei Stunden übernommen. Das übrige fällt mir zu. Mittwoch abend halte ich eine Stunde japanische Erklärung der Lutherbibel und eine Stunde religiösen Vortrag, den ich selbst ins Japanische übersetze. Der Besuch war der normale. Wie immer kamen viele junge Ärzte, auch Koreaner und Chinesen. Es wird aber jetzt in Kyoto auch anderwärts viel deutscher Unterricht erteilt, nicht nur in den höheren Schulen und Universitäten, auch in einer von der Stadt errichteten Abendschule sowie von Privatlehrern.

Auch in der Doshisha-Universität erteilte ich einen Morgen der Woche einige deutsche Stunden, ebenso zwei an einem Nachmittage zusammen mit meiner Frau im Girl's College, dem Oberbau der höheren Mädchenschule der Doshisha. *Schiller 1929*

Die deutsche Abendschule in Tokio

Unsere Mission besitzt nun seit Anfang Oktober 1927 auch hier wieder eine deutsche Abendschule. Die Sammlung von Schülern bot im Anfang Schwierigkeiten; doch scheint die Einrichtung allmählich bekannt zu werden. Bisher haben wir nur fortgeschrittene Schüler, und der Zweck des Unterrichts ist in erster Linie, zum Sprechen zu erziehen. Lesen und vielleicht auch Grammatik lernen die Studenten leichter bei Japanern. Unterricht wird wöchentlich in fünf Stunden an drei Abenden gegeben, zwei dienen der Konversation und dem Nacherzählen, zwei der Lektüre einer modernen Erzählung mit reicher Gelegenheit zum Sprechen, und eine ist Bibelstunde; in dieser Stunde werden auch leichte Choräle gesungen. Überraschenderweise ist die Bibelstunde die beliebteste; hier fehlen die Schüler am seltensten, und auch Hörer, die am Unterricht nicht teilnehmen, finden sich dazu ein. Die Anwesenheit von einigen Christen erleichtert die Arbeit. Bisher hatten wir nie über zwölf eingeschriebene Schüler; das ist eine gute Zahl für einen Unterricht, der alle erfassen soll. Doch müssen noch Mittel und Wege gefunden werden, mehr heranzuziehen. In dem abgelaufenen Zeitraum hatten wir drei gemütliche Versammlungen der Schüler mit einer kleinen Bewirtung; das läßt sich in Japan ja mit geringen Mitteln veranstalten. Bei zweien dieser Abende, bei denen nur japanisch gesprochen wird, hielt ich japanische Vorträge über biblische Abschnitte. Solche Veranstaltungen sind sehr schön, und es ist zu hoffen, daß sich ungezwungen öfters solche Gelegenheiten ergeben, wenn es erst gelingt, das Studentenheim wieder zu eröffnen.

Weidinger 1929

Der Johannes-Kommentar

Eine große Freude war es für mich, daß nun endlich mein japanischer Kommentar zum Johannes-Evangelium, an dem ich lange Jahre gearbeitet hatte, im Druck erscheinen konnte. In der Zurückgezogenheit der Kriegssommer wurde er von mir vorbereitet, dann zusammen mit Professor Yamaya in unseren kärglichen Mußestunden durchgearbeitet und ins Japanische übertragen. Professor Yamaya ist Jurist, lehrt auch juristische Enzyklopädie am Obergymnasium zu Kyoto sowie Ethik im Girl's College der Doshisha. Das letztere zeigt, daß seine Hauptinteressen nicht auf juristischem Gebiet liegen. Er hat sich sehr sorgfältig mit der wissenschaftlichen Forschung des Neuen Testamentes beschäftigt, zu dem Zwecke auch Griechisch getrieben, selber einen Kommentar zum Philipperbrief herausgegeben und hält neuerdings auch Vorlesungen über das Neue Testament an der Kaiserlichen Universität zu Kyoto. Um die Weihnachtszeit des letzten Jahres erschien der Kommentar endlich in der Öffentlichkeit. Professor Dr. Otto in Marburg hatte dazu eine treffende Vorrede geschrieben. Es ist dies Werk das erste unserer japanischen Publikationen, welches die Missionskasse nicht belastet hat.

Voran steht das Bild des Gekreuzigten von Dürer in Farbendruck, das wir der Freundlichkeit des Verlages für Volkskunst von Keutel in Lahr zu verdanken haben. Es soll das Johanneswort: „Wenn ich erhöhet bin von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen" illustrieren. Der Kommentar gibt zu jedem Abschnitt 1. eine sorgfältige japanische Übersetzung aus dem Urtext; 2. eine Erklärung des Gedankengangs mit Feststellung des ursprünglichen Sinns zur Zeit des Verfassers und mit sorgfältigem Eingehen auf das, was dem japanischen Denken zunächst fremd sein muß; 3. eine Hervorhebung des religiösen Inhalts des betreffenden Abschnitts, und 4. eine kurze Anleitung zur religiösen Verwertung und Fruchtbarmachung für die japanische Gegenwart. Da der Verlag in seinen Bücheranzeigen neben dem Johannes-Kommentar auch auf den vor längeren Jahren veröffentlichten Matthäus-Kommentar hinweist, den ich seinerzeit mit P. Aoki verfaßt und herausgegeben habe, so schmelzen dessen Restbestände allmählich dahin. — Ich hoffe, daß der Kommentar vor allem der japanischen Pastorenschaft ein wichtiges Hilfsmittel zum Verständnis des Neuen Testaments bietet, durch welches dann auch die Predigten eine religiöse Vertiefung im Sinne des Neuen Testamentes erfahren werden. *Schiller 1929*

Dank- und Glückwunschschreiben unserer japanischen Christen zum 40jährigen Bestehen des Vereins (1924)

Ein Rückblick auf die Vergangenheit zeigt uns, wie seit der Entsendung von Dr. Spinner durch den Allgem. Evang.-Prot. Missionsverein im 18. Jahre der Ära Meiji das Christentum in Japan

mehr und mehr seine traditionellen Hüllen abgeworfen und den schlichten, reinen Glauben an den Vater im Himmel kennengelernt hat, wie er einst im Herzen Jesu glühte. Und obwohl unsere Kraft schwach und die Zeit noch nicht gekommen ist, eine auch äußerlich große Kirchengemeinschaft zu schaffen, so sind wir doch imstande, in unserem Teil am Bau des Reiches Gottes zu arbeiten, und wir sind es dank der herzlichen Unterstützung und reichen Güte des Missionsvereins. Einen ganz besonderen Eindruck hat es uns gemacht, wie die Christen von Deutschland und der Schweiz, dem Vorbild Jesu ähnlich, der sich selbst der Welt zum Opfer gab, in der schweren Katastrophe des großen Weltkrieges die eigene Not beiseite gesetzt und um der Ausbreitung des Reiches Gottes willen die Arbeit in Japan in hilfsbereiter Liebe jahrelang weitergetragen haben, und wir glauben, daß wir diese Treue zeitlebens nicht mehr werden vergessen können.

Daher ist es unser aufrichtiges Gelöbnis, um des Reiches Gottes, um des Reiches des Geistes willen das Werk der Mission weiterzuführen, und so wenigstens zu einem verschwindenden Bruchteil die Liebe zu vergelten, die Sie alle an uns erwiesen haben. Wir beten, daß unsere Arbeit den Segen des himmlischen Vaters immer reicher, die Gemeinschaft des Geistes immer kräftiger erfahren möge. In dieser Gesinnung bitten wir Sie nochmals, zum vierzigsten Jubiläum des Allgem. Evang.-Prot. Missionsvereins von Ihren Mitchristen in Japan die herzlichsten Glückwünsche entgegenzunehmen.

Tokio, im Oktober 1924

Die Gemeindeglieder der Allgemeinen Evangelischen Kirche
(Fukyu Fukuin Kyokwai)
zu Tokio.

3. Braucht Japan noch Mission?

Weise Beschränkung der Mission

Die Frage wird im Laufe der Jahre immer stärker auftreten, ob in Japan überhaupt noch eigentliche Mission getrieben werden oder ob das ganze Werk unter regelmäßigen Jahreszuschüssen vom Auslande her in die Hände der japanischen Christenheit gelegt werden soll. Dabei ist es wichtig, zu beobachten, daß diese Frage stärker unter den Missionaren als unter den Japanern erörtert wird, weil die ersten mit Recht fühlen, daß ihre ganze Stellung in Japan sich immer mehr verschiebt, nachdem in der japanischen Christenheit einflußreiche Laien und geistesmächtige wie auch theologisch wohl gebildete Pastoren aufgetreten sind. Die letzteren sind allerdings noch stark in der Minderzahl. Es ist wohl zu beachten, was ein angesehener Methodisten-Missionar, Rev.

Iglehart, im Jahrbuch der christlichen Bewegung in Japan allein noch als künftige Aufgabe der ausländischen Japanmissionare hinstellt:

1. Evangelisation in der Landbevölkerung, nachdem in den Städten starke Christengemeinden entstanden sind.
2. Soziale Wohlfahrtsarbeit, namentlich in den großen Städten und Industriezentren.
3. Beeinflussung der japanischen Gesellschaft durch vorbildliches, christliches Familienleben der Missionare.
4. Mitarbeit an großen japanischen Stadtgemeinden neben und unter dem japanischen Gemeindepfarrer.
5. Erteilung englischen Unterrichts an Schulen und Beeinflussung der dadurch mit dem Missionar in Beziehung tretenden Jugend. (Er vergißt dabei ganz und gar, daß es auch anderssprachige Missionare in Japan gibt und andere wichtige Kultursprachen als Englisch, die, wie Deutsch und Französisch, in Japan auch eine Rolle spielen.) — Ich selber würde als etwas äußerst Wichtiges noch hinzufügen:
6. Bemühung, durch persönlichen Verkehr, Predigten, literarische Arbeit, Vorträge u. a. das neue Christentum in Japan gesund zu erhalten, damit es nicht auf Irrwege gerät, welche durch die in den Gemütern nachwirkenden Einflüsse des Buddhismus, des Schinto wie des konfuzianischen Moralismus und Rationalismus nahe liegen. Dabei darf natürlich die Bildung eines gemäß seinem geschichtlichen Ursprung eigenartigen selbständigen Christentums nicht aufgehalten werden.

Erfreulich ist auf jeden Fall, daß auch jetzt in Japan keine Stimme laut wird, die etwa Entfernung der Missionare fordert. Das, was heute in China vor sich geht, wo von den 8000 Missionaren (die Ehefrauen eingeschlossen) nur noch 500 auf ihrem Posten sein sollen, während 5000 heimgekehrt sind, 1500 zu Anfang des letzten Sommers sich in Schanghai aufhielten und 1000 an anderen sicheren Orten Chinas, in Japan und Korea, wirkt auf die japanische Öffentlichkeit abstoßend. Es beweist, wie viel weiter man in Japan in der Wertschätzung des Christentums wie auch des Missionswesens ist, so daß man bei aller Kritik des letzteren doch den Segen der Missionsarbeit anerkennt. Überhaupt scheint für Japan die Periode aufklärerischer Religionsfeindschaft vorüber zu sein. *Schiller 1928*

Japanische Kirchenmänner zur Frage

Bischof Uzaki von der Methodistenkirche sagt:

„Kann man sagen, daß Kyushu und Hokkaido eingenommen sind? 150 000 protestantische Christen in Japan und eine Bevölkerung von 60 Millionen, was für eine Notwendigkeit für Hilfe! Und was für ein Aufruf an die Mutterkirche! Die Massen sind noch nicht er-

reicht. Horcht auf den Ruf des ländlichen Japans. Die schwachen Kirchen dieser Gegenden haben den Missionar nötig."

Dekan Ibuka von der Meiji-(Presbyterianer-)Schule in Tokio sagt:

„Das japanische Christentum hat Wurzel gefaßt. Die großen Gemeinden erhalten sich selbst und propagieren selbst. Wenn diese auch ihre Kräfte vereinigen würden, wären sie stark genug, um die ganze Nation dem Christentum zuzuführen? Haben sie genügend Leute und Mittel, um die 36 Millionen Bewohner der ländlichen Gegenden zu evangelisieren? Bestimmt nein. Die japanischen Missionsgesellschaften und die eigene Kirche sind der Aufgabe nicht gewachsen. Da ist ein Feld, nicht für irgendeinen Missionar, sondern für den rechten Mann am rechten Platz."

Hr. Nagoa, ein außenstehender Laie und eine nationale Persönlichkeit sagt:

„Der Student und die arbeitenden Klassen bilden noch eine auffordernde Gelegenheit. Von der Jugend auf dem Lande wie aus der Stadt kommt der mazedonische Ruf nach Missionaren. Hier reicht die japanische Tatkraft nicht aus, in beidem nicht, in Quantität und Qualität nicht."

Präsident Ebina von der Doshisha-Hochschule sagt:

„Der Studenten Geist und Herz sind offen. Sie sind international gesinnt. Sie wollen auf einen christlichen Führer mit einer wahren Botschaft, gleich von welcher Nationalität oder Rasse er sei, horchen. Japans Studenten betrachten philosophische, soziale und politische Probleme. Wir benötigen Missionare, welche fähig sind, ihnen auf diesen Gebieten zu helfen."

Frl. Kawai, Generalsekretärin der Y.W.C.A., sagt:

„Wir haben Missionare nötig in Städten und kleineren Ortschaften, wo das Volk weder zu sehr vorgerückt, noch zu rückständig ist, und auch unter den Familien der oberen Klassen."

Schatzmeister Matsuno vom japanischen Christenrate sagt:

„Die Evangelisation Japans ist nicht einfach nur eine nationale Frage. Sie ist eine Weltfrage, weil Japans Einfluß über die ganze Welt sich erstreckt. Immer wird das Bedürfnis da sein, Missionare zwischen Japan und anderen Nationen auszutauschen. Hier ist eine große Gelegenheit für die feinsten Vertreter der amerikanischen und europäischen Jugend. Wir müssen Nachdruck legen auf diese Bitte."

Sekretär Kobayashi von der Nationalorganisation für die Japanische Kongregationskirche sagt:

„Wir haben die unevangelisierten Handelszentren vergessen. Die Kaufleute in Japan blieben praktisch unberührt. Das trifft zu in jeder

Stadt und in jedem Dorfe. Da ist ein dringendes Feld für Missionstätigkeit."

Kawaguchi, der Vorsteher von der Sendai-Baptisten-Mädchenschule, sagt:

„Ich glaube, es gibt da einen besonderen Platz für die Mission im unmittelbaren Religionswerk. Die Zeit ist gekommen, wo sich das Christentum auf dem direktesten Wege hervorwagen sollte, in jede Schicht der Gesellschaft."

Ishizaka, der Präsident der Aoyama-(Methodisten-) Schule, sagt:

„Ja, mit allen Mitteln sendet uns Missionare für die Gebiete der Erziehung und des sozialen Lebens."

Hr. Tagowa, ehemaliges Parlamentsmitglied, äußert sich:

„Es ist ein schreiendes Bedürfnis nach Missionaren vorhanden im Werke der christlichen Kolonien."

Präsident Chiba vom Baptisten-Theologischen Seminar sagt:

„Missionare werden dringend benötigt für die sich einrichtende Kirchenarbeit."

Professor Sawano sagt:

„Während der Missionar auf dem Missionsfelde als Ratgeber gebraucht wird, hat man ihn auf dem Gebiete der sozialen Wohlfahrt notwendig als Pionier und Führer im sozialen Dienst und in sozialen Unternehmungen."

Das Zeugnis von einem, der außerhalb der christlichen Kirche steht, aber wesentlich interessiert ist an Japans moralischem und religiösem Leben, ist doppelt lehrreich. Professor M. Anesaki vom Departement für Religion an der kaiserlichen Universität in Tokio, ein einflußreicher Erzieher und Bildner der öffentlichen Meinung, sagt:

„Braucht Japan noch Mission? Das ist vollständig eine Frage des betreffenden Vertreters. Wenn er besessen ist vom Geist der rassenmäßigen und kulturellen Überlegenheit, dann ist hier kein Platz für ihn. Hingegen wenn er gekommen ist, um sich in die Sprache einzuleben und sie zu bezwingen, wenn er ein mitfühlendes Herz hat für das japanische Volk, wenn er seine Gemütsart erfaßt und unter ihnen steht und wirkt als Mann unter Männern, dann ist er heute so sehr notwendig wie er es immer war." *Marbach 1926*

Kagawa beschwört die Missionare

Es ist interessant, daß gerade Kagawa, der mit stark nationalen Bedenken mancher fremden Mission gegenübersteht, sich mitten in den Schoß der fremden Missionare im Sommer begeben hat, nach Karuizawa, wo in über 1000 Meter Höhe der Sommerurlaub der

meisten Missionare sich abspielt und man am besten Gelegenheit hat, sie geschlossen anzutreffen und für etwas zu gewinnen. Kagawa wollte sie durch Vorträge interessieren für die Mitarbeit der Missionare auf neuen, bisher wenig oder gar nicht erschlossenen Gebieten. Es war ein Generalappell zu neuem Mitwirken und Erweitern ihrer Aufgaben! Die Vorträge sind dann später in einem englischen Missionsblatt veröffentlicht worden, um die Anregungen den Heimatsleitungen der in Japan arbeitenden Missionen weiterzugeben und auch hier in der Heimat die Antwort auf unsere Frage aus dem Munde eines Japaners bekanntzumachen.

Da ist das Heer der Arbeiter, in Japan etwa zehn Millionen, von denen die Hälfte Frauen und Kinder sind; über 100 000 Arbeitslose, denn seit dem wirtschaftlichen Wettbewerb nach Kriegsende ist der japanische Arbeitsmarkt sehr flau. Für neun- bis zehnstündige Arbeitszeit wird im Durchschnitt drei Mark gezahlt für einen Familienvater, dabei ist Japan seit Jahren eines der teuersten Länder der Welt. Nun habe die japanische Kirche, sagt Kagawa, zwar ein soziales Programm; einzelne Christen wie er und Susuki, Noda, Otaku, Yoshino und Abe kümmerten sich um diese auch zum Wesen der christlichen Liebestätigkeit gehörenden Fragen, aber die Kirche scheine weder der Arbeiter Kittel noch deren weniges Geld zu lieben und zu schätzen! Hier setzt dann eben die antichristliche, atheistische und bolschewistische Propaganda ein. Dabei biete das Christentum die einzigen Hilfsmittel; die Bibel sei lebendige Soziologie, Jesus lehrte und lebte Liebe und Brüderlichkeit und war Freund der Armen. So rief Kagawa die Mission auf, mit der japanischen Kirche im Bunde soziale Hilfsgenossenschaften zu gründen und christlich-soziale Arbeiterverbände schaffen zu helfen.

Doch Kagawa sieht selbst, daß dies nur eine Auswirkung christlicher Betätigung ist und daß das Christentum als neugestaltende Glaubenskraft erst den Menschen grundlegend ergriffen haben muß. Daher ruft er die Mission zur Mitarbeit direkter Art auf an anderen, bisher unerreichten Ständen.

Die Mission gehe aufs Land zu dem Heer der Pächter, die in den 10 000 Dörfern und in den 2500 Kleinstädten des Landes wohnen. Evangeliumsschulen sollten eröffnet werden, und mit guten Traktaten und Flugblättern sollte für den christlichen Gedanken geworben werden. Sonntagsschulen, Vereine christlicher junger Männer sollten entstehen, und eine Missionsklinik müßte der riesigen Kindersterblichkeit zu Leibe gehen. — Ferner sei erinnert an die 343 Dörfer, wo 120 000 Etas, die Ausgestoßenen, durch die buddhistische Ächtung gewisser Berufe ein Parialeben noch heute führen müssen. Von ihnen sind 66 Prozent land- und heimatlos. Wenn man ihnen menschenwürdig begegnete und ihnen leiblich-seelische Pflege angedeihen ließe, so würde dieser Strahl der Liebe Jesu ihnen wohl-

tun und sie dankbar machen. Da sind ferner 1,3 Millionen Fischer, arm, von der Hand in den Mund lebend, täglich den Tod vor Augen, daher Genießer und Trinker, wenn sie etwas verdient haben, danach stumpf und dumpf dem Schicksal ergeben und ihre Töchter verkaufend, um durchzukommen oder um erneut Sake trinken zu können. Schulen und Schifferheime zu errichten, wo sie christlich angeregt werden könnten, wäre lohnende Aufgabe! — Endlich das dunkle Kapitel der Bergleute, unter ihnen leider auch Frauen und Arbeiterinnen, 40000 an der Zahl. In stallartigen Baracken sind sie untergebracht und führen eine Art Sklavenleben. Aber wegen ihrer lokalen und geistigen Absperrung wird es ja sehr schwer, wenn nicht unmöglich sein, zu ihnen mit einer frohen Botschaft zu gelangen.

Durch solche ganz handgreiflichen Aufgaben rief Kagawa die Missionare zur Mitarbeit in Japan auf: „Überlaßt das nicht der japanischen Kirche; jene Klassen unseres Volkes haben keine Vorurteile gegen fremde Missionare, wenn sie d i e n e n wollen! Daß Japan keine Missionare braucht, das paßt vielleicht auf die Mittelklassen der Bevölkerung, aber im Blick auf die zehn Millionen neuer Stimmberechtigter (Japan hat eben das allgemeine Wahlrecht eingeführt) gilt das nicht. Ehe ein Missionar geht, sollte er nach diesen vernachlässigten Klassen sich umsehen und helfen, wo er so nötig ist; sonst setzt der Radikalismus ein! Das Feld ist reif, die Zeit ist da, die Flut geht hoch.“ — *1929*

Kein Rückzug der Mission erwünscht!

Der Bolschewismus breitet sich jeden Tag in Japan weiter aus, und ich fürchte, wenn erst der Materialismus hier einen Halt gewonnen hat, dann wird es sehr schwer sein, unter den Arbeitern und Landleuten das Evangelium zu verbreiten. Ich fürchte, daß in zehn Jahren Japan viel mehr junge Leute hat, die sich dem Materialismus hingeben, wenn nicht christliche Idealisten dagegen stehen und kämpfen. Wenn wir uns nicht bemühen, in dieser Zeit der Krisis das Evangelium in den Vordergrund zu stellen, wird seine Verbreitung um wenigstens fünfzig Jahre verzögert werden. Es hat für das japanische Denken nie eine so kritische Zeit gegeben, wie die jetzige, und gerade in dieser Zeit scheinen die Missionare dazu zu neigen, ihre Kräfte zurückzuziehen und die Kirchen gehen in ihrer Mitgliederzahl zurück. Wenn die Missionen ihre Kräfte jetzt zurückzögen, würden in Japan ungefähr 380 unabhängige Kirchengemeinden zurückbleiben unter siebzig Millionen Menschen, und deren Zukunft würde die gleiche sein wie die der Anhänger Zoroasters (die Parsi) in Indien, die nur ein Gebiet um Bombay herum beeinflussen. Die Fabrikarbeiter, die Fischer, die Landleute sind noch ganz außerhalb der christlichen Kirche. Das ist die große unbeendete Aufgabe der christlichen Evangelisation. *Kagawa 1929*

4. Zusammenarbeit von Mission und japanischer Kirche

Der Übergang

Die christliche Mission erregt in Japan nicht mehr das große Aufsehen wie früher, wo ihre Vertreter nach Japan kamen als Vertreter einer neuen, höheren Kultur, die Japan in Erstaunen setzte, wo sie die unentbehrlichen Lehrer der mannigfaltigen Betätigungen dieser Kultur waren, die Schöpfer eines reichen Schulwesens und Wissenschaftsbetriebes, die ersten und einzigen Lehrer fremder Sprachen, die Einführer einer neuen Musik und einer neuen Art des Gesanges, die ersten öffentlichen Redner in einem Lande, wo man öffentliche Reden überhaupt nicht kannte, die Verfechter der Freiheit der Persönlichkeit, der Frauen- und Kinderrechte, die Verkünder einer höheren Moral für den Einzelnen wie für die Familie, welche dem auch in den Japanerherzen schlagenden menschlichen Gewissen mächtig imponierte, und als Krone des ganzen die Bringer einer neuen, höheren Religion, die auch dem japanischen Gemüte Befriedigung verhieß. Das alles ist nun schrittweise von den Japanern aufgenommen worden, so daß sie nun selbst ihren Volksgenossen die Bringer dieser Güter sind. Und daß sie bei der Schwierigkeit der japanischen Sprache geschicktere Redner als die Ausländer sind, ist nur zu natürlich. Es gibt nun eine hochentwickelte japanische Beredsamkeit, es gibt japanische Vorträge über Politik, Wissenschaft und Kunst, es gibt Konzerte in westlicher Musik, es gibt ein weitverbreitetes japanisches Schulwesen, das die ganze Jugend umspannt, und einen hochentwickelten japanischen Wissenschaftsbetrieb; die Rechte der Persönlichkeit der Frau, des Kindes, werden auch außerhalb der christlichen Kreise jetzt vertreten und gefördert, selbst der Buddhismus hat sich, wenn auch zögernd, an der Mitarbeit bei all diesen Dingen zu beteiligen begonnen. Und je mehr die christlichen Moralideale sich im Volke verbreiten, um so weniger treten die Christengemeinden auch in diesem Stück als überragend hervor. Nachdem nun auch infolge des starken Selbständigkeitsstrebens der Japaner die Gemeindearbeit nicht nur, sondern auch die Oberleitung der japanischen Christenheit aus den Händen der Missionare genommen ist, scheint es tatsächlich zunächst dieser an überragenden, kraftvollen, fortreißenden Führerpersönlichkeiten zu fehlen. Es fehlen auch tüchtige japanische Theologen, wirkliche theologische Wahrheitssucher. Es fehlt auch der starke Expansionsdrang der Gemeinden; denn da die Losung heißt, vor allem finanziell selbständige Gemeinden zu schaffen, so verengert das den Blick der Gemeinden und ihrer Pastoren, die vor allem nur an die eigenen Gemeinden denken. Wenn auch in allen sozialen Arbeitszweigen Japans die Arbeit gewöhnlich in der Hauptsache von Christen getan wird, so fehlt doch in den Gemein-

den anscheinend der Sinn für Beteiligung an diesen Dingen, was die japanischen Arbeiterkreise zu tadeln pflegen.

Auf jeden Fall darf kühnlich behauptet werden, daß in Japan die Grundlegung für das Christentum fest und sicher geschehen ist. Die japanische Christenheit und Kirche besteht und wird nicht wieder zu beseitigen sein. — *Schiller 1926*

„Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen"

Die junge japanische Kirche hat eine hervorragende Assimilationsfähigkeit an die christliche Gedankenwelt gezeigt. Sie hat aus der Erfahrung in der Schule der westlichen Kirche viel Nutzen gezogen, sie hat aus ihr diejenigen Bestandteile übernommen, welche grundlegend und dem japanischen Geiste angepaßt sind. „Sie bleibt nicht länger Kind"; sie hat eine selbstbewußte Seele und einen reifen Sinn entwickelt. Sie hat hinter sich den bedeutenden geistigen Inhalt von Japans jahrelanger älterer Zivilisation. Auf der Kanzel und in den Kirchenräten findet man Männer und Frauen, welche in der Gediegenheit ihrer Treue, der Christähnlichkeit ihres Charakters und im Eifer ihrer Frömmigkeit den Besten der Kirche des Westens gleichkommen. „Die Zeit der Vaterschaft über das Missionswerk in Japan ist deshalb vorbei." Die Führerschaft und Organisation muß nach und nach an Japan übergehen. „Die Zeit ist für Missionare und Missionen gekommen, um von neuem zu verwirklichen, daß sie, wie Johannes der Täufer — nur Vorläufer sind —, daß die eingeborene Kirche und ihre Führer wachsen, — während die Arbeiter des Westens abnehmen. —

Es ist also kein Fehler, sondern eine Tugend, wenn sich im japanischen Christentum dieser Zeit ein Zug bemerkbar macht, der ungeduldig wird gegen alles, was nach westlicher Diktatur und Herrschaft riecht. *Axling 1926*

Hilfe, aber nicht Führerschaft!

Von den ersten Zeiten an haben einige japanische Christen die Unabhängigkeit des japanischen Christentums erstrebt und gefordert. Sie sagen, daß die Evangelisierung unseres Landes durch uns selbst, nicht durch Fremde geschehen muß. Ich halte diesen Grundsatz für sehr wichtig, mag darin auch ein Stück von nationalem Egoismus stecken. Daß das Evangelium zuerst von ihnen gepredigt wurde und so viele ernste, echte und hervorragende junge Leute von ihnen bekehrt wurden, ist das große Verdienst der Missionare. Dessen werden wir immer eingedenk sein. Aber für die Gegenwart zum wenigsten, hat die Arbeit der Missionare den größten Teil ihrer Bedeutung verloren.

Auf jeden Fall ist ganz klar, daß das japanische Christentum unabhängig sein soll und muß. Hierin finde ich eine Sondereigenart

unseres Christentums, verglichen mit dem anderer nichtchristlicher Länder. Aber ich will nicht behaupten, daß die Wirksamkeit fremder Missionare bei uns eine verlorene ist und ihr Werk ohne Frucht. Wir bitten in Bescheidenheit um eure Hilfe; denn eure Hilfe ist noch so groß. Aber die Zeichen der Zeit zu erkennen, ist von so großer Wichtigkeit, daß das nicht überschätzt werden kann.

Yamaya 1929

Das Geheimnis des Missionserfolges

Ich traue meinem Gott, ich traue meinen Landsleuten; ich traue ihnen, weil ich Ihm traue. Ich nenne sie nicht „heidnische Japaner"; ich nenne sie mein Fleisch und Blut, meine Brüder und Schwestern. Sie sind ebenso gut wie ich bin oder ebenso schlecht wie ich bin. Ich bin einer von ihnen und nicht der beste von ihnen. Gott, der mich liebt, liebt sie; er will mich mit ihnen zusammen retten. So gehe ich zu ihnen als einer von ihnen, und sie nehmen mich als einen von ihnen auf. Ich nenne sie nicht Buddhisten oder Konfuzianer; ich nenne sie einfach meine Brüder und Schwestern. Und sie nehmen meinen Herrn und Heiland an, nicht als eine fremde Gottheit, die von fremden Missionaren eingeführt ist, sondern als ihren eigenen Herrn und Meister. Er ist mein, und das Meine gehört ihnen, denn ich bin einer von ihnen. Das Geheimnis der erfolgreichen Evangelisation liegt, glaube ich, in der Identifikation des Predigers mit denen, zu denen er spricht. Es darf kein Gefühl der Überlegenheit beim Prediger herrschen, auch nicht in Sachen des Glaubens. Er sollte zu dem „Heiden" reden, als wenn dieser schon ein Christ wäre, dann wird der „Heide" ein Christ werden.

Utschimura 1927

D. Japanisches Kirchen- und Gemeindeleben

1. Die japanische Christenheit, Allgemeines und Bestand

Kleine Zahlen — große Wirkungen!

Sechzig Millionen nicht getauften Japanern stehen hundertfünfzigtausend Protestanten als eine winzige Minderheit gegenüber, aber fast das ganze soziale Werk, die Armen-, Waisen- und Wohltätigkeitspflege, geht von ihnen aus; auch die bedeutend weniger zählenden Katholiken leisten ausgezeichnete Erziehungsarbeit in den von ihnen erhaltenen Schulen, und ihre christlichen Ideen von Reinheit, die sie hier weit unverfälschter lehren als in den christlichen Ländern, erzwingen sich ihren Eingang in die japanische Ethik. Die geringe Zahl der zum Christentum bekehrten Japaner, von denen jeder einzeln gewonnen werden mußte, weil die Lehre nicht weiter-

greift, steht im umgekehrten Verhältnis zu dem großen Einfluß, den die christliche Kirche auf das japanische Erziehungswesen nimmt und der nur dadurch in seiner Wirksamkeit beschränkt wird, daß die verschiedenen christlichen Bekenntnisse getrennt marschieren. Immerhin wirkt er sich so stark in der japanischen Öffentlichkeit aus, daß man diejenigen Stellen in den japanischen Ministerien, die sich mit Fürsorgewerken befassen, mit Christen besetzt, die sonst im Staatsdienste nicht allzu gute Aussichten haben.

Alice Schaleck, österreichische Schriftstellerin, in ihrem Buch: Japan, das Land des Nebeneinander *1925*

Die evangelischen Liebeswerke in Japan

2516 Sonntagsschulen mit 152245 Kindern; 193 Kindergärten mit 8740 Schülern; 55 Volksschulen mit 15013; 15 Mittelschulen mit 7213; 42 Mädchenschulen mit 7499; 13 Hochschulen mit 2233 Schülern. Es bestehen ferner: 11 Waisenhäuser mit 799 Kindern; 3 Heime für 70 Blinde, 50 Blöde und 50 Aussätzige; 4 Heime für entlassene Gefangene mit 590 Insassen; 2 Frauenheime mit 210 Insassen; 3 Asyle für Obdachlose mit 1069 Besuchern; 7 Krankenhäuser mit 44 Ärzten, 335 Betten, 71515 Patienten. — Das katholische Christentum unterhält 11 Kindergärten mit 6680 Schülern, 8 Volksschulen, 6 Mittelschulen, 16 Mädchenschulen und eine Hochschule. *1928*

Der Bestand

Für Ende 1928 wird als Zahl der Protestanten 185718 angegeben; ein Jahr vorher waren es 169558, vor einem Jahrzehnt 133818 gewesen, so daß also das Jahr 1928 einen Zuwachs von 16160 oder von 9½ Prozent, das letzte Jahrzehnt einen Zuwachs von 51900 oder von 39 Prozent gebracht hat. Dabei ist Formosa mit 18463 protestantischen Christen nicht mitgerechnet, ebensowenig Korea, wo die Zahl der Evangelischen größer ist als im engeren Japan. Die Statistik zeigt, daß die stärkere Ausdehnungskraft in Japan auch heute noch auf protestantischer Seite liegt, obgleich die katholische Mission gerade im letzten Jahrzehnt eine starke Vermehrung ihrer ausländischen Arbeiterzahl von Deutschland und Spanien her erhalten hat. Rechnen wir die griechische Kirche zu 25000 Seelen, so beträgt die eingeborene Christenzahl im engeren Japan 300108 Seelen; vor einem Jahrzehnt waren es 262519 gewesen, was einen Zuwachs von 54371 oder von etwa 22 Prozent ausmacht. Das wäre nicht einmal das Doppelte des natürlichen Bevölkerungszuwachses. Ein Wachstum ist also da, aber sicherlich für die Hoffnungen der Missionen kein besonders großes, und es wird starker Anstrengungen bedürfen, um auch zahlenmäßig wieder weiter zu kommen. Im ganzen

japanischen Reiche, einschließlich Formosa, Südseeinseln, Korea und Süd-Sachalin, wird es etwa 6—700 000 eingeborene Christen geben.

Schiller 1928

Der Aufbau der japanischen Kirche

Auf je einen christlichen Prediger kommen 21 Schinto- und 48 Buddhapriester. Diese Christen Japans haben sich in 23 verschiedenen „Kirchen" zusammengeschlossen, also etwa ebensoviel, als es in Deutschland Landeskirchen gibt. Einige dieser Kirchen sind selbständig und von der Mission losgelöst, andere noch, besonders die kleineren, von ihr abhängig, wenigstens pekuniär noch auf Missionsgelder angewiesen, wie zum Beispiel die von unserer Mission gegründete „Kirche", die nur in Osaka eine ganz selbständige, auch finanziell unabhängige Gemeinde hat. Alle Christenkirchen in Japan sind, wie auch die nichtchristlichen Religionsgemeinschaften, besonders die buddhistischen, dem dem Unterrichtsministerium angegliederten Religionsbüro unterstellt, dessen Präsident Kikuchi das Kirchenwesen Europas studiert hat. Fast alle diese japanischen Kirchen sind im Nationalen Christenrat seit 1923 als einen Zweckverband zusammengeschlossen, der selber in China, Korea und auf den Karolinen evangelische Mission treibt.

1929

Kleine Zahlen — zähe Arbeit

Wenn man heute vor der Tatsache steht, daß sich die Volkszahl jährlich um etwa eine Million vermehrt, die Zahl der Christen aber nur um etwa 6000 bis 10 000, so könnte man versucht sein, der Mission keine gute Prognose zu stellen. Allein, geistige Bewegungen, zumal wenn sie jung sind und auf so fremdartigem Boden wirken, dürfen nicht nach Augenblicks- und Zahlenerfolgen bemessen werden, erst recht nicht der Erfolg der Mission in ihren Anfängen nach der Zahl der Getauften. Man darf ja nicht vergessen, daß die Mission erst 1859 in Japan begonnen hat und ihr erst seit 1899 das ganze Land offensteht. Die Zahl der Getauften geht heute in Japan nur langsam voran. Und doch ist der Einfluß des Christentums auf das Volksleben heute schon erstaunlich groß. So ist auch die Tatsache, daß die Regierung schon jetzt das Christentum anzuerkennen bereit ist, ein großer Missionserfolg. Bei zäher, treuer Weiterarbeit wird auch einmal das äußere Ergebnis an Zahlen besser werden.

Schiller 1928

2. Selbständige Gemeinden

Selbständigkeitsbestrebungen unserer Osaka-Gemeinde

Schon im ersten Jahr seiner Wirksamkeit in Osaka faßte Pfarrer Aoki den Entschluß, seine Arbeit möglichst bald finanziell von der Mission unabhängig zu machen. Dieses Streben nach Unabhängigkeit

und Selbständigkeit junger japanischer Christengemeinden gehört zum Erfreulichsten, das man in der ostasiatischen Missionsarbeit beobachten kann. Bereits bestehen in Japan und in China schon eine Reihe von einheimischen Kirchengenossenschaften, die finanziell und zum Teil sogar auch geistig unabhängig von ausländischen Missionen mit Erfolg arbeiten. Einzelne von ihnen haben schon wieder Missionare nach den Provinzen entsandt, sind also bereits zu Missionskirchen geworden. Uns freut diese Erscheinung außerordentlich; bietet sie uns doch die Gewähr dafür, daß, wenn von heute auf morgen durch irgendwelche politische oder sonstige Ereignisse sich die ausländischen Missionsgesellschaften aus Japan und China zurückziehen müßten, dann so viele eigene, bodenständige japanische und chinesische Christengemeinden bestünden, daß die Arbeit, wenn auch nicht ohne Rückschlag und Verlust, so doch gleichwohl vorwärtsginge. Das Christentum, zumal das protestantische, ist schon so tief im Leben vieler Zehntausende von Ostasiaten verankert, daß es jeden noch so gewaltigen Ansturm von außen überdauern würde. Es hat auf allen, nicht nur auf dem speziell religiösen, sondern auch den übrigen Landesgebieten seine Feuerprobe glänzend bestanden.

Pfarrer Aoki ist nun sehr geschickt vorgegangen, um seine Gemeinde in Osaka zur finanziellen Selbständigkeit zu führen. Fast von Anfang an wurde in seinen Versammlungen ein Sammelkasten herumgereicht; denn Aokis Ziel der Selbständigkeitmachung ist auch verknüpft mit dem Gedanken, eine eigene Kirche zu bauen. Er hofft, mit sechzig Jahren, so er sie erlebt, das Ziel zu erreichen. Es wurde auch die Einrichtung einer Einkaufsgenossenschaft geplant. Der Universitätsgraduierte und Nationalökonom Shiga, ein Freund Aokis, der zugleich Beamter der sozialen Abteilung der Stadt Osaka ist, hilft ihm bei solchen Unternehmungen. Shiga unterstützt den Pfarrer mit Vorträgen und Ansprachen. Natürlich haben auch noch andere bereits genannte und ungenannte Gemeindeglieder und Freunde Aokis mit namhaften Beiträgen zur finanziellen Selbständigkeit der Gemeinde Osaka beigetragen. *Marbach 1920*

Die Selbständigkeitserklärung

Am 27. Februar dieses Jahres (1921) fand nun in einem schönen Saale, um den manche Gemeinde unsere Osaka-Christen beneiden kann, die Selbständigkeitsfeier statt. Ein kleiner Mädchenchor einer Missionsschule half durch seinen Gesang die Feier festlich zu gestalten. Gewöhnlich spielt eine kleine Tochter des Pfarrers Aokis das Harmonium. Der Arzt Mutobe leitete die Versammlung, wie es in Japan Sitte ist, und Arzt Iijima verlas die Schriftlektion.

Die Feier bestand aus zwei Teilen, deren erster die Taufe von sieben Männern und Frauen war. Es war erfreulich, wie hier die sozialen Unterschiede verschwanden; denn der Großkaufmann Su-

giyama stand als Täufling neben einem Autofahrer, ein aktiver Leutnant neben einem Arbeiter. Unter den Frauen war auch eine Krankenpflegerin. Herr Sugiyama hielt, nachdem er die Taufe empfangen hatte, eine Rede, die zugleich sein Bekenntnis war. Er habe früher nur kaufmännische Dinge im Kopfe gehabt; aber durch den Tod seines einzigen Söhnleins, mit dem er täglich auszureiten pflegte, sei ihm seine innere Unbefriedigtheit und Leerheit zum Bewußtsein gekommen. Da sei Aoki gekommen und habe ihn wahrhaft getröstet, dadurch, daß er ihn zu einem höheren Leben geführt habe.

Der zweite Teil der Feier brachte dann die Selbständigkeitserklärung vor der Gemeinde und vor mir als dem Vertreter der Mission. Herr Shiga (siehe oben) verlas die einleitende Rede; und Arzt Jijima die Dankeserklärung an die Mission, welche in Übersetzung mitgeteilt werden soll. *Schiller 1921*

Der Text der Selbständigkeitserklärung

Besonderen Eindruck hat es auf uns gemacht, daß die Mission, als vor einiger Zeit der Weltkrieg ausgebrochen war und Ihr Vaterland als das Haupt der Zentralmächte den Angriff starker Feinde von allen Seiten aushalten mußte und so das Herz des deutschen Volkes ganz und gar auf die Verteidigung des Vaterlandes gerichtet war, da doch die Gefahr so groß war, daß man an nichts anderes denken konnte, daß da der edle, reine und freundliche religiöse Sinn Ihres Missionsvereins das japanische Volk, das dem Ihrigen mit den Waffen in der Hand entgegentrat, doch nicht als hassenswerten Feind behandelte, sondern in unveränderter Nächstenliebe das Missionswerk wie vor dem Kriege fortsetzte und zu dem Zwecke auch weiter unermüdlich Geldmittel sammelte und überwies, so daß unsere Gemeinde auch nicht einen Tag ihre religiöse Arbeit einzustellen genötigt war. Das ist eine übernationale Haltung, welche in Worten leicht auszusprechen, aber in der Tat schwer auszuführen ist. Wir müssen darum das Seelenleben, das wir heute führen, als eine Gabe solcher Gesinnung bezeichnen. Jetzt ist der Krieg vorüber, und die Morgenröte des Friedens leuchtet von neuem über die Völker Europas, aber die Wunden des Krieges sind darum noch lange nicht geheilt, und auch Ihr Volk befindet sich nach allen Berichten in großen Schwierigkeiten. Es hat trotzdem die Missionsarbeit in Japan nicht vergessen, und die Zahl der Missionsfreunde wie die Missionseinnahmen haben sich sogar vermehrt. Das macht auf uns einen tiefen Eindruck und regt uns an, unsere Pflicht zu erfüllen. Wir fühlen uns durch Ihr edles, menschenfreundliches Verhalten mächtig angefeuert. Wir haben darum beschlossen, unsere hiesige Gemeinde finanziell selbständig zu machen. Wir geloben, die Gesinnung des Missionsvereins in unsere Herzen aufzunehmen und mit allem Eifer Ihr Missionswerk weiter zu treiben.

Mit dem Ausdrucke herzlichen Dankes für alle Ihre Wohltaten und mit der Bitte, daß Gottes Segen über Ihnen walten möge, überreichen wir ehrfurchtsvoll dieses Schreiben der Missionsgesellschaft durch die Hände des gegenwärtigen Missionssuperintendenten, D. Emil Schiller.

Die allgemeine evangelische Gemeinde zu Osaka.

Vertreter: Iijima Kanichi. Pastor: Aoki Ritsuhiko.

Die Gemeinde hat beschlossen, monatlich 300 Yen, also im Jahre 3600 Yen = 7200 Mark aufzubringen.

3. Japanisches Gemeindeleben (Gottesdienst, Amtshandlungen)

Vorbildliches Gemeindeleben in der japanischen Christenheit

Ich möchte Ihnen einige Beobachtungen bringen, die ich während eines sechsjährigen Aufenthaltes im Innern Japans als Gastmitglied einer japanischen Christengemeinde gemacht habe.

Beinahe auf jedem Missionsfest erschallt der schöne Choral „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen"; er hat mir von jeher gut gefallen, aber seitdem ich draußen in einige junge Christengemeinschaften hineinschauen durfte, hat er für mich einen besonderen Klang: es ist, als hätte mir das dortige Erleben erst seinen vollen Sinn erschlossen, und wenn heute in Deutschland so viel von Urchristentum die Rede ist und sich so manche bemühen, es wieder für unsere Zeit zu erwecken, so möchte man ihnen wünschen, sie kämen zu einer jungen ostasiatischen Gemeinde hinaus; sie würden dort manches von dem, was sie suchen, finden.

Vor allem fällt einem auf, daß die dortigen Gemeinden mehr Zusammenhalt haben als daheim, mehr noch eine wirkliche Gemeinschaft darstellen. Bedenkt man, daß in ganz Japan nur 300 000 erklärte Christen sind, so wird einem klar, daß diese Gemeinden nicht sehr groß sein können, und man ist versucht zu denken, daß die Japaner infolge ihres Vorbildes, des amerikanischen Sektenwesens, in den Fehler verfallen sind, zu kleine Grüppchen zu bilden, während bei uns die Stadtgemeinden zu sehr unter ihrer Größe und dem damit verbundenen Umstand leiden, daß in der Stadt auch der gewissenhafteste Pfarrer seiner seelsorgerischen Aufgabe nur unvollkommen nachkommen kann, und daß die Glieder der Gemeinde nur wenig miteinander in Fühlung stehen, ja oftmals einander kaum kennen. Die Gefahr der Zersplitterung ist natürlich da, und der Wunsch ist berechtigt, es möge an Stelle der vielen kleinen Kirchen und Bethäuser eine große Kirche entstehen, die der überwiegend nichtchristlichen Bevölkerung noch besser die Bedeutung des Christentums zum Bewußtsein brächte. Aber man darf nicht übersehen, daß der Zusammenschluß zu kleineren Einheiten auch auf anderen Gebieten als auf religiösem dem Japaner etwas ganz Geläufiges ist und daß der Bud-

dhismus, der heute in Japan nicht weniger als 58 Sekten und Zweige zählt, trotz, oder wenn Sie wollen, wegen dieser Sekten groß geworden ist. Ja selbst beim Schinto können wir in letzter Zeit immer mehr ein Aufkommen von Spaltungen beobachten. Übrigens gibt es auch, wie wir noch sehen werden, Gelegenheiten, bei denen die christlichen Kirchen gemeinsam in Aktion treten und uns Deutschen mit ihren Landeskirchen sogar voraus sind.

Die Gemeinde, der ich in Japan zugehörte, zählte schätzungsweise 300 erwachsene Mitglieder. Sie war als Kirche völlig unabhängig von ihrer amerikanischen Mutterkirche und vor 44 Jahren gegründet worden. Die Mission ist noch in der gleichen Stadt tätig, beschränkt sich aber auf Schultätigkeit und soziale Arbeit. Nicht alle Kirchen der verschiedenen Denominationen genießen die gleiche Selbständigkeit — so haben zum Beispiel die Methodisten noch keinen eingeborenen Bischof —, nicht alle Kirchen haben aber auch wie die unsere für alle Bedürfnisse selbst aufzukommen. Dies führt uns zu einem zweiten Zug, den ich an den japanischen Gemeinden hervorheben möchte, ihre Opferwilligkeit. Aus Dr. Wittes „Sonnentage in Japan und China" kennen Sie das schöne Beispiel jenes Arztes in Osaka, der jeden Monat 300 Mark zum Unterhalt der Kirche beisteuert. Eines so freigebigen Mitgliedes konnten wir uns zwar nicht rühmen, immerhin brachten die Gemeindeglieder jährlich über 5000 Mark zusammen, ohne daß ein Steueramt sie hätte zu veranlagen und zu mahnen brauchen. Jeder schätzt sich selbst ein, und wenn einmal die Beiträge nicht reichen, so genügt ein Rundbrief des Rechners, in welchem er eine allgemeine Erhöhung der Beiträge um so und so viel Prozent erbittet. Diese Opferwilligkeit erstreckt sich nicht nur auf das Geld, sondern auch auf die Zeit, die die Leute der Arbeit für die Arbeit für die Kirche widmen. Überall fand ich das „Dienet einander mit Freuden" in die Wirklichkeit umgesetzt.

Weiter fiel mir bei vielen der dortigen Christen etwas Kindlich-Aufrichtiges und Kindlich-Begeistertes, das sie an sich hatten, auf. Einmal hatten wir einen jungen koreanischen Diener, der noch nicht lange in Japan weilte und die Sprache noch kaum verstand. Sein Vetter, der schon länger in Japan und schon Christ war, mußte zu seiner Weiterbildung unsere Stadt verlassen und bat einen anderen jungen Christen, einen Schneidergesellen, sich des Jungen anzunehmen. Der Schneider waltete seines Vormundsamtes mit größter Treue; fast jeden Sonntagnachmittag erschien er, las und sang mit ihm und suchte ihn auch zum Christentum zu gewinnen. Ein anderes Mitglied unserer Kirche gab seine Stelle an einer Staatsschule auf, um eine weniger gut bezahlte an einer Missionsschule anzunehmen. Manchmal zeigt sich das kindliche Wesen in einer recht naiven Auffassung christlicher Begriffe, so, wenn sie einem 16 jährigen Gymnasiasten den Begriff „Sünde" mit den Worten erklären: „Sünde ist,

wenn man Wein trinkt und Tabak raucht." Vielleicht sind bei solchen Auffassungen einzelne amerikanische Missionare nicht ohne Schuld, denen Alkohol und Nikotin manchmal als schlimmere Feinde erscheinen denn die 800 Myriaden Schintogötter und das gesamte buddhistische Pantheon. Aber wenn man dagegen von einem früheren Schüler, einem Christen, einen Brief aus der Universitätsstadt bekommt, worin er berichtet, daß er in der Schlußprüfung anfänglich wie andere ein Wörterbuch benutzt habe, in der Meinung, es sei erlaubt; nachdem ich jedoch während der Prüfung die Benutzung untersagt hätte, habe er trotzdem noch einmal das Wörterbuch benutzt, und das mache ihm jetzt schwere Gewissensbisse: wenn man einen solchen Brief im fremden Lande bekommt, so wünscht man, der Konfirmationsunterricht möge allenthalben solch schöne Früchte bringen. Wo gibt es bei uns in den Staatsschulen, wenigstens auf der Mittel- und Oberstufe, noch diese kindlich ungehemmte Offenheit? *A. Bohner 1929*

Geschlecht und soziale Stellung der Mitglieder

Die Frauen stellten ungefähr zwei Drittel der Gesamtzahl dar. Drei Gründe glaube ich hierfür beibringen zu können: einmal rein äußerlich betrachtet hat die Frau vom Christentum mehr zu gewinnen als der Mann; ihre Würde und ihre Rechte werden von der christlichen Lehre mehr anerkannt als im Buddhismus und in dem auf konfuzianische Anschauungen zurückgehenden japanischen Sittenkodex; zweitens erfaßt die Tätigkeit der Missionsschulen weit mehr Mädchen als Knaben, da letztere weit mehr als die Mädchen auf die Berechtigungen der Staatsschulen aus sind; drittens hat der im öffentlichen Leben stehende Mann vielleicht mehr Hemmungen zu überwinden, wenn es gilt, sich zu einem Glauben zu bekennen, der bis vor kurzem noch mit großem Mißtrauen betrachtet wurde, so daß noch vor wenigen Jahren Soldaten in Uniform der Besuch einer Kirche untersagt war.

Ihrer sozialen Stellung nach gehörten zu unserer Kirche mehrere Kaufleute, so ein wohlhabender Teehändler, der Inhaber eines großen Porzellangeschäfts, der einer Herrenschneiderei usw., dann eine Anzahl Handwerker, ein Zahnarzt mit Frau und mehrere Angehörige des Lehrerstandes, meistens Volksschullehrer, aber auch ein geistig sehr regsamer Professor der Landwirtschaftsschule, der unter anderem auch Kerschensteiners „Arbeitsschule" ins Japanische übersetzt hat. Auch ein Prokurist der Elektrizitätsgesellschaft war Mitglied und nahm sich mit besonderem Eifer der Sonntagsschule an, bis er zum Filialleiter in einer Nachbarstadt befördert wurde. Die anderen Lehrer gehörten zum großen Teile dem Stabe der beiden Missionsschulen an, der Tagesschule, in der ungefähr 200 Mädchen Ausbildung finden, und der Abendschule, in der beide Geschlechter gemeinsam unterrichtet werden. Aus beiden Schulen treten mit der

Zeit eine beträchtliche Zahl zum Christentum über und bilden so den jungen Nachwuchs.

Von den Frauen gehörten die meisten ebenfalls den mittleren und unteren Schichten der Bevölkerung an. Bis zu ihrem Wegzug nach Osaka gehörte auch die Frau eines reichen Fabrikanten zu unserer Kirche, eine freudige Christin, die bei dem großen Erdbeben von 1923 sofort ihr Klavier verkaufte und den Erlös nach Tokio schickte.

A. Bohner 1929

Eine Gemeindeversammlung

Als wir um 8 Uhr zu Pfarrer Kitaharas Wohnung kamen, war der kleine Raum bereits mit Menschen gefüllt. Zwölf größere Kinder knieten noch neben den Bänken. Etwa 60 Personen waren anwesend. Wenn wir in einer der Hauptstraßen einen Saal mieten könnten oder ein größeres Haus, könnten wir 200, auch 300 Zuhörer haben. Aber die Mieten sind in Japan teuer. Dies kleine Haus kostet monatlich 80 Mark Miete. So ist die Arbeit dadurch ein wenig gehemmt, daß wir nicht im Mittelpunkt der Stadt arbeiten können. Das sollten wir später ändern. Aber das ist eine reine Geldfrage.

Die Papierwände zur Straße hin standen offen. So kamen und gingen auch flüchtige Zuhörer. Einige traten näher. Alle hörten still und ehrerbietig zu. Nur einer verließ nach einer Weile, als gerade ausgeführt wurde, daß das Christentum besser sei als die alten Religionen Japans, mit unwilligem Murren den Vorraum. Man muß manchmal froh sein, wenn sie nicht Schuhe mitnehmen, diese flüchtigen Besucher. Dr. Schiller hat das schon zweimal erlebt, daß ein Mann scheinbar besonders andächtig sich im Vorraum beim Gebet niederbeugte. Aber dabei hatte er heimlich Dr. Schillers Schuhe in seinen weiten Kimonoärmeln verschwinden lassen. Die Schuhe stehen stets vor dem Hause im Flur. In den Zimmern geht man auf Socken.

Nun, das passierte heute nicht, daß wir bestohlen werden. Unsere Schuhe waren nachher alle vorhanden.

Ein Gemeindeglied, der Polizeibeamter ist, Herr Takemoto, leitete den Abend. Er ist ein stiller, aber besinnlicher und kluger Mann. Er schreibt sogar hier und da kleine Erzählungen zum Drucken. Er bestimmte das Lied, das Pfarrer Kitaharas älteste Tochter auf dem Harmonium begleitete. Dann forderte er ein anderes Gemeindeglied auf, das Gebet zu sprechen, was dieser Christ in ernster, innerlicher Weise tat. Der erste Hauptgegenstand des Abends war eine Ansprache Pfarrer Kitaharas. Er legte seinen Worten den bekannten Ausspruch Jesu zugrunde: „Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig?“ Er führte folgendes aus: Gott kümmert sich auch um das Kleinste. Er hat ein Herz für die Welt. Daher ist der Pessimismus der anderen Religionen, welche in der Welt nur Macht und Verderben sehen, verkehrt. Es sind selbst die Sperlinge vor Gott etwas wert, es sind ja seine Sperlinge. In der

Bibel wird oft des Kleinsten sehr liebevoll gedacht. So sind wir erst recht unter Gottes liebender Hut. Gott ist ein Vater Aller. Die anderen Religionen haben kein solch warmes Herz für die Armen und für die schlichten Leute. Auch in Platos, des griechischen Philosophen Staat, wie er ihn wollte und sich dachte, spielte nur der Gelehrte eine Rolle. Das einfache Volk ist bei ihm ohne viel Wert. Im Christentum hat jeder volle Gotteskindschaft, auch das Kind, auch jede Frau.

Pfarrer Kitahara begrüßte mich dann im Namen der Gemeinde, und ich hielt meinen Vortrag, den Dr. Schiller übersetzte. Es war schon nach 10 Uhr geworden. Zwei müde Männer waren eingeschlafen. Aber sogar dem Apostel Paulus ist es ja begegnet, daß einer seiner Zuhörer einschlief und vom Balkon herabfiel.

Witte 1924

Eine Tauffeier

Der Höhepunkt war die Taufe der Frau Torii. Eine schlichte Schale mit Wasser stand auf dem Tisch. Frau Torii trat vor. Sie hatte sich fein gemacht, in einem hellen, schönen Kleid. Ihr Haar war einfach nach europäischer Art gekämmt, Gesicht und Hals waren weiß gepudert, wie das die allgemeine Volkssitte bei hohen Festen erfordert. Ein feierlicher Ernst lag auf ihren Zügen. Gespannt lauschten und sahen alle hin, auch die Zaungäste im Flur. D. Schiller sprach zu ihr an der Hand des Taufbefehls Jesu einige herzliche Worte. Frau Torii ist im Christentum wohl unterrichtet und wird mit Freuden Christin. Ihre Stirn wurde dreimal mit Wasser benetzt und so im Namen des Dreieinigen die Taufe an ihr vollzogen. Dann sprach D. Schiller über ihr den Segen. Pfarrer Kitahara nahm sie in die Gemeinde auf. Gebet, Gesang und Segen für alle schloß den Abend.

Diese Japaner, die Christen werden, werden das ganz gewiß aus tiefernsten Gründen. Sie suchen mit ganzer Seele das Heil. Sie haben davon, daß sie Christen werden, keinen äußeren Nutzen, höchstens haben sie dadurch Schweres zu ertragen. Es war eine meine Seele bis in den Grund bewegende Stunde, daß ich das wieder erleben durfte, daß eine Menschenseele sich zu Gott bekannte und sich Jesu gelobte zur Nachfolge und zum Gehorsam. *Witte 1924*

Ein Taufgelübde

Die Zahl der Erwachsenentaufen betrug in diesem Jahre neun. Darunter befand sich die Gattin eines Großkaufmanns aus Ashiya, Frau Nishimura, die am 19. November vorigen Jahres getauft wurde. Ich selbst war dazu eingeladen, um die Taufrede zu halten und die Taufe selbst zu vollziehen. Es war eine stimmungsvolle Feier in der kleinen Familie, die außer den Eltern noch aus einem zehnjährigen Sohne bestand; doch waren außer Aoki

und mir noch der Nachbar Sugiyama und als Vertreter der Osaka-Gemeinde Dr. Jijima zugegen. Der Gatte selbst ist kein Christ, sagte mir aber, daß er mit dem Übertritt seiner Frau einverstanden sei, da sie glaube, dadurch Glück und innere Befriedigung zu erlangen. Die Gattin selbst erklärte in schönen Worten, wie sie überhaupt sehr fein gebildet ist, daß sie sich eigentlich noch nicht ganz würdig fühle und darum trotz des Unterrichtes die Taufe von Jahr zu Jahr aufgeschoben habe; aber sie wolle es mit Gottes Hilfe versuchen, dem Taufgelübde entsprechend zu leben und im Christentum immer weiterzukommen. Dr. Jijima als Vorsteher der Osaka-Gemeinde verglich in seiner Aufnahmerede die Taufe einer Japanerin mit einer japanischen Eheschließung. Wie durch die Trauung die Frau einen Herrn bekomme, dem sie zu gehorchen habe, so geschehe es auch durch die Taufe, bei der sie den Gehorsam Christi gelobe.

Schiller 1925

Eine Abendmahlsfeier

Im vorderen Zimmer bei D. Schiller saßen die Frauen und Mädchen, hinter ihnen im zweiten Zimmer wir Männer. Vor uns allen an einem kleinen Tisch, der mit Blumen geschmückt war und auf dem die Abendmahlsgeräte standen, saß D. Schiller. Den Abend leitete unser Pfarrer Suzuki. Es wurden erst von Suzuki einige Begrüßungsworte gesprochen, dann ein Choral gesungen. Die musikalische Begleitung besorgte eine junge Japanerin, die sich der Gemeinde stets zu den Versammlungen zur Verfügung stellt. Dann wurde abwechselnd, bald von D. Schiller, bald von Pfarrer Suzuki, bald von einem Gemeindeglied die Passionsgeschichte nach Markus gelesen. Es wurde wieder gesungen und gebetet. Dann hielt D. Schiller eine Passionsansprache. D. Schiller sagte: „Das Kreuz ist das Wichtigste im Christentum.“ Als ich einmal einen kleinen Japaner fragte, ob er wisse, wer Jesus sei, stellte dieser die Gegenfrage: „Ist das der Mann des Kreuzes?“ Das war richtig empfunden. So stehen wir heute mit unserer Andacht und unserer Abendmahlsfeier unter dem Kreuz. Zwei praktische Ergebnisse sollte die Feier für uns zeitigen: 1. Wir sollten willig das Kreuz auf uns nehmen, das Gott uns in Leid und Trübsal sendet. 2. Wir sollen uns selbst das Kreuz der Selbstzucht und eigenen Heiligung auferlegen, damit wir Gott ähnlicher werden und innerlich näher kommen. Im Anschluß daran verlas D. Schiller die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls aus dem 1. Korintherbrief. Die Austeilung von Brot und Wein geschah durch Pfarrer Suzuki. Hier ist nur der Einzelkelch möglich. Es wird zuerst Weißbrot dargeboten. Alle bleiben auf den Stühlen sitzen. Dann werden kleine Becher hingereicht mit sehr verdünntem Wein. Es ist lautlos andächtige Stille. Ein Dankgebet, ein Lied und ein Segenswunsch enden die eigentliche, gottesdienstliche Feier.

Um 10 Uhr gingen alle nach Hause. Das war ein wundervoller Abend, eine wirklich erhebende Passionsfeier. Und was waren das nun für Menschen, die da waren? Da waren Professor Dr. Fujinami mit seiner Frau und dem ältesten Sohn nebst der ältesten Tochter. Die Tochter ist getauft, der Sohn, der Student ist, noch nicht. Er kommt aber fleißig zu unseren Versammlungen. Am heiligen Abendmahl nahmen nur die Getauften teil. Zwei noch nicht getaufte junge Mädchen waren auch da. Sie haben schon lange Gemeinschaft mit uns. Aber die Taufe wollen sie noch nicht. Sie nehmen es meist sehr ernst damit. Manche quälen sich geradezu, sie seien noch nicht würdig, so daß man sie trösten und zur Taufe freudig machen muß. Aber gedrängt wird natürlich niemand. Das alles muß still wachsen. Und es wächst auch. Dann kommt es auch zum letzten Schritt. Ein Schriftsteller ist da, der eine täglich erscheinende Zeitschrift herausgibt, „Chugai Nippon“, die nur über religiöse Fragen berichtet. Ein Mathematiklehrer ist da, der einen sehr weiten Weg nach Hause hat und doch treu kommt. Zwei Medizinstudenten sind da, die schon getauft sind, und auch einige Kinder.

Ich kann nur immer wieder unseren Freunden daheim sagen: Die Menschen, die hier Christen werden, nehmen es ernster als die Durchschnitts-Namen-Christen in Europa. Wer hier Christ wird, der wird es aus innerster, tiefster Überzeugung. Das hier zu sehen, wie unsere Mission solchen echten Segen bringt, das ist eine erquickende Freude.

Witte 1924

Eine Trauung

Eine besondere Freude ist es mir gewesen, die älteste Tochter unseres Professors Fujinami trauen zu können, die ich seit ihrer Geburt kenne, die später in der Sonntagsschule, in Gottesdiensten und Bibelstunden vor mir zu sitzen pflegte, die ich vor einigen Jahren taufen konnte, und die nun die Ehe mit einem Assistentprofessor ihres Vaters geschlossen hat. Auch der junge Ehemann, Professor Mori, ist ein getaufter Christ, aber nicht dessen Mutter, welche eine große Handarbeitsschule in Kobe besitzt. Nach der kirchlichen Feier hielt Professor S., der mit seiner Gattin das Ehrenamt des Ehevermittlers ausübte und darum die ganze Feier leitete, bei Tisch vor den versammelten Gästen eine Rede, in der er ausführte, daß er zum ersten Male an einer christlichen Trauung teilgenommen und in der Predigt die christlichen Grundsätze der Eheführung kennengelernt habe, daß das einen tiefen Eindruck auf ihn selbst und seine Gattin ausgeübt habe, so daß sie sich vorgenommen hätten, von nun ab manches anders zu machen. Und die Mutter des Bräutigams drückte ihr Empfinden bei Gelegenheit eines Dankesbesuches in meiner Wohnung durch die schönen Worte aus,

daß durch meine Ansprache ein Glanz aus Gott in die Herzen der Hörer gekommen sei. Das zeigt, wie empfänglich die japanischen Herzen für religiöse Eindrücke sind. *Schiller 1926*

Ein Begräbnis

Gestern wurde hier die Tochter unseres Dieners Saito beerdigt. Sie war lange Jahre eine der Helferinnen in der Kleinkinderschule. Ein sehr nettes Mädchen, das aber immer schwächlich gewesen war. Lungentuberkulose und Nierenentzündung hatten sie so geschwächt, daß ein Hirnschlag ihr plötzlich ein Ende bereitete. Ein großes Glück für sie und die Familie Saitos, der schon Jahrzehnte in unseren Diensten ist und noch die Art der alten Japaner hat. Ich bin immer erstaunt, wie nett sich dieser Mann zu benehmen weiß. Nun lasse ich ihn zu mir kommen, um ihm ein Geschenk zu geben. Lachend erzählte er mir, wie seine Tochter gestorben war, und dabei liefen ihm beinahe die Tränen über die Wangen, denn man muß nach altjapanischer Sitte die Trauer durch Lachen verbergen. Mich rührte das so stark, daß ich kaum die Tränen zurückhalten konnte. Und als er von der Trauer der jüngeren Schwester der Verstorbenen sprach und bemerkte, daß sie die Hoffnung hege, sie im Himmel wiederzusehen, begleitete er die letzteren Worte mit lautem Lachen. Es kam mir vor, wie wenn er die Trauer, die man ihm so gut anspürte, damit zurückdrängen wollte. Das Lachen wäre also hier als Mittel zu betrachten, um anderen gegenüber das innere Weh zu verbergen. Das war bei diesem alten Manne da. Bei der Totenfeier war die Schwester in Tränen aufgelöst, ein Zeichen, daß sie bereits zu der neuen Generation gehört, die weder den Willen noch die Erziehung hat, Gefühle in alter Weise zu verbergen. Das jetzige Geschlecht ist „schwächer" als das alte.

Zum Schlusse der Feier wurden die Verwandten aufgefordert, wie üblich, vor dem Sarge, der die Gestalt eines Kubikmeters hat, ein kurzes Gebet zu verrichten. Einer nach dem andern trat hervor, verbeugte sich tief und blieb in dieser Stellung eine kurze Zeit, worauf er noch gegen den Pastor eine Verbeugung machte und dann einem anderen Platz machte. Das ist noch ein Überbleibsel aus den alten Beerdigungsformen und berührt uns nicht angenehm.

Die Leiche sollte verbrannt werden, aber als man zum Krematorium kam, hieß es, daß das erst in einigen Tagen möglich sei. Eine lange Reihe tagelang stehender Särge sei herumgestanden und der Geruch trotz starkriechender Desinfektionsmittel unerträglich gewesen. Seit bald einem halben Jahre herrscht nun in den großen Städten Japans diese Kalamität. Es sterben viel zu viel Leute, und die Krematorien können den Anforderungen nicht mehr Genüge leisten. *Hunzicker 1922*

Trauerfeier im Hause unseres Pastors Akashi

Das Haus unseres Pastors Akashi zu Tokio ist durch Kindersterblichkeit im Laufe der Jahre besonders stark heimgesucht worden. Kleine Kinder, wie auch Jünglinge, die ihren Lebensberuf auszuüben begonnen hatten, sind hinweggerafft worden. Als ich im Juni dieses Jahres zur Missionskonferenz nach Tokio kam, war gerade wieder ein fünfjähriger Sohn, namens Kazuo, nach schwerer Krankheit gestorben. Am Tage nach meiner Ankunft fand nachmittags die Trauerfeier statt.

Die Versammlung zählte etwa 40 Teilnehmer. Vor ihnen lag auf einem schwarz bedeckten Tische das alte Familienschwert der ritterlichen Familie. Davor stand schwarz umhüllt der niedrige, kleine viereckige Kasten, welcher die Aschenreste des verstorbenen Knaben barg. Daneben ein ebenfalls schwarz bedecktes niedriges Tischchen für die Blumenzeremonie. Das Ganze war von Blumen und Kränzen umgeben.

Professor Hoshino, Freund und früherer Amtsbruder von Pastor Akashi, der wie dieser früher Pastor der Universalistenkirche gewesen war, leitete die Feier, welche mit Gesang und Schriftverlesung begann. Dann hielt ich selbst die Trauerrede, anschließend an das Hiobswort in Hiob 1, 21, und schloß mit Gebet. Nach einem weiteren Liede (Sambika) folgte die eigentümliche Blumenzeremonie, die den japanischen Gemütsbedürfnissen entspricht. Langsam näherte sich einer der Teilnehmer nach dem anderen in stillen Pausen, kniete vor dem kleinen Sarge und Tischchen nieder, machte seine tiefe Verbeugung, nahm von einem bereitstehenden Gestell eine weiße Blume und legte sie unter abermaliger Verbeugung auf das Tischchen. Sodann legte er das Trauergeschenk, nach den Regeln des Zeremoniells sorgfältig eingewickelt und mit schwarz-weißen Fäden gebunden, daneben, um dann nach nochmaligen Verbeugungen langsam auf seinen Platz zurückzukehren. Es handelt sich bei dem Geschenk um einen Beitrag zu den Kosten der Beerdigung, der freilich nun wieder ein Dankesgeschenk von seiten des Empfängers nötig macht. Das alles ist eine fein ersonnene Sitte; aber man kann nicht leugnen, daß die japanischen Geschenksitten umständlich, zeitraubend und unnütz kostspielig sind. Mit Gesang und Segensspruch schloß die Feier, auf welche dann die Überführunng der Asche zum Familiengrabe mit einer kleinen Feier daselbst folgte. *Schiller 1927*

Die erste Kirchenorgel in Japan

Japan hat zwar Orgeln in den Musikhochschulen und in Konzertsälen, aber bisher keine in evangelischen Kirchen. Nun ist es ein besonderer Anziehungspunkt, daß unsere neue Kirche in Tokio eben

eine zwar kleine, aber immerhin die erste Kirchenorgel besitzt. Sie wurde am 7. April eingeweiht. Die Ostasiatische Rundschau schreibt darüber:

Die deutsche evangelische Gemeinde Tokio hatte die große Freude, am Sonntag, dem 7. April, im Gottesdienst die Einweihung einer neuen Orgel vollziehen zu können. Ursprünglich hatte die kleine Gemeinde die Anschaffung eines Orgelwerkes gar nicht geplant und den Bau der Kirche nicht darauf eingerichtet. Nun aber die Orgel vollendet ist, dürfen wir feststellen, daß ein sowohl nach Aussehen wie nach Klangwirkung musterhaftes Werk der deutschen Orgelbaukunst seinen Weg nach Japan gefunden hat. Die Orgel fügt sich vollkommen in die schöne Kirche ein, und die Klangwirkung ist dem Raume aufs beste angepaßt. Die Orgel hat zwei Manuale und ein Pedal, sowie sechs Register und zahlreiche Spielhilfen und Koppeln. Die Zahl der Pfeifen beträgt über 400. Wenn das Werk auch klein ist, so ist es doch nicht allein zum gottesdienstlichen, sondern auch zum Konzertgebrauch zu verwenden. Das zeigte sich im Einweihungsgottesdienst, der unter zahlreicher Beteiligung vor sich ging. Auch der deutsche Botschafter, Dr. Voretzsch, war erschienen. Herr Kioka, der in Leipzig bei K. Straube studiert hat, spielte eine Tokkata und Fuge von Bach und eine Sonate von Mendelssohn, in welchen die Orgel alle ihre Wirkungen zeigen konnte. Die Gemeinde hofft, auch in Zukunft in ihren Gottesdiensten gute Musik bieten zu können und auch vielleicht mit Hilfe dieser Orgel, die in Japan noch eine Seltenheit ist, auf die japanische Kirchenmusik einwirken zu können, die vielfach noch sehr im argen liegt. *1929*

Sogar ein Kirchenchor!

Seit letzten Herbst wurde jeweils in den Bibelstunden und im Anschlusse an dieselben deutscher Choralgesang eingeübt, daraus hat sich dann eine Art Kirchenchor entwickelt, der es zum erstenmal am Weihnachtstage versuchte, die Feier durch Liederbeiträge zu verschönern. Die Kirche erwies sich bei dieser Gelegenheit als viel zu klein und eine größere Anzahl mußte wieder weggehen. Die Übungen wurden weiter durchgeführt und nach Neujahr nicht nur nach der Bibelstunde, sondern auch noch oft einen ganzen Nachmittag in meinem Hause. An Ostern fand dann der zweite Gottesdienst, der von alten deutschen Gesängen umrahmt war, statt und diesmal half der erste Sopran Japans mit. Die Folge der Bibel- und Gesangsstunden ist, daß auch diese Gemeinde sich einer bedeutenden Zunahme der Besucherzahl erfreut. Vor der Predigt wird neben Sonntagsschule auch noch japanische Bibelstunde, von Akashi erteilt, abgehalten. *Hunzicker 1921*

4. Japanische Pastoren und ihre Ausbildungsstätten

Pastor Aoki

Wie er Christ und Pastor wurde.

Aoki Ritsuhiko wurde am 16. April 1872 zu Nojiri in Higo auf Kiuschiu als Sohn eines Arztes geboren. Der Vater gehörte zur buddhistischen Nichirensekte und tat während einer schweren Krankheit des Kindes das Gelübde, den Sohn Mönch werden zu lassen, dem er darum auch nach dem Namen der Gottheit Kischimojin den Beinamen Kischihiko gab. Zunächst besuchte der Knabe die Dorfschule. Im 14. Jahre kam er nach mancherlei Zerwürfnissen mit dem strengen Vater nach Hyuga ins Haus eines Lehrers mit Namen Koga, der aber ein eifriger Christ war. Hier wurde er zuerst mit dem Christentum bekannt, von dem er früher nur gehört hatte, daß es die unmoralische Religion des Westens sei. Als die Zugehörigkeit Kogas zum Christentum bekannt wurde, verlor derselbe seine Lehrerstelle — er ist jetzt Pastor der bischöflichen Kirche —, und sein Zögling wurde ins Elternhaus zurückgerufen, wo die Spuren christlichen Einflusses getilgt werden sollten. Im Jahre 1888 verließ er heimlich das Elternhaus und trat in die Chinzei Gakko, eine höhere Missionsschule zu Nagasaki, ein, wo er durch die Unterstützungen des Pfarrers Spencer lebte. Allmählich wurde er fürs Christentum gewonnen; besonders die christliche Liebe, die er während einer Krankheit erfuhr, und die Nachricht vom Tode seiner Mutter gaben den Ausschlag, und im Mai 1890 wurde er durch Pfarrer Spencer getauft. Der Vater war darüber so erzürnt, daß er ihn bei einem Ferienbesuche im Sommer 1892 zu Hause behielt, um ihn für den Buddhismus zurückzugewinnen. Im Mai 1893 entschloß er sich, unsere Theologische Schule zu besuchen. Sein Vater gab ihm 30 Sen (= 65 Pfennig) mit auf den Weg, doch durch die Hilfe vieler Leute gelang es ihm, vom 13. bis 26. Mai bis nach Tokio zu kommen, wo er in unsere Schule eintrat, die er dann absolviert hat.

Als Pastor in unserer Arbeit.

Seitdem ist Aoki unser treuester Mitarbeiter gewesen. Ihm verdanken wir die Gründung von drei Gemeinden, in Chiba, in Osaka, der ersten, die sich selbständig gemacht hat, und neuerdings der Gemeinde im benachbarten Itami.

Der beweglichste unter unseren Pastoren ist Pastor Aoki in Osaka. Er ist auch mit der Feder äußerst geschickt. In Osaka und der näheren und weiteren Umgegend arbeitet er unermüdlich für seine Gemeinde und viele Einzelne, denen er nachgeht, um ihren Glauben zu pflegen oder sie zum Glauben zu führen. Auch in seinem Hause ist immer ein emsiger Betrieb, da er sehr gastfrei ist und als Freund und Berater, wie auch als Seelsorger sich einer großen Beliebtheit erfreut.

Es geht daraus hervor, daß Aoki die Gabe hat, unter Leuten von mancherlei Lebenskreisen zu arbeiten. Der Anfang seiner Arbeit in Osaka ist gewesen, daß er die Verbindung mit den Ärzten pflegte, die in Chiba auf der medizinischen Akademie ausgebildet, schon dort von ihm religiöse Anregung erhalten hatten, so daß also die segensreichen Wirkungen seiner Chiba-Arbeit sich auch in Osaka gezeigt haben. Hinzu kamen dann sehr bald Geschäftsleute; denn unter den Osaka-Firmen haben viele die Wichtigkeit erkannt, unter ihren jungen Angestellten religiösen Sinn und damit auch moralischen und idealen Geist zu pflegen. Die Firma Sugiyama in Osaka und Kobe hat sich durch Aoki einen besonderen Pastor engagieren lassen, der ganz in ihrem Dienste steht und namentlich das von ihr gegründete Kindererholungsheim in Ashiya leiten soll. Er ist damit zugleich auch ein Gehilfe in Aokis Arbeit. In dem großen Geschäftsgebäude der Firma zu Osaka werden jetzt für die dort wohnenden Angestellten täglich morgens und abends Andachten gehalten; einmal in der Woche hat Aoki dieselben übernommen. Auch junge Studenten unterstützt Herr Sugiyama nach Vorschlag Aokis, so zum Beispiel unterhält er einen Sohn unseres Tokiopastors Akashi, welcher das Obergymnasium zu Okayama besucht.

Seine Sterbestunde.

Unser Pastor Aoki ist am 21. Mai, abends 11 Uhr, nach langer schwerer Krankheit im 59. Lebensjahre aus dieser Zeitlichkeit abberufen worden. Er starb im Hause seines Freundes, des Großkaufmanns Sugiyama in Osaka, die ihn täglich behandelnden Ärzte waren seine Freunde, der Arzt Ichinozawa, der in Chiba von ihm getauft worden war, und Dr. Iijima, der Vorsteher der Osaka-Gemeinde. Die Todesursache war schwere Gallensteinerkrankung, an der er schon viele Jahre gelitten hatte, zu der sich eine Entzündung der Gallenwege hinzugesellt hatte. Am 20. Mai vormittags war ich — so berichtet D. Schiller — zuletzt bei ihm. Er wußte, daß er sterben mußte und konnte vor Schmerzen nur schwer sprechen und auch nur undeutlich. Er machte sich Sorge um seine Gemeinden und seine Familie. Ich tröstete ihn und betete mit ihm, alles der Vaterliebe dessen empfehlend, der für uns sorgt. Auf seinen Wunsch gab ich ihm den Segen. Von da ab wurde er ruhiger, sprach mit seiner Frau über sein inneres Leben, daß er nicht würdig sei, vor Gott zu treten, und sie tröstete ihn mit dem Hinweis auf Gottes Gnade. Dann bat er sie, wenn sein Ende komme, ihn aufzurichten, damit er nicht in unwürdiger Stellung liegend seinem Gott entgegentrete, wenn dieser ihn abberufe. Die letzten beiden Tage betete er meist mit lauter Stimme und wiederholte immer wieder seine Lieblingsworte aus der Schrift, 1. Thess. 5, 16—18: „Seid allzeit fröhlich, betet ohne Unterlaß, seid dankbar in allen Dingen!" und zuletzt hörte seine Umgebung

immer nur die Worte: „Yorokobe! Yorokobe! Yorokobe! (Sei fröhlich, sei fröhlich, sei fröhlich!)" So ging er hinüber in die andere Welt.

Schiller 1930

Pastor Akashis Dienstjubiläum

Nicht unsere Mission hat ihm sein Jubiläumsfest bereitet, sondern, wie dies in Japan üblich ist, der Kreis seiner Freunde. Wir als Vertreter der Mission waren nur einige aus dem großen Kreis der Gratulanten an diesem seinem Ehrentage. Wieviel Freunde und Schüler er zählt, geht aus den Angaben hervor, die den Festteilnehmern gedruckt überreicht wurden, und aus denen ich seinen Lebenslauf in Übersetzung wiedergebe.

1872, 17. September, wurde Akashi Shigetarō in der Stadt Kurume im Fukuoka-ken auf der Isel Kyūshyū geboren.

1890 kam er nach der Hauptstadt.

1891, im September, trat er in die staatswissenschaftliche Abteilung der Tokio-Semmon-Gakkō (früherer Name der Waseda-Universität) ein. Zur gleichen Zeit trat er in die Deutsche Protestantische Theologische Schule ein und empfing Unterricht bei den Lehrern Munzinger und Spinner.

1892: Bei der Mission in Shizuoka.

1893: In die amerikanische, universalistische Schule Uchū-Gakuin eingetreten, studierte er bei dem dortigen Lehrer Perin.

1895: Abschlußprüfung an dieser Schule.

1895, im August, ging er auf Einladung von Professor Fujinami, jetzt Mitglied des Lehrkörpers der Kaiserlichen Universität Kyoto, zur Missionstätigkeit nach Nagoya. Dort erteilte er Unterricht in der Buyō-Gakkō (jetzt Meirin-Mittelschule) und beim dortigen dritten Pionierbataillon.

1898: Hochzeit.

1900, im Oktober, wurde er Lehrer an der ersten Mittelschule.

1905: Die Tätigkeit an der Mittelschule und beim Pionierbataillon wurde wieder aufgegeben.

1907: Wieder in Tokio. In diesem Jahre wurde er Pfarrer an der Universalistischen Chūō-(Zentral-)Kirche in Tokio und Helfer des Missionars Cate.

1908 wurde er Direktor der Seibi (= werde schön), Höheren Mädchenschule für Englisch.

1910: Austritt aus der Universalistenkirche. Im gleichen Jahre: Gründung unserer Togozaka-Gemeinde, zusammen mit den Mitgliedern Harada Tamao, Hama Yaohiko, Kashiwae Inan und Ito Tsunetaro, die er bis heute inne hat.

1911: Stellung bei einer Militärkanzlei.

1912: Übernahme von Unterricht bei der Studiengesellschaft an der Militärsprachschule.

1913: Übernahme von Unterricht bei den Angestellten der Maruzen-Aktiengesellschaft. Dauer acht Jahre.
1915: Aufgabe der Arbeit bei der Militärkanzlei.
1917: Unterricht an der Senshū-Universität bis heute.
1919: Unterricht an der Handelsabteilung dieser Schule bis heute.
1926: Gründung der Musashi-Handelsschule, zusammen mit zwei Freunden. *Weidinger 1926*

Pastor Kitahara

ist aus unserer Theologischen Schule hervorgegangen, versteht heute noch deutsch und liest dauernd deutsche theologische Bücher. Er ist seit 1906 Pastor der von ihm begründeten Gemeinde in Toyohachi.

Er arbeitet an einer in 1200 Exemplaren erscheinenden Wochenschrift für jene Provinz mit, die alle Kulturfragen behandelt; er hat darin eben einen Artikel veröffentlicht, der scharfe Angriffe gegen die japanische Moral bringt unter Namennennung hochstehender Persönlichkeiten, die öffentlich zur Förderung der Moral sprachen, aber unmittelbar danach in die schlimmsten Fleischessünden fielen, wogegen kein buddhistischer noch schintoistischer Priester etwas einzuwenden wagte. Mit einer Darlegung der christlichen sittlichen Forderung schloß der mutige Artikel. — Unter den Büchern dieses unseres Pastors fand ich manches mir bekannte religiöse Werk, manche Bibelerklärung, auch manchen deutschen Klassiker, besonders Goethe und Hebbel. P. Kitahara arbeitet durch Predigten, Bibelstunden, Sonntagsschule, Hausandachten und Vorträge; er ist Witwer und lebt mit seiner alten Mutter zusammen und der jüngsten Tochter, die das Harmonium spielt. Er ist eben in ein neues Haus umgezogen, das recht günstig liegt, an einer Ecke einer Hauptstraße, etwas zurückgelegen, und in einem Viertel, wo noch keine christliche Predigtstätte ist. Auch ist die Hausmiete billig, weil man es allgemein aus abergläubischer Scheu meidet, seitdem im Hofbrunnen eine alte Frau Selbstmord verübt hat. *1928*

Pastor Nukaga

stammt von einer Familie, die auf dem Lande nordöstlich von Tokio im Chiba-Bezirke unweit des berühmten Kashima-Tempels wohnt. Dieser Schintotempel stammt noch aus der prähistorischen Zeit Japans und steht in großem Ansehen. In seinem Hofe ragt aus dem Boden ein sogenannter Kanameishi hervor, das heißt ein Angelstein, der bis zum Mittelpunkt der Erde reichen und an dem die Erde festgehalten werden soll. Nach seiner Geburt wurde er von seinen Eltern dorthin gebracht, um dem Gotte dargestellt zu werden, und sein Vorname wurde zu Ehren des Gottes Kanosuke, das heißt der Mann von Ka(shima) genannt. Auf Wunsch des Vaters studierte er später

Medizin. Aber es war gerade eine Zeit, wo durch die Gemüter der Jugend eine Welle des Weltschmerzes ging, wo sie daran verzweifelten, die Welträtsel lösen zu können, und ihre innere Unbefriedigung besonders schwer empfanden. Ihr wissenschaftliches Studium erfüllte den Verstand, aber das Herz blieb leer. Manche nahmen das so schwer, daß sie am Leben verzweifelten und nach Nikko wanderten, wo hoch im Gebirge der aus dem Chuzenjisee kommende Fluß in prächtigem Falle sich viele hundert Meter die Felsen herunterstürzt. Kego no taki wird dieser Wasserfall genannt nach einer heiligen Schrift der Buddhisten. Auch das Leben ist immer im Flusse ohne einen festen Halt, und wie das Wasser auf Erden unaufhörlich seinen Kreislauf beschreibt, so macht es auch die Menschenseele, deren Leben sich durch das Rad der Wiedergeburten endlos weiterwälzt, wenn es nicht gelingt, die Buddhaschaft zu erlangen und ins Nirvana einzugehen. So lehrt der Buddhismus. Aber die jungen Leute empfanden das als eine unbefriedigende Lehre, und gar mancher stürzte sich den Kegonotaki in seiner Verzweiflung herab, und deren Zahl nahm so stark zu, daß die Polizei den Wasserfall und seine Umgebung bewachen mußte, da sie ihn nicht wegnehmen konnte, wie sie es mit einem kleinen Hügel im Ueno-Parke zu Tokio getan hatte, der zu einer Stätte geworden war, wo unglückliche Liebespaare den Tod zu suchen pflegten. Auch Nukaga wurde von solchen weltschmerzlichen Gedanken infolge inneren Unbefriedigtsein heimgesucht.

Da kam er eines Tages, traurig und voll Lebensüberdruß, an unserer Predigtstätte in Tokio vorbei, die sich damals in Ikidonozaka im Stadtteile Hongo befand. Es predigte dort in klarem, gutem Japanisch, wie Nukaga in seinem Vortrage ausdrücklich hervorhob, Pfarrer Wendt, der jetzt sein Amt im Vaterlande an einer Gemeinde der Mark Brandenburg ausübt. Und zwar war der Text der Heilandsruf, dem schon unzählige Menschen zu ihrem Segen gefolgt sind: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken ...!" Nukaga hörte diese Predigt, und sie erfaßte ihn im innersten Herzen. Er suchte Pfarrer Wendt auf, wurde von ihm in die Bibel und ins Christentum eingeführt, ließ sich von ihm taufen und wurde nicht nur ein Christ, sondern in seiner Begeisterung auch ein Student der Theologie, indem er das Studium der Medizin aufgab. Das trug ihm dann die Enterbung und die Ausstoßung aus dem Elternhaus ein. Aber er hatte Höheres gewonnen: den Frieden des Herzens, einen starken Lebensmut und eine ewige Hoffnung! — Und nun ist Nukaga einer der angesehensten und einflußreichsten Prediger Japans, der jetzt an einer nach dem Erdbeben neuerbauten Kirche einer Kumiai-Gemeinde in Tokio Pfarrer ist. *Schiller 1926*

Die christliche Universität Doshisha

Die ersten fast 70 Jahre protestantischer Mission in Japan liegen bereits hinter uns. Während dieser Periode waren die Japaner rein rezeptiv, die Empfangenden. Seit den Tagen eines Joseph Niisima, dessen Waldgrabstätte auf dem schönen Christenfriedhof oberhalb Kyoto wir eines Abends aufsuchten, hat sich sein Werk, die christliche Universität Doshisha in Kyoto, gewaltig vergrößert. Männer und Frauen, die einst als Schüler zu seinem und seiner amerikanischen Mitarbeiter Füßen saßen, sind die Väter einer zweiten Generation geworden, die bereits als die Gebenden und nicht mehr als die Empfangenden ihre eigenen, neuen Wege gehen. Vor 25 Jahren, als die theologische Schule der Ostasienmission in Tokio noch bestand, war sie eine der wenigen Bildungsstätten, an denen junge Japaner wirkliche theologische Studien machen konnten. Daneben gab es, wie auch noch heute, Seminarien, an denen Evangelisten, Prediger und Diakone herangebildet wurden, die aber den Anspruch auf wirkliche theologische Vorbildung, wie wir sie an unsern europäischen Universitäten verlangen, nicht erheben konnten.

Heute aber ist es die evangelisch-theologische Fakultät der Doshisha, die den angehenden Pfarrern der evangelischen Kirchen eine vollgültige theologische Ausbildung vermittelt. Die Fakultät ist zum Teil sogar doppelt mit sämtlichen Disziplinen der Theologie durch japanische Professoren besetzt, von denen die meisten in Amerika, einige auch in Europa studiert haben. In der protestantischen Theologie des Calvinismus und des Luthertums sind sie von Schleiermacher bis auf die Gegenwart herab gründlich orientiert, und die Meisterwerke der Theologie des Neuprotestantismus sind in der theologischen Bibliothek stark vertreten.

Die theologische Fakultät der Doshisha, an der ich vor dem gesamten Auditorium als erster Schweizer einen Vortrag halten durfte: „Calvin und Zwingli und ihr Einfluß auf den Weltprotestantismus", dient sowohl den offiziellen größeren Kirchen, wie auch den verschiedenen Denominationen in weitherzigster Weise. Der derzeitige Präsident dieser großen Universität, die in die Reihe der staatlich anerkannten Hochschulen aufgenommen ist, Rev. D. Ehina, hat auch mir gegenüber die großen Verdienste der Vertreter des Allgemeinen Missionsvereins um die neuere Theologie in der evangelischen Kirche Japans anerkannt. Durch sie beeinflußt, haben eine ganze Reihe japanischer Theologen die Hauptwerke der neueren protestantischen Theologie ins Japanische übersetzt. *Marbach 1928*

5. Die christliche Jugendbewegung

Was die Jungmännerbewegung (C. V. J. M.) betrifft, so hat der Präsident des Nationalkomitees, Herr Dr. K. Ibuka, gelegentlich der 11. Nationalkonferenz der Christlichen Vereine junger Män-

ner in Tobanzo (Juli 1926) hervorgehoben, daß es gegenwärtig 13 organisierte städtische Jungmännervereine in Japan gibt, daß 13 andere in der Entstehung begriffen sind. Der Verein in Tokio will einen finanziellen Feldzug organisieren, um 600 000 Yen zusammenzubringen, damit sein Gebäude wieder hergestellt werden könne. Es gibt bereits 68 christliche Studentenvereinigungen. Im ganzen zählen diese Vereine über 12 000 Mitglieder! *1928*

YM(W)CA.

Viel umstritten ist beim „Christlichen Verein junger Männer (Mädchen)" amerikanischer Herkunft, in englischer Abkürzung genannt YM(W)CA., wieweit durch ihn amerikanischer Geist, demokratischer Sinn und Verdrängung japanischer Eigenart in Frömmigkeit und Sitte gefördert wird. Ich muß bekennen, daß ich von diesen oft erhobenen Vorwürfen in den zwei Vereinigungen, in denen ich war und wo ich sprach, nichts bemerkt habe. Wohl steht noch amerikanisches Geld größtenteils hinter diesen Unternehmungen, aber auch die jungen Mitglieder sowie die „alten Herren" dieser Verbände steuern sehr stark bei. — Als ich meinen Vortrag in der Kaiserlichen Universität zu Tokio über „Neubau des deutschen Geisteslebens" vollendet hatte, lud mich eine Gruppe junger Studenten in ihr gegenüber gelegenes YMCA-Gebäude zum Tee ein. Dieses Gebäude ist nach dem Erdbeben im neuesten Stil mit einem für studentische Benutzung weit übertriebenen Luxus erbaut und beherbergt 32 christliche Studenten der verschiedensten Fakultäten, die jeder ein Zimmer für sich haben und nur 30 Yen = 60 Mark Pension monatlich zahlen. Mit einem dieser jungen Leute, einem Englisch studierenden Studenten, machte ich eine zweitägige Reise nach dem Hakonegebirge und habe da in langen Unterhaltungen erkundet, daß ihnen jeder „Amerikanismus" fern läge. Ich fand vielmehr bei diesem jungen Mann eine so echt japanische, ungetrübte Einstellung, ein so tiefinnerliches Suchen christlicher und seelischer Art, daß mir irgendeine Verzerrung amerikanisierender Art bei ihm ausgeschlossen scheint.

Auch in die weibliche YWCA. habe ich Einblick genommen, indem ich zu einem Vortrag über „Anteil der Frauen am Aufbau Deutschlands" geladen wurde, wobei Herr Reichsgerichtsrat Dr. Abiko, auch ein ehemaliger Schüler unserer Mission, dolmetschte. Da der Saal für die Zuhörerinnen zu klein war, wurde ein Nebensaal geöffnet, und ich hatte von den jungen Mädchen, längst nicht alle Christinnen, den besten Eindruck. Mit großer Aufmerksamkeit folgten sie 1½ Stunden den Ausführungen, einige mitschreibend und sich zum Schluß durch ein wertvolles Geschenk bedankend. Interessant war mir die Beobachtung, daß mehrere amerikanische Damen, die sich zum Vortrag eingefunden hatten, bald nach Beginn den Saal verließen, als sie merkten, daß nur deutsch und japanisch gesprochen

wurde, oder als sie sahen, daß die jungen Mädchen und ihre Vorsitzende auch von Deutschland etwas hören und sich nicht bloß auf amerikanische Vorbilder einzustellen bereit waren! *1926*

Das neue Heim des Christlichen Vereins junger Männer in Tokio

Am 18. Januar wurde in Tokio das neue Haus des Christlichen Vereins junger Männer eingeweiht, das an Stelle des durch das Erdbeben zerstörten Gebäudes errichtet worden ist. Es hat 3,2 Millionen Mark gekostet und ist sechs Stockwerke hoch. Es hat 60696 Quadratfuß Grundfläche. Es enthält ein großes Restaurant, Säle, Klubräume, Wohnräume und was sonst nötig ist. Bei der Einweihungsfeier hielten Ansprachen unter anderen der Minister des kaiserlichen Haushalts, der Minister des Innern, der Unterrichtsminister, die Botschafter Englands und Amerikas, der kanadische Gesandte, der Oberpräsident der Tokioprovinz und der Oberbürgermeister von Tokio. Der Kaiser von Japan hat für den Hausbau 10000 Mark gespendet, das Ministerium des Innern 200000 Mark. *Witte 1930*

Unser Jünglingsverein in Kyoto

Unser Pastor Suzuki in Kyoto ist seit einer Reihe von Jahren als Lehrer der Moral an einem städtischen Handelsgymnasium tätig, in welchem Jünglinge von 12 bis 18 Jahren unterrichtet werden. Morallehre wird „Shūshin“ genannt, das heißt etwa „Pflege der Persönlichkeit“. Während dieser Unterricht in Japan früher vorwiegend nach den Grundsätzen des chinesischen Konfuzianismus getrieben wurde, gilt das in Japan schon seit Jahren als veraltet. Es ist selbstverständlich, daß für Pastor Suzuki die christlichen Lehren der Bibel die Grundlage seines Unterrichtes bilden. Schon vor einigen Jahren regte sein Schuldirektor ihn an, an seiner Anstalt auch einen christlichen Jünglingsverein einzurichten, da dessen Geist segensreich auf die ganze Schülerschaft einwirken würde. So kam denn der Verein zustande. Er hält seine Versammlungen an den Montagnachmittagen entweder für einen kleineren Kreis oder durch besondere Vortragsveranstaltungen für die ganze Schule, wobei natürlich das Erscheinen freiwillig ist. Die eigentlichen Mitglieder sind entweder Christen oder solche, die dem Christentum nahestehen. Obwohl die Schulanstalt über eineinhalb Stunden von unserem gottesdienstlichen Raume entfernt ist, kommen doch immer wieder Glieder dieses Vereins in unsere Versammlungen. Einige davon sind unsere Gemeindeglieder geworden.

Japan ist ein Land, wo noch immer keine Scharen zum Christentum kommen, sondern jeder einzelne durch langsame und sorgfältige Beeinflussung dahin geführt werden muß. Darum ist die Missionsarbeit so schwer und mühsam. Aber die Schar der Christen ist darum auch eine Elite im japanischen Volke, auf die man sich verlassen

kann, daß sie das Christentum erhalten und weiter ausbreiten wird, selbst wenn kein ausländischer Missionar mehr auf dem Boden des japanischen Landes weilen würde. *Schiller 1930*

6. Japanische Kirchenverbände

Warnung vor Optimismus

Ich habe bisher noch nichts gesagt über die Entwicklung der christlichen Kirche selbst. Ich fürchte, man sieht diese zu günstig an, wenn man sie etwa mit dem Urchristentum vergleichen wollte. So ist es nicht. Die Entwicklung der protestantischen Kirchen war sehr langsam. Die Macht des Buddhismus, Konfuzianismus und Schintoismus ist so stark. Können wir wirklich einmal diese heidnischen Religionen besiegen, so wie es in der ersten Christenheit geschah? Wir hoffen darauf, aber nicht in der nahen Zukunft. Wir ringen mit Eifer darum, das japanische Christentum aufzubauen, nachdem wir das Christentum an Herz und Seele erfahren haben. Wir sind sicher, daß wir zum Christentum der Welt etwas beisteuern können, indem wir unter uns etwas Neues herausarbeiten. Wir sind nicht groß an Zahl. Aber wir sind in einer Lage, in der wir die Pflicht haben, ein Christentum neuer Erfahrung hervorzubringen, und wir sind sehr ernst und aufrichtig in diesem Punkt. Wenn wir darin Erfolg haben, wird unser Volk gern und leicht sich dieser Religion zuwenden. *Yamaya 1929*

Die beiden größten Kirchenverbände

1. Die größte der selbständigen Kirchen Japans nennt sich Nippon Kiristo Kyokai, d. h. Japanische Christenkirche; sie ist reformiert-presbyterianisch und hat 244 Kirchgebäude und 37 670 eingetragene und steuerzahlende Mitglieder. In den Nationalen Christenrat, eine Art Zweckverband, ähnlich unserem deutsch-evangelischen Kirchenbund, entsendet sie die Höchstzahl von Vertretern: 16. Ihr Hauptführer, Pastor Uemura, ist im vorigen Jahre verstorben. Eine besondere Rolle spielt heute in ihr ein Pastor Goshi, der in Marburg und Basel studiert hat und Generalsekretär der Pfarrervereinigung dieser Kirche ist. Er lud mich ein, auf der Theologenkonferenz von Tokio-Yokohama einen Vortrag über die religiöse und theologische Lage in Deutschland auf deutsch zu halten, den er absatzweise dolmetschen wollte. Sehr gern kam ich dieser Aufforderung nach und hatte die Freude, vor 32 Theologen diesen Vortrag halten zu können; es waren fast alle Pastoren der 30 Kirchen, die diese Kyokai in Tokio und Yokohama hat, erschienen, dazu drei Theologieprofessoren ihrer Theologischen Schule (Meji Gakuin), und zwar ein österreichischer Professor Reischauer für Glaubens- und

Sittenlehre, ein holländischer Professor für Kirchengeschichte und ein japanischer für Neues Testament. Meine Ausführungen über die Lage der protestantischen und katholischen Kirche in Deutschland, der Sekten, der Gemeinschaftsbewegung, der Religiös-Sozialen, der Theosophie und Anthroposophie, sowie die Darstellung der neuesten Theologie von Barth und Gogarten schienen so zu interessieren, daß sie mich baten, meinen Vortrag auf japanisch in ihrer Wochenschrift Fukuin Shimpo erscheinen zu lassen.

2. Etwas anders eingestellt und unserer Missionsarbeit und unserm Ziel näherstehend ist die zweitgrößte Kirche Japans, die Kumiai-Kyokai. Sie steht den unabhängigen, kongregationalistischen Kirchen Europas am nächsten und stellt das Gemeindeprinzip am höchsten. Ihr gehören Männer an, die auch unserer Missionsarbeit sehr viel zu verdanken haben, so der schon erwähnte Präsident Dr. Ebina, Direktor der christlichen Universität Doshisha in Kyoto, und mein liebenswürdiger Führer, Pastor Nukaga, und noch mancher andere, der durch unsere Theologische Schule in Tokio ging und von unseren Missionaren Spinner, Wendt, Schmiedel, Christlieb, Munzinger, Haas Theologie und christlichen Geist übernommen hat. Sollte einmal der Gedanke sich durchsetzen, alle Sonderbündelei und Einzelkirchentum aufzugeben, so würden unsere Gemeinden unserer evangelischen Mission sich dieser Kirche anschließen. — Diese Kumiai-Kirche hat 196 Kirchen, 26 370 Mitglieder und 11 Sitze im nationalen Christenrat Japans. *1926*

Der Nationale Christenrat

Beachtenswert waren im vorigen Jahre die Verhandlungen des Nationalen Christen-Rats, einer Art von Generalversammlung der meisten protestantischen Kirchengemeinschaften Japans. Begrüßt wurde diese Versammlung von dem Direktor des Religionsbüros im Erziehungsministerium, Juichi Shimomura, als staatlichem Vertreter, welcher als wichtige Aufgabe des Christentums in Japan in seiner Ansprache hinstellte, dem Volke eine festere religiöse Grundlage zu geben, damit es nicht immer wieder neu auftauchenden „phantastischen Glaubensüberzeugungen“ zur Beute fiele und wahre religiöse Gefühle gewinne. Zu den besonderen Aufgaben dieser Tagung gehörte die Annahme eines Antrags an das Erziehungsministerium, die Beschränkungen aufzuheben, welche noch für die christlichen Privatanstalten in bezug auf die Unterweisung im Christentume bestehen. Denn in diesen, wie z. B. in der Doshisha zu Kyoto, darf innerhalb der eigentlichen Lehrstunden kein Religionsunterricht erteilt werden. Etwas ganz Besonderes war auf dieser Konferenz die Annahme eines sogenannten „sozialen Glaubensbekenntnisses“ (vgl. S. 64). *Schiller 1929*

Seine Beschlüsse 1928:

Die gegenwärtige Versammlung empfindet die Verpflichtung sehr deutlich, wie notwendig neue Kraftanstrengungen in folgenden Punkten sind:

1. Es bedarf neuer Anstrengungen, die Kirche zur wahren Offenbarerin der göttlichen Liebe zu gestalten, und zugleich deutlich die Botschaft des Christentums zu betonen auf Grund des Evangeliums Jesu Christi und seiner Gemeinde.
2. Wir müssen den Geist der Einigkeit und Zusammenarbeit unter den verschiedenen Denominationen fördern, zur Verwirklichung der Einheit in Christus.
3. Wir sollen die Sonntagsfeier und Heiligung fördern und den Mitgliedern der Kirchen den Besuch der Gottesdienste dringend nahelegen.
4. Wir anerkennen die Notwendigkeit beschleunigter Inangriffnahme folgender Maßnahmen: Veröffentlichung eines sozialen Glaubensbekenntnisses in der Presse, um die Stellung des Christentums den verschiedenen Fragen gegenüber, die aus der sozialen Gedankenrichtung hervorgehen, festzustellen.
5. Es ist darauf hinzuarbeiten, christliche Lehrer in allen Erziehungsinstituten zu mehren, die Arbeit der Sonntagsschulen zu fördern und zum christlichen Hausgottesdienst zu ermutigen, um dadurch die Erziehung im Hause zu fördern.
6. Den Geist Christi nicht nur kundzugeben durch Eindämmung der Glaubenszerrissenheit, sondern in der Ermutigung zu freundlicher Zusammenarbeit zwischen ausländischen Missionaren und japanischen Christen, weil die Missionsarbeit internationale Zusammenarbeit verlangt.
7. Die „Humanisierung" der Industrie ist eine große christliche Aufgabe, denn die Industrie ist da für die Menschheit und nicht die Menschheit für die Industrie.
8. Gedanken und Bestrebungen des Völkerbundes auszuarbeiten, die Kriegsächtung zu erstreben, für eine rechte Feier des Waffenstillstandstages in Verbindung mit der Weltfriedensliga zu sorgen.

7. Japanisches Christentum

Ein bodenständiges Christentum

Abendländische Ideen, in christliches Gewand gekleidet, sind wenig beliebt. Aber jeder, der Bibelchristentum predigt, wird mit großer Wärme aufgenommen. Nicht Vorlesungen über christliche Gedanken, christliche Kultur, christliche Philosophie oder christlich-

soziale Arbeit brauchen die ehrlichen und treuen Japaner, sondern reines, unverfälschtes Christentum. Sie wollen von dem himmlischen Königreich hören, von Seligkeit und Gericht im Jenseits. Die Japaner sind ein besonders religiöses Volk. Sie werden von einem tieferen religiösen Gefühl getrieben als irgendein anderes Volk der Welt. Dies beweist vollkommen die große Verbreitung der Schinto- und Buddhatempel und -heiligtümer und die ungeheure Verehrung, welche das ganze Volk den Göttern und Buddhas darbringt. Aber die älteren Religionen haben ihre Macht, das Volk zu leiten und zu beeinflussen, verloren, und die neueren versuchen, etwas zu finden, was die geistigen Bedürfnisse befriedigt. — Wenn sie aber einst völlig die Wahrheit des Christentums erkannt haben, so wird Japan die erste christliche Macht werden, tüchtig dazu, die Welt zu führen. *Utschimura 1921*

Utschimura hat mehrfach erklärt, die Missionare sollten, ehe sie von den Japanern die Aufgabe ihrer Götter forderten, erst ihre eigenen Götzen fortwerfen, ihre Liturgien, ihre Dogmen und ihre Meinungen über die Bibel.

Wenn das Christentum sich gedeihlich entwickeln solle, so müßten in der christlichen Bewegung die Japaner die Führung haben, es müßte eben mit der Japanisierung des Christentums in jeder Hinsicht Ernst gemacht werden. Die Entkleidung des Christentums aus dem westlichen Kleid in dogmatischer und kultischer Hinsicht sei wohl nötig, aber nicht das Wichtigste. Denn es komme nicht auf Lehre und Ordnung, sondern auf das innere Leben und seine Bewährung im Alltag an. Aber um im japanischen Volke dies Leben zu wecken und zu pflegen, dazu müßten wirklich die Japaner Führer sein. Sie verständen die Art und die Bedürfnisse ihres Volkes eben doch besser als die Fremden.

Ich fragte nun, ob seiner Meinung nach das christliche Glaubensleben eine besondere japanische Note bekommen werde, etwa in der Stellung zu Gott oder in der Ethik. Mir hatten nämlich andere Christen gesagt, wir Europäer redeten mit Gott zu vertraut. Dadurch werde Gott uns klein, und wir vergäßen den Abstand, der doch bleibe zwischen ihm und uns. Das sind Gedanken, wie sie nun doch auch in Europa, z. B. in Professor Ottos Buch „Das Heilige“ sich finden. Genug, die japanische Christenheit werde hier den Respekt vor Gott und den Abstand von ihm stärker betonen. Dies leugnete Utschimura ganz entschieden. Ebenso leugnete er das Berechtigte des andern, das man mir gesagt, die Japaner könnten die Lebensbejahung des Christentums nicht aufrechterhalten, sondern würden ihrem christlichen Leben eine mehr jenseitige Note geben. Utschimura betonte sehr stark: „Was die Japaner zum christlichen Gottesglauben lockt, ist

gerade die innige Vertrautheit, in die wir mit Gott kommen, und die entschlossene Freudigkeit, auch dies Leben und diese Welt als Leben und Welt Gottes zu fassen. Das Christentum ist ein Feind aller Melancholie, es ist eine fröhliche Sache."

Nun wollte ich denn doch gern wissen, was dann eigentlich die Missionare tun sollten, wenn die Japaner die Führung ganz in der Hand haben? „Sie sollen Helfer sein." „Aber wie sollen sie helfen?" „Wenn Sie wieder einen Missionar nach Tokio senden, so muß er sehr gut Japanisch lernen. Das ist das Wichtigste. Dann soll er den 200 jungen Männern, die meine Freunde sind, Unterricht in der deutschen Sprache geben. Und seine Frau soll den jungen Mädchen Nähunterricht geben oder dergleichen. Es gibt Arbeit genug für sie. Aber die eigentliche Missionsarbeit müssen die Japaner leisten."

Daß die Japaner das auch wirklich leisten können, davon ist Utschimura fest überzeugt. Ich glaube, er überschätzt da sein Volk, speziell hier die Christen Japans. Er selbst fühlt sich mit vollem Recht als ein den besten Missionaren ebenbürtiger, ja überlegener Führer. Aber wo sind die vielen andern, die auf seiner geistigen und religiösen Höhe stehen? Und selbst Utschimura versagt doch ganz gegenüber dem Kirchenproblem und allen Fragen, durch die die christliche Bewegung mit der großen Öffentlichkeit in Verbindung steht und stehen muß, wenn sie sich nicht in kleinen Konventikeln abkapseln, sondern Volksbewegung größten Stils, womöglich die das ganze Volk umfassende Religion werden will und soll.

Witte 1924

Ein volkstümliches Christentum

1. Man nehme den Fall einer japanischen Frau, die Anhängerin eines anderen Glaubens, nicht des Schintoismus oder des Buddhismus ist, wie z. B. meine Frau, die Christin ist. Ich glaube fest, daß die bodenständigen, charakteristischen Glaubensformen Japans in ihr nicht zerstört, sondern nur verborgen sind unter dem neuen Glauben. Die Japaner, die noch nicht lange an persönliche Freiheit und Selbständigkeit gewöhnt sind, erscheinen leicht unbestimmt, weich und ohne klar herausgearbeitete Überzeugungen, besonders die Frauen. Das mag ihrer passiven, seit undenklichen Zeiten auf Fragen verzichtenden und rechtlichen Unterworfenheit unter den Vater, Mann oder Bruder in allen geistigen sowie häuslichen Dingen zugerechnet werden. So mag eine japanische Frau eine gläubige Christin sein, und doch behält sie die durchaus charakteristischen japanischen Züge bei. Kein Zweifel kann gegen ihre Treue zur Religion, die Ergebenheit dem Manne, der Familie und dem Vaterlande gegenüber erhoben werden. Man kann kaum sagen, daß sie an mehr als eine Religion glaubt; natürlich ist es einleuchtend, daß das Christentum in Japan von dem westlichen Christentum abweicht, zum mindesten in dem Sinne, daß das japani-

sche Christentum untrennbar verbunden ist mit der oben geschilderten Atmosphäre, ganz zu schweigen von dem starken Formenwesen und der stereotypen Theologie der Missionare, die sogar von den Christen in Japan abgelehnt wird. *Suma 1925*

2. Professor Yamaya gab mir gern Antwort auf meine Frage, ob das japanische Christentum etwa heute schon eine besondere Note zeige, die es von dem Christentum, wie es aus dem Westen komme, irgendwie wesentlich unterscheide. Da kam es dann heraus, daß Professor Yamaya zu den japanischen Christen gehört, welche, wie oben erwähnt, sagen, daß die Christen Japans Gott mit mehr Ehrfurcht gegenüberstehen als die Christen des Westens. Das deutsche „Du" erscheine ihnen für den Verkehr mit Gott zu vertraut. Eher gefalle ihnen das englische „thou" in der Anrede an Gott. Sie redeten Gott an mit „Annata" oder mit „Nanji"; beides seien Worte, in denen eine besondere Achtung zum Ausdruck komme.

Das zweite, was das japanische Christentum kennzeichne, sei die wohl vom Buddhismus übererbte melancholische Stimmung, die das Diesseits nicht so stark zu bejahen vermöge wie es der Westen tue, und vielmehr einen Zug zur Jenseitigkeit entwickle, wie er etwa das Urchristentum kennzeichne. Vielleicht sei diese Stimmung in Japan auch aufgekommen als Korrelat zu dem einseitigen Diesseitigkeitskult der Weltseligkeit, wie viele amerikanische Missionen ihn pflegten, die oft nur zu geneigt sind, die Behaglichkeit ihres Wohlstandes mit einer Verwirklichung des Reiches Gottes zu identifizieren.

Als Drittes nannte er dann noch die innigere Pflege des Gedächtnisses der Toten. In der Tat bekommen es japanische Prediger fertig, beim Begräbnis eines Kindes, das nur 14 Tage gelebt hat, einen Lebenslauf zu liefern in einer Rede von 20 Minuten. Bei solchem Kinderbegräbnis werden oft vier bis fünf lange Reden gehalten. Der erste Jahrestag des Todes jedes Christen wird durch eine besondere Feier in der Kirche begangen. Und an diesem und anderen Gedächtnistagen versammeln sich Verwandte und Freunde gern an den Gräbern der Ihrigen, um miteinander zu beten und christliche Lieder zu singen. *Witte 1924*

Züge des japanischen Christentums

Einige charakteristische Züge dieses japanischen Christentums bilden sich schon heute heraus, indem man vom japanischen Volkscharakter und seiner traditionellen Einstellung her gewisse mit der Realität des lebendigen Vatergottes wohl vereinbare Zusätze und Bereicherungen nebensächlicher Art übernimmt. Ich nenne folgende „christliche Erweiterungen":

1. Die Kaiserverehrung, die ja bis zu gewissem Grade auch Bestandteil des abendländischen Christentums war, besonders in den evangelischen Ländern des Staatskirchentums, und sich in Gebeten für den Landesherrn und in Kanzelverbeugung vor dem anwesenden Kaiser darstellte. Wenn nun z. B. die japanische Christin Frau Staatsrat Mochiji bei ihrem Besuch in Deutschland sich vor dem Denkmal des alten Kaiser Wilhelm in Berlin und vor der Goethebüste im Goethehaus in Weimar tief verneigt hat, so war das kein heidnischer Akt einer Geister- oder Götteranbetung, sondern ein gerade vom Christentum aus geläuterter Akt der Ehrfurcht und Dankbarkeit für alles Große und Wertvolle, was Gott schuf. In diesem Sinne hat das japanische Religionsbüro erklärt, die japanische Kaiserverehrung sei kein Kultus noch religiöser Akt, sondern ein rein vaterländischer Loyalitätsakt; daraufhin hat der Papst entschieden, daß katholische Christen in diesem Sinne an der japanischen Kaiserverehrung teilnehmen dürfen. Auch für evangelische Christen steht dem kein Hindernis im Wege, um so weniger als hier jede denkbare Konkurrenz mit der Papstverehrung wegfällt.

2. Die Ahnenverehrung ist so fundamentaler Besitz ganz Ostasiens, daß sie auch von den christlichen Kreisen nicht zu trennen ist und etwa die Form tiefster Pietät zu Grabstätten und Ahnentafeln (im Sinne unserer Ahnenbilder etwa) annimmt. So hört man am allgemeinen Totenfest oder den Sterbetagen der Einzelnen die Angehörigen an den Grabstätten beten und christliche Lieder über Tod und ewiges Leben singen oder sieht Christen sich auf dem christlichen Friedhof oberhalb Kyotos vor dem Grab des Professors Niisima, des Gründers der christlichen Universität Doshisha, tief verbeugen. Vielleicht fehlt uns abendländischen Christen etwas von dieser Pietät zu den Toten!

3. Familiensinn, Familienzugehörigkeit ist für Ostasien die feste, aber auch neben dem Gildenwesen einzige Grundlage der sozialen und wirtschaftlichen Ordnung und hat damit etwas Pflichtmäßiges, Klug-Berechnendes an sich. Daß christliche Kreise das ohne weiteres übernehmen und gleich wie bei uns in der Form des vierten Gebotes verwerten, liegt auf der Hand. Aber gerade hier sehe ich zwei Aufgaben und Läuterungen durch die christliche Fundamentierung: Aufbau des Familienlebens auf Liebe statt auf Pflicht und damit Anerkennung des Individuums, das eben als Individuum seiner Familie und seinem Volk am besten dienen kann. Auch hier nur im Konfliktsfall Jesu harte Worte gegen den Familienverband — wie sie ja auch nur für solchen Fall geprägt waren — betonen!

4. Endlich der Vaterlandssinn. Der japanische Pastor Utchimura bezeugt es immer von neuem, wie sich in ihm Christentum und Vaterlandsliebe vermählen. Er sagt, sein Glaube und seine Liebe seien wie eine Ellipse, die um zwei Brennpunkte kreist, um zwei

Jots: Jesus und Japan; also so, daß die Kurve seines Handelns von beiden gleichzeitig bestimmt würde, eins stets das Korrektiv des andern. Ohne diese Einstellung fürchtet er, entweder Fanatiker oder verschwommener Universalist zu werden. Auf alle Fälle aber haben die japanischen Christen das volle Recht, auch ihrerseits als vollwertig vaterländische Glieder ihres Volkes angesehen und gewertet zu werden. Das hat heute die Regierung längst anerkannt und tritt selber dem alten Vorurteil entgegen, daß man als Christ minderwertiger Volksgenosse sei. Daher behandelt die japanische Behörde das Christentum besser, als manche Staatsregierung in unserer Heimat es tat und tut. *1927*

8. Selbsthilfe gegen den Säkularismus

Die Gefahr auch in Ostasien

Eine religiöse Krisis geht über die Welt von bisher ungeahnter Schärfe und Ausdehnung. Der ganzen Menschheit droht durch diesen materialistischen Säkularismus eine ungeheure Gefahr. Der bekannte Weltreisende, der 20 Jahre lang alle Länder der Welt durchforscht hat, Colin Roß, sagt mit Recht in seinem neuesten Buch „Die Welt auf der Waage": Wenn die Welt dem Materialismus wirklich verfällt, dann ist sie verloren. Denn es sei eine ewige Wahrheit, was Christus gesprochen habe: Es nützt dem Menschen nichts, die ganze Welt zu gewinnen, wenn er Schaden nimmt an seiner Seele.

Doppelt unheilvoll wirkt der Säkularismus in den Ländern Ostasiens, in denen sich die Umschichtung des gesamten Lebens vollzieht, die alte Kultur mit der neuen eine Synthese eingehen muß. Die Gebildeten wollen das Neueste des Westens und verfallen in immer stärkerem Maße dem theoretisch-wissenschaftlichen und dem noch fast schlimmeren praktischen Materialismus. Darum ist das eine entscheidende Angelegenheit für die ganze Welt, ob es gelingt, den Säkularismus zu überwinden. Es genügt keine Defensivstellung, die auch in unserer deutschen Theologie viel zu weit sich hat zurückdrängen lassen durch das laute Geschrei einer materialistischen Pseudowissenschaft. Hier nützt nur der von voller Siegeskraft des Glaubens getragene, entschlossene Angriff. Die Christenheit der ganzen Welt muß diesen Kampf führen. Nicht in fanatischem Zelotentum, sondern in vornehmster Geistigkeit. Der Naturwissenschaft ist ihr volles Recht zu geben zur Erforschung des Weltbildes, aber will sie ihre Grenzen überschreiten, und zur Weltanschauung stempeln, was sie mit ihren Mitteln niemals geben kann, dann gilt es, mit aller Entschiedenheit zu zeigen, daß sie damit aufhört, Wissenschaft zu sein. Es geht um das Eigenrecht von Geistigkeit, Sittlichkeit und Religion. In Ostasien tun Missionare not von tiefer Gläubigkeit und zugleich bester Wissenschaftlichkeit, um diesen Kampf zu führen.

Witte 1929

Kagawa greift zur Selbsthilfe

Unter Kagawas Mitwirkung ist in Japan eine große Bewegung im Entstehen zur Gewinnung von einer Million Seelen in drei Jahren. Kagawa schreibt dazu: „Japan wartet auf Christus, und Christus wird in Japan siegen. Alle verschiedenen Kirchen vereinigen ihre Kräfte, um einen Feldzug zu eröffnen zur Gewinnung von einer Million Seelen für Christus. Im Januar 1930 soll das Unternehmen beginnen. Komitees sind eingesetzt, mit denen wir als Männer des Dienstes zusammenwirken. Wir haben eine solche einmütige, gemeinsame Aktion der Kirchen seit der religiösen Bewegung des Jahres 1900 nicht mehr erlebt. Es gibt noch Millionen Menschen in den ländlichen Bezirken Japans, welche noch nie das Evangelium gehört haben. Wir planen, billige Ausgaben von christlichen Schriften unter den jungen Männern und Mädchen der armen Dörfer zu verteilen. Es gibt 2800000 junge Männer und 2300000 junge Mädchen in den (nationalen) Jugendorganisationen der 13000 Dörfer Japans. Sie wollen das Evangelium hören. Dr. Walne war so freundlich, eine neue Ausgabe meines Buches Neues Leben durch Gott zu unterstützen. So wird es möglich sein, dies Buch von 220 Seiten zu 10 Sen (= 20 Pf.) zu verkaufen, da eine Million Exemplare in einer Ausgabe gedruckt werden." Der Plan für den Feldzug umfaßt folgende Hauptpunkte: 1. Gebets-Organisation: Gebete in den Häusern und allen Kirchen für eine Erweckung. 2. Propaganda: Evangelisations-Bemühungen aller Art, in den Häusern, durch Versammlungen, durch Schriften usw. in allen Orten. 3. Gewinnung der bisher nicht Erreichten. Daher Evangelisation unter den Fischern, den Bergleuten, den Industriearbeitern. 4. Gewinnung und Schulung von 5000 Laien, die ihre freie Zeit als Evangelisten zur Verfügung stellen. 5. Erweiterung der Sonntagsschulen und wirkungsvollere Evangelisation in ihnen. 6. Vermehrung der Arbeit durch Flugblätter, Schriften und Zeitungen.

Witte 1929

Die ganze japanische Kirche macht mit

Wir haben in Kagawas Feldzug zum erstenmal eine rein japanische Evangelisationsbewegung, mit einem großen Ziel, in der die Europäer nur die Helfer sind; eine Bewegung, die getragen ist von der leidenschaftlichen Hingabe des Führers und den Gebeten der ganzen japanischen Christenheit. Daß die äußere Form amerikanisch ist, braucht nicht zu verwundern, denn Amerika hat bei weitem den stärksten Einfluß auf Japan ausgeübt. Kagawa selbst ist klug genug, um auf Menschen, nicht auf Zahlen zu sehen. Es ist hier nicht der Ort, um eingehend über die Evangelisation und ihre Methode selbst zu berichten. Jedenfalls aber haben in den letzten zwei Jahren viele

Zehntausende das Evangelium verkündigt bekommen, die sonst gar nicht erreicht worden wären, und sämtliche Kirchen haben beschlossen, sich hinter Kagawa zu stellen. *Weidinger 1929*

Japan wartet auf Christus! Und Christus will Japan gewinnen!

Fast alle denominationellen Kirchen vereinigen ihre Kräfte zu dieser: „Reichs-Gottes-Bewegung" — wie sie jetzt heißt. Überall sind die kirchlichen Komitees bereit, mit uns zusammen zu arbeiten. Wir haben seit 1900 seit der ersten religiösen Bewegung nie eine so einmütige Aktion von seiten der Kirchen erlebt. In der ersten Woche November 1929 werden wir in Tokio eine Konferenz von zirka 200 Personen aller Kirchen zur Vorbereitung haben. Wir bitten um Ihre Fürbitte zum Gelingen dieses Werkes!

Die Christianisierung Japans bedeutet die Christianisierung des Orients. Sie wird ausstrahlen auf China, Korea und Indien.

Kagawa 1930

E. Evangelische Typen in Japan

1. Allgemeines über japanische Christen

Wie und warum werden die Japaner Christen?

Der Missionar A. G. Parker in Tokio hat über die obige Frage eine Umfrage bei japanischen Christen und Missionaren angestellt. Er ist sich der Schwierigkeit des Unternehmens wohl bewußt gewesen. Im „Japan Evangelist" (1918, S. 200 ff.) berichtet er über die erzielten Ergebnisse. Zweihundert Zeugnisse ernster japanischer Christen bilden sein Hauptmaterial, darunter 140 Männer und 60 Frauen. Bei den Männern erfolgten 6 Prozent der Bekehrungen im Alter unter 16 Jahren, 46 Prozent im Alter von 16 bis 21 Jahren, 24 Prozent im Alter von 22 bis 30, 10 Prozent im Alter von 31 bis 35, 5 Prozent im Alter von 36 bis 40, 9 Prozent im Alter über 40 Jahren. Bei den Frauen stellen sich die Zahlen auf 14, 48, 24, 1,1 und 12 Prozent. Den ersten Anstoß, sich für das Christentum zu interessieren, erhielten 25 Prozent durch das Christentum, das sie bei einem Japaner sahen, 18 Prozent durch die Aufforderung eines Christen, eine Versammlung zu besuchen oder das Christentum zu studieren, 10 Prozent durch eine christliche Häuslichkeit, 8 Prozent durch englische Bibelklassen, 7 Prozent durch Sonntagsschulen, 6 Prozent durch den Wunsch, die wahre Religion zu finden, 5 Prozent durch Vorträge und Predigten, 3 Prozent durch Schriften, 2 Prozent durch das Lesen der Bibel, 2 Prozent durch Choräle, 2 Prozent durch ein ernstes Gebet, 12 Prozent durch verschiedene andere Dinge, wie einen Artikel über das Christentum in einer Tages-

zeitung, durch Behandlung in einem Hospital, durch Beobachten des Todes eines christlichen Freundes, durch einen Kindergarten usw. Was sie schließlich zur Bekehrung führte, war bei 28 Prozent die Einwirkung der christlichen Persönlichkeit, bei 20 Prozent eine Predigt, bei 16 Prozent der Bibelunterricht, bei 11 Prozent christliche Schriften, bei 6 Prozent eigenes Bibellesen, bei 6 Prozent die Einwirkung eines christlichen Hauses, bei 6 Prozent die Wirkung der Missionsschulen. Doch geben viele an, daß mehrere Gründe zugleich ihre Bekehrung veranlaßt haben neben obigen Hauptgründen. Auf die Frage, welche Punkte der evangelischen Verkündigung sie besonders angezogen und bei ihrer Bekehrung mitgewirkt haben, geben an: 21 Prozent die christliche Ethik, 16 Prozent die Liebe Gottes zu den Menschen, 16 Prozent die Notwendigkeit der Erlösung oder die Sündenerkenntnis, 9 Prozent die Lehre, daß Jesus wirklich retten könne, 9 Prozent die Unsterblichkeit, 6 Prozent die Macht Jesu, von Sünde zu erretten, 6 Prozent die Predigt von nur einem Gott, 5 Prozent die Predigt von Gottes Heiligkeit, Macht usw., 2 Prozent die Predigt, daß das Christentum Frieden ins Herz bringe, 2 Prozent, daß es den Völkern emporhelfe, andere betonten das jüngste Gericht, die christliche Buße, die Heiligkeit der Ehe, den Universalismus des Christentums, die Temperenzbewegung in der Mission als das, was auf sie ganz besonderen Eindruck gemacht hat.

Die inneren Stimmungen und die äußeren Lebensführungen und Lebensumstände, die bei den einzelnen den entscheidenden Schritt leichter auslösten, sind ebenso verschiedener Art. Es war die tiefe Erkenntnis, daß ihr Land Hilfe nötig habe, es war der heiße Wunsch, ein reines Leben zu führen oder von einem Laster frei zu werden, man fühlte, daß die eigenen Kinder eine christliche Luft im Hause brauchten, es war das ideale Verlangen, andern ein Helfer zu werden. Es waren traurige Familiennöte, es war Unglück im Beruf, Kummer, der alle Hoffnung auf ein irdisches Lebensglück vernichtete, es war Krankheit, die den Tod und das Jenseits näherrückte, es war Einsamkeit, es war der Wunsch, mit den Familiengliedern oder den Freunden die gleiche Religion zu haben.

Parker betont, daß eine noch größere Zahl von Zeugen die Ergebnisse kaum verändern würde. Denn schon bei dem zweiten Hundert hätten sich die Antworten der ersten Hundert im wesentlichen nur wiederholt. *Witte 1919*

Unkraut und Weizen

Man kann nicht behaupten, daß alle unsere ernsten Christen hervorragend waren. Einige von ihnen waren anfangs voll Eifer, gaben das Christentum aber später auf. Zum Beispiel bei der berühmten Hanaokan-Gruppe von Kumamoto blieben von 35 Mitgliedern nur fünf übrig. Sie waren ernst, aber ihnen fehlte die Er-

leuchtung. Jedoch, sicherlich waren einige bedeutend, stark an Willen und geistig hochstehend. Angesichts der tiefgreifenden sozialen Wandlungen strebte ihr ergeiziger Sinn nach Wissen und Macht, und dem folgend wurden sie Christen. Sie waren Patrioten und eifrig bemüht um die nationale Sache. Sie waren von feiner Bildung und edlem Sinn, wohlberufen zu erstklassigen Führern. Einige von ihnen hatten großes Wissen in den chinesischen Klassikern, der japanischen Literatur und im Buddhismus. Ihr Christentum war nicht nur eine Übersetzung des westlichen Christentums. Der christliche Glaube wurde nun in wirklich gutem japanischen Gepräge gepredigt. Und ihre Überzeugung war auch sehr fest. Trotz Verfolgung und harter Schicksale, trotz des Kampfes gegen feindliche Religionen und Ideen pflanzten sie das Christentum tief in unseren Boden hinein. Ihr Beitrag zur Meiji-Kultur war groß. Ich bin der Meinung, daß das Christentum, allgemein gesprochen, in der Meiji-Ära als der Führer aller Kultur angesehen werden muß, und daß diese ihm sehr viel verdankt.

Yamaya 1929

Dennoch: bessere Qualität

Gar manchmal bin ich im Kreise europäischer Christen nach der Qualität der japanischen Christen gefragt worden, ob ich wirklich glaube, daß dieselben fromm und überzeugt der neuen Religion zugetan seien. Diese Frage hat mich jedesmal beschämt, aber in entgegengesetzter Weise, als die Fragesteller wohl vermutet hätten. Beschämt hat mich das Mißtrauen in die Wirkung religiöser Arbeit, als müsse dieselbe notwendig zwecklos und vergeblich sein, sowie auch das Mißtrauen in den Charakter des japanischen Volkes. Ich konnte jedesmal aus voller Überzeugung die Antwort geben, daß die Qualität der japanischen Christen im Durchschnitt höher sei als die der deutschen. Das bedarf natürlich einer Erklärung. Wenn Japaner Christen werden, so geschieht es in der Regel nicht so, daß sie, wie es bei uns Sitte ist, als Kinder, ehe sie eine eigene Überzeugung haben können, durch die Taufe der christlichen Gemeinde einverleibt werden, oder daß sie im halberwachsenen Alter durch eine von der kirchlichen Sitte geforderte Konfirmationsfeier in die Gemeinde der Erwachsenen aufgenommen werden, wobei dann das traurige Resultat sich zeigt, daß trotz Taufe und Konfirmation so viele tatsächlich der Kirche den Rücken wenden, ohne daß sie aber austreten, so daß sie in der Christenzahl weiter mitgerechnet werden. Kindertaufe und Konfirmation sind in Japan heute noch etwas verhältnismäßig Seltenes. Wer sich hier dem Christentume anschließt, tut es in der Regel aus voller freier Überzeugung auf Grund von Buße und Glauben; gar mancher begegnet bei solchem Entschluß großen Widerständen im Schoße seiner Familie, im Kreise seiner Freunde und Bekannten; der Übertritt zum Christentume verlangt meist Opfer — wie sollte ein Übergetretener nun nicht fest und treu

an der Lebensrichtung festhalten, die er mit Bewußtsein erwählt und für die er gekämpft und gelitten hat! Natürlich verlieren sich auch in Japan viele wieder in Gleichgültigkeit, die ursprüngliche Begeisterung flaut ab, besonders bei solchen, welche vom Sitze ihrer Gemeinde verziehen und in andere Verhältnisse kommen. Aber es ist kein Zweifel, daß der Grundstock der japanischen Christen aus treuen, überzeugten Leuten besteht, die aufrichtig bestrebt sind, ihrem Gott und Heiland zu dienen und an ihrer Persönlichkeitsbildung weiterzuarbeiten. *Schiller 1926*

Es kostet viel, ein Christ zu sein

Der jüngeren Generation ist es schwer, dem Familienzwange entgegen zum Christentum überzutreten; für die Untergebenen ist es schwer, diesen Schritt zu tun, wenn der Vorgesetzte ein Gegner der neuen Religion ist. Gar mancher Volksschullehrer aus Otsu ist über die Berge zu mir gewandert, um in der Stille in meinem Hause sich taufen zu lassen; er wagte es nicht, den Schritt in der Öffentlichkeit zu tun, weil der gestrenge Rektor in der konservativen Stadt ihn sonst entlassen hätte. Hier in Japan ist es wahrer als in der deutschen Heimat: „Es kostet viel, ein Christ zu sein." Söhne werden um ihres christlichen Glaubens willen enterbt und verstoßen, Angestellte entlassen, Kaufleute haben den Verlust ihrer Kunden zu befürchten. Ehre dem, der unter solchen Verhältnissen den Mut hat, seiner Überzeugung zu folgen, so wie es jene junge Telephonistin in Zeze tat, die in Deutschland unabhängig gewesen wäre, da ihre Eltern längst verstorben waren, die aber als Japanerin auch jetzt noch unter dem Zwange der Familie stand, welcher von einer streng buddhistischen Tante ausgeübt wurde. Das junge Mädchen hat doch nicht gezögert, sich in öffentlicher Versammlung taufen zu lassen, hatte nur darum gebeten, den Tag und die Stunde vorher nicht bekannt zu geben, damit die fanatische Tante nicht etwa komme und die Versammlung störe. Wie viel schwerer von Entschluß war jener junge Mann, ein Volksschullehrer, an Körper der größte Japaner, den ich je gesehen habe, der vor der Taufe, zu der er schon entschlossen war, doch am letzten Tage noch aus Rücksicht auf seinen Vater wieder zurücktrat. Es bedurfte dann weiterer acht Jahre, bis er den Übertritt ausführte. In solchem Zögern liegt oft etwas sehr Ehrenwertes, eine wahre, aufrichtige Pietät, sowie man jener trefflichen Gattin eine gewisse Anerkennung nicht versagen kann, die innerlich dem Christentum angehört, unsere Versammlungen fleißig besucht, ein Mitglied unseres Frauenvereins ist, die ein christliches Leben führt, die aber den Schritt des äußeren Übertritts nicht tun mag, um ihren buddhistischen Gatten nicht zu verlassen und der Grabstätte an seiner Seite auf dem buddhistischen Friedhofe nicht verlustig zu gehen. *Schiller 1926*

2. Kanso Utschimura

Ein Eigenbrödler

Der originellste und geistig bedeutendste christliche Führer ist heute noch fraglos der vielen auch in Deutschland bekannte Kanso Utschimura. Wer ihn noch nicht kennt und von seiner Lebensentwicklung noch nichts weiß, der kaufe schleunigst sein Buch: „Wie ich ein Christ wurde", das im Verlag von Gundert in Stuttgart deutsch erschienen ist. Dies Buch ist meiner Meinung nach eines der besten Bücher in der gesamten christlichen Literatur. Utschimura geht nach wie vor seinen eigenen Weg. Er gibt seine Zeitschrift „Bibelstudium" heraus, hält Vorträge und Predigten in seinem eigenen Saal in einer vornehmen Vorstadt Tokios und hat keine engere Fühlung mit irgendeiner Mission oder Kirche.

Ich fragte ihn, warum er so hart urteile über die Missionskirchen und ihre Praxis des Taufens und der Gemeindeorganisation. Sobald sich eine größere Zahl von Menschen einer religiösen Bewegung anschließe, tauchten doch ganz von selbst diese Schwierigkeiten auf, die darin liegen, daß man nicht nur mehr eine Gemeinschaft von persönlich wahrhaft Gläubigen habe, sondern auch von solchen, die nicht sehr tief erfaßt, aber doch zum Christsein entschlossen seien, und von solchen, die einfach den Eltern und Freunden folgen, aus Anpassung oder aus noch so junger Tradition. Diese Fragen müßten doch irgendwie unter weitblickenden Gesichtspunkten der Volkserziehung und des Volkskirchengedankens entschieden werden. Was er denn mit den Menschen mache, die durch ihn Christen würden?

Er erwiderte: Wenn solche Menschen den besonderen Wunsch hegten, daß er sie taufe, ihre Ehen segne und ihre Toten begrabe, so tue er das auch. Aber er lege keinen großen Wert darauf. Es gebe schon Tausende von Japanern, die einmal getauft worden seien, aber dann jede Fühlung mit dem Christentum verloren hätten, und die nun, als Christen geltend, eine Schande für das Christentum seien. Er sage den Leuten, sie sollten ein ernstes, christliches Leben führen, das sei das Wichtigste. Zu meiner Schilderung der Praxis unserer europäischen Volkskirchen und der allgemeinen Kindertaufe schüttelte er nur den Kopf. Er sah nur das Ungereimte dieser unserer Zustände. Die Taufe scheine ihm überhaupt nur berechtigt nach der erfolgten, persönlichen Entscheidung für das Christentum. *Witte 1924*

Im Gottesdienst bei Utschimura

Den tiefsten Eindruck von japanischem Christentum hatte ich Pfingsten früh in Utschimuras Gottesdienst. Er ist entschieden Japans bedeutendster Christ, hat aber keine „Kirche" noch feste

„Gemeinde" um sich gesammelt, steht überhaupt allen Organisationen und Formen ziemlich ablehnend gegenüber. Darum war es auch kein Pfingstgottesdienst, den wir zu hören bekamen, sondern eine dem Turnus nach fortgesetzte Bibelauslegung, eine Art erweiterte Bibelstunde von zwei Stunden Dauer. Da seine Wohnung und eine von Freunden ihm nebenan gestiftete Versammlungshalle weit draußen in einem Vorort liegen, so braucht man noch zwei Stunden auf Hin- und Rückweg. Da nun das Wetter das denkbar schlechteste war, so erklärt sich wohl die Tatsache, daß sein Saal mit etwa 150 Anwesenden nur halbvoll war, auch spricht wohl mit, daß jeder am Eingang eine Mark Eintritt zahlen mußte. An dem Gottesdienst wirkten drei Personen mit, ein Laie, der eröffnete und Schriftverlesung und Gebet bot, dann ein Pastor, der ein Kapitel aus dem Alten Testament, aus dem Jonasbuch, erklärte und praktisch auslegte, dann Utschimura selbst, der Apostelgeschichte 13 im Zusammenhang mit Paulus' Reisen erklärte und erbaulich auslegte. Sehr nachahmenswert war die Sitte, daß v o r Beginn des Gottesdienstes die Verse und Lieder gemeinsam von den schon Anwesenden geübt wurden, die später beim Gottesdienst vorkamen. Neuerdings gibt Utschimura eine neue christliche Monatsschrift auf Englisch heraus mit einem Freund zusammen, worin er seine Forderung eines bodenständigen, unabhängigen Christentums in Japan ohne die Formen und Formeln des Abendlandes begründet. In diesem Punkt trifft er ganz mit den Absichten unseres Vereins zusammen, und eine lose Zusammenarbeit mit diesem Kreis um Utschimura scheint nicht ausgeschlossen! — *1926*

Sein Lebensgang

Am 28. März 1861 wurde Kanzo Utschimura geboren. Seine Eltern und Großeltern gehörten dem Kriegerstande (Samurai) an. So war auch Kanzo von der Wiege an fürs Kämpfen bestimmt. Der Großvater väterlicherseits beklagte die friedlichen Zeiten, die ihm die Ausübung seines Berufes erschwerten.

Utschimura trug von Jugend auf eine religiöse Ader in sich, die er weder den Eltern noch den Großeltern verdankte. Denn sein Vater zum Beispiel war unreligiös, behandelte die heidnischen Götter mit Spott und Verachtung. Indessen hatte er seinen Konfuzius gründlich studiert und konnte zu jeder Zeit Stellen seiner Schriften aus dem Stegreif zitieren. So wurden dem jungen Kanzo frühzeitig Treue gegen den Landesherrn und Achtung vor den Eltern und Lehrern und kindliche Ehrfurcht vor den Eltern als die Grundlagen konfuzianischer Sittenlehre tief eingeprägt. Auch die Treue gegen Freunde, Eintracht unter den Brüdern, Milde gegen Untergebene und Leute niedrigen Standes wurden ihm früh beigebracht. Die Schattenseiten der chinesischen Moral sind dem jungen Manne nicht verschlossen geblieben, obwohl er sich nicht von ihnen anstecken ließ. „Ich muß be-

kennen, daß die chinesische Lehre, wo es sich um Fragen der Keuschheit handelt, ganz unzulänglich ist." Schwer lastete auf dem Jüngling die vorgeschriebene Verehrung ungezählter Gottheiten. Mochte er sich noch so fleißig ihrer Verehrung hingeben, er kam doch durch solches „Dienen" zu keiner innern Ruhe. Am 1. Dezember 1877 unterzeichnete Utschimura, zwar noch unwillig und fast wider sein Gewissen, beim Eintritt in die Landwirtschaftshochschule in Sapporo, die von Amerikanern geleitet wurde, ein christliches Glaubensbekenntnis. Bald wurde ihm der praktische Nutzen seines neuen Glaubens klar. Wie die Befreiung von einer schweren innern Hemmung erlebte er das Geborgensein im Glauben an nur einen Gott, statt der vielen Götter. Wir können es dem Leser nicht vorenthalten, ihn mit jener herrlichen Stelle bekannt zu machen, in der Utschimura diese religiöse Befreiung im christlichen Gottesglauben schildert: „Ein Gott und nicht viele, das war frohe Botschaft für meine Seele. Nun mußte ich nicht mehr jeden Morgen den vier Gruppen von Göttern in den vier Himmelsgegenden und dem Gott jedes Tempels, an dem ich vorüber kam, ein langes Gebet vorsprechen. Ich mußte nicht mehr einen Tag diesem und einen Tag jenem Gott mit Gelübden und der Enthaltung von bestimmten Dingen weihen. Nun ging ich stolz, mit erhobenem Haupte und unbeschwertem Gewissen an den Tempeln vorbei. Kein Gott dieser Tempel konnte mich wegen Unterlassung des Gebetes bestrafen, denn ich wußte, der Gott der Götter beschützte mich. Ich bedauerte nicht, daß ich dem Bunde beigetreten war, denn der Glaube an einen Gott machte mich zu einem neuen Menschen. Ich bildete mir ein, das ganze Christentum zu kennen, so begeistert war ich von dem Glauben an einen Gott. Die neue geistliche Freiheit, die mir der neue Glaube brachte, hatte einen wohltätigen Einfluß auf meinen Geist und auf meinen Körper. Ich konnte meine Aufmerksamkeit mehr bei meinen Studien festhalten. Ich fühlte mich frischer und beweglicher und streifte fröhlicher durch die Gefilde und Berge, freute mich an den Blumen des Feldes und den Vögeln der Luft und suchte durch die Natur die Gemeinschaft mit dem Gott der Natur."

Noch ein interessantes Erlebnis aus Utschimuras letzter Studienzeit sei hier erwähnt: „Ein Hauptvorwurf, den die Nichtchristen unserer Klasse gegen das Christentum erhoben, war, daß es die Arbeit am Sonntag verbot. Wir Christen unterwarfen uns dem Sonntagsgebot, und obgleich unsere Prüfungen stets am Montag stattfanden, hielten wir die Sonntage als Ruhetage und legten alle weltliche Wissenschaft auf die Seite. Und siehe da, am Schluß des Universitätskurses, als alle Zeugnisse zusammengerechnet wurden, nahmen wir, die wir den Sonntag gefeiert hatten, die ersten Plätze ein, durften alle Reden halten und bekamen alle Preise bis auf einen. So bewiesen wir den praktischen Nutzen, den die Sonntagsfeier hat, ganz abgesehen von ihrem innern Wert als Teil von Gottes ewigem Gesetz."

Hunzicker 1921

So wurde er Christ —

Als er in jugendlichem Mute als Lehrer des Gymnasiums in Tokio sich weigerte, dem Kaiserbild die übliche Verehrung zu erweisen, entließ man ihn, und er hatte Mühe, Nahrungsmittel zu bekommen, da niemand dem Gerichteten etwas verkaufen wollte. Nur nach und nach gelang es ihm wieder, Boden zu gewinnen. Nun war er aber durch innern und äußern Kampf gestählt und trat furchtlos für das ein, was er für sein Land als Segen betrachtete. Auch er ist kein Dogmatiker. Dogmatik wie Kirchengeschichte interessieren ihn gar nicht. Er sagt, an der Bibel haben wir genug, und man soll uns mit den europäischen Streitereien in Ruhe lassen, es kann daraus für uns kein Segen erwachsen. Wir wollen ein japanisches Christentum, es soll unsern Charakter tragen und das wiedergeben, was wir von der Bibel zu verstehen vermögen. *Hunzicker 1921*

Gegen methodistische Bekehrung

„In den religiösen Versammlungen, zu denen ich während meines Aufenthaltes in Amerika geladen — einmal schreibt er sogar, wie ‚ein gezähmtes Rinozeros' geführt wurde, damit ich ‚fünfzehn Minuten, aber ja nicht länger' spreche — denn irgendein großer Mann sollte die Hauptrede halten —, fragte ich oft den Vorsitzenden, was man denn von mir hören wolle. Gewöhnlich hieß es dann: ‚O, erzählen Sie uns nur, wie Sie sich bekehrt haben.' Das fand ich aber immer sehr schwierig; denn es war mir ganz unmöglich, in 15 Minuten und nicht länger die ungeheuere Veränderung zu schildern, die meine Seele durchgemacht hat von der Zeit an, als ich zuerst mit dem Christentum in Berührung kam. Bei mir ging's viel schwerer, als bei manchen andern Heidenchristen. Ich habe mich nicht an einem Tage bekehrt. Lange nachdem ich aufgehört hatte, mich vor Götzen niederzuwerfen, ja lange nachdem ich mich hatte taufen lassen, fehlte mir noch jener Glaube an die Grundlehren des Christentums, den ich jetzt für unumgänglich notwendig halte, um mich einen Christen nennen zu können. Und auch jetzt noch ‚achte ich mich nicht, daß ich's schon ergriffen hätte', und während ich dem Preis der hohen Berufung Gottes in Christus nachjage, weiß ich nicht, ob mir nicht später meine gegenwärtige Stellung noch heidnisch erscheinen wird." *Utschimura*

Buddha und Christus

Buddha ist der Mond; Christus ist die Sonne.
Buddha ist die Mutter; Christus ist der Vater.
Buddha ist Erbarmen; Christus ist Gerechtigkeit.
Buddha zieht sich in die Berge zurück, sich selbst fleckenlos und rein zu erhalten; Christus schreitet tapfer in die Welt, die Kämpfe des Glaubens auszufechten.

Buddha weint über die Sünden der Welt; Christus kämpft, das Unrecht zu beseitigen.

Ich liebe und bewundere Buddha; aber ich verehre Christus, — verehre ihn nicht mit Rosenkränzen und Gebetbüchern, sondern mit heroischen Taten, die er von seinen Gläubigen erwartet.

„Gott machte zwei große Lichter; das große Licht, den Tag zu regieren, und das kleine Licht, die Nacht zu regieren."

Ich liebe den Mond und ich liebe die Nacht; aber da die Nacht schon lange dahin ist und der Tag angebrochen, so liebe ich jetzt die Sonne mehr als den Mond; und ich weiß, daß die Liebe zum Mond in die Liebe zur Sonne eingeschlossen ist, und daß, wer die Sonne liebt, auch den Mond liebt. *Utschimura*

Der lebendige Christus

Der Christen Heiland ist lebendig. Eine ähnliche Tatsache ist in anderen Religionen unbekannt. Kein Konfuzianer glaubt, daß Konfuzius noch lebendig ist. Der Buddhist erkennt die lebendige Gegenwart Buddhas nicht an, der ja vor 2400 Jahren ins Nirvana einging. Das Gleiche gilt auch von Mohammed. Alle Religionsstifter sind geschichtliche Persönlichkeiten der Vergangenheit, und sie leiten ihre Anhänger nicht mit der Kraft aus der Höhe.

Im Christentum ist der Stifter als lebende Geistesmacht gegenwärtig, zwar dem Auge entrückt, aber sein Lebendigsein ist zuverlässiger, als wenn er seinen Jüngern am See Genezareth erschien. Auferstehung und Himmelfahrt sind die äußeren Ausdrücke dafür.

Dieser Christenglaube ist kein Wahn noch eine kirchliche Tradition bloß, sondern des Gläubigen eigenste Erfahrung. Ein Mensch wird wirklich Christ, nicht weil er die Wahrheit des Christentums erfaßte, sondern weil er Christus begegnete und ihn zu seinem Herrn erkor, weil Christus ihn fand und ihn zu seinem Diener berief. Der wahre Christ ist der, der in lebendiger Beziehung zum Lebendigen steht. Darin stimmen Augustin, Luther, Calvin, Wesley alle zusammen. *Utschimura*

Ein Freund der Schweiz

„Unzählbar sind die geistigen Gaben, die wir der Schweiz verdanken. Calvin, Zwingli, Godet, Hilty, Hunziker und andere, sie alle sprechen noch heute zu uns in dieser Versammlung. Heute haben wir die große Freude, einen herzlichen Gruß aus diesem Lande durch Herrn Pfarrer Marbach zu empfangen. Wir, nur einige ausgenommen, konnten die kräftige Sprache des Predigers nicht verstehen. Und dennoch konnten wir spüren und verstehen, was er sprach. Wir Christen haben eine christliche Sprache, die alle Christen trotz verschiedener Sprache verstehen. ‚Christus spes unica', dies ist unsere einzige Hoffnung und Kraft. Dies kann alles vollbringen.

Wenn alle Christen in dieser einen Hoffnung sich vereinigen, so können wir, Westen und Osten, zusammen das Gottesreich kommen lassen. Wir danken dem Redner herzlich und senden einen tiefen Gruß aus Japan zu dem herrlichen Schweizerlande durch diesen Freund in Jesu Christo." *Utschimura*

Ein Nachruf

Freitag, den 4. April, erreichte mich ein Radiotelegramm, das die Worte enthielt: „Vater gestorben. Yushi Utschimura." Im 69. Altersjahre ist Utschimura aus einer gewaltigen Lebensarbeit abberufen worden. Mit ihm ist aus der japanischen Christenheit eine Gestalt verschwunden, die an eigenartigem Gepräge nicht ihresgleichen hatte. Er gehörte noch der Generation an, die innerlich an das alte Japan gebunden war.

Mit Utschimura verliert Japan einen Christen von seltenem Ausmaß. Er hatte wirklich etwas zu sagen, und darum brachte er auch einer großen Schar von Suchenden eine wahre Hilfe. Man möchte ihm einen ebenbürtigen Nachfolger gönnen, einen Nachfolger, der ebenso stark verwurzelt ist mit Altjapan, wie er es gewesen war, denn nur auf diese Weise kann in Japan ein bodenständiges Christentum heranwachsen, das mehr ist als eine bloße Kopie eines amerikanischen oder europäischen Christentums und nur so wird im japanischen Christentum eine religiöse Kraft zum Ausdruck kommen, die als neues Leben Japan im Sinne Jesu Christi umzuwandeln vermag. In einer Umwandlung ist heute auch Japan, Utschimura ist selbst ein Zeuge davon. Jede Umwandlung kann in eine Revolution ausarten, die die Vergangenheit mit ihren Überlieferungen zu zerstören sucht und damit zu einer gründlichen Entwurzelung führt, die schließlich ein Volk den brutalsten Gewalten ausliefert. Sie kann aber auch anders vor sich gehen, in einem Herauswachsen aus alten Formen in neue, wobei gutes Erbgut mit übernommen wird. Utschimura ist das Beispiel, wie eine solche Umwandlung vor sich gehen kann und darum ist er für sein Volk von unschätzbarer Bedeutung. In ihm hat sich die Revolution des Christentums vollzogen, sie hat ihn in eine Freiheit hineingeführt, die eine viel größere Gebundenheit an Gott bedeutete, als er in früheren Zeiten jemals ahnen konnte. Er suchte nicht sich selbst und seine Ehre, sondern das Heil seines Volkes, dem er Zeit seines Lebens diente, weil sein Herz erfüllt war von der Liebe zu Gott und zu dem, den er als den Sohn Gottes anerkannte, Jesus Christus. *Hunzicker 1930*

3. Kagawa

Japans Bodelschwingh

Das Anwachsen und Zunehmen des Sozialismus in Japan, verschärft durch die ungeheuren Geldgewinne des kapitalistischen Japan als des großen Kriegslieferanten, sowie durch das Gottesdogma des

japanischen Kaisers, ergeben keine leichte Stellung. Aber wiederholt hat ja das offizielle Japan geäußert, daß die Lösung der sozialen Nöte nicht ohne Mithilfe des Christentums möglich sei. Hier liegt die Bedeutung Kagawas. Man könnte ihn nennen Japans Bodelschwingh mit einem Schuß ins Religiös-Soziale.

Als Kind wohlhabender Eltern erzogen, wird er später vom Christentum gewonnen, von seinen Angehörigen verstoßen, besucht die theologische Schule in Kobe und lebt in den engen und schmutzigen Arbeiter- und Kaschemmengegenden Kobes. Er wird als tiefinnerliche, religiöse Persönlichkeit geschildert; eine Krankheit soll den Umschwung ausgelöst haben: er fühlte sich von Gott wie gehalten, wie in Gott getaucht, will nun alles ins Göttliche erheben, daß Gott in allem und in allen verherrlicht werde. Er wird von Jesus ergriffen und sucht die Bergpredigt zu verwirklichen, besonders durch die Politik des Nicht-Widerstand-leistens. Er beginnt literarisch tätig zu sein, besonders ein autobiographisches Buch, das jetzt in 200. Auflage erscheint, macht ihn bekannt und bringt ihm Einnahmen. Viele andere kommen durch ihn zum Christentum, besonders ein bekanntes Mitglied des Adels. Dabei ist er unglaublich vielseitig, augenblicklich hat er vier Bücher unter der Presse: einen Roman, einen Band Gedichte, ein Werk über Staatsökonomie und eins: Wie lehrt man den Kindern das Leben Jesu? Über Arbeiter-, soziale und religiöse Fragen ist er einer der gesuchtesten Redner und Zeitungsreporter und ist Führer der Arbeiterpartei West-Japans, Vorkämpfer der Temperenz- und Antibordellvereine. An praktischen sozialen Werken seiner Gründung werden genannt: eine Nähschule, eine Frei-Apotheke, ein billiges Speisehaus, Bürstenfabrik, Arbeiterschlafhaus, soziales Auskunftsbüro, eine Kapelle, eine Armenklinik. In seiner öffentlichen Stellung ist er gleich unbeliebt bei bolschewistischen wie konservativen Parteien.

Ausführlicher habe ich sein Leben beschrieben in dem Heft: Jenseits der Todeslinie, Kagawa ein christlicher Arbeiterführer. Verlag der Ostasien-Mission. 30 Pf.

Sein autobiographischer Roman: Across the death-line ist jetzt deutsch erschienen unter dem Titel: „Auflehnung und Opfer“, Gundert-Stuttgart. 9 M.

Kagawas religiös-soziales Programm S. 66 f.

Kagawas Reichsgottes-Bewegung S. 119 f.

Kagawas Liebe zu den Armen

Als man ihn neulich fragte, wann und wie ihn sein Christenglaube zu den Armen geführt habe, schrieb er folgendes nieder (gekürzte Wiedergabe): Schon im 15. Altersjahr, zur Zeit, da ich die Taufe empfing, wurde in mir die Hinneigung zu den Armen geweckt. Bücher wie Drummond, „Das Größte in der Welt“, das ich in der

Bibliothek meines geistigen Vaters, des Missionars Dr. Meyer in Tokushima, fand und fast wörtlich in mein Taschenbuch abschrieb, machten auf mich den tiefsten Eindruck. Dort las ich von einem Theologiestudenten, der in die Schlammviertel von London ging, um den Armen zu dienen. Am Gymnasium in Kobe wies man mich auf Frederik Denison Maurice hin, der eine Arbeiterschule ins Leben rief, und auf Arnold Toynhee, der sein Leben in den Schlammvierteln zubrachte. Mit 19 Jahren habe ich während eines Sommeraufenthaltes in Toyohashi 40 Tage lang auf den Straßen gepredigt. Am vierzigsten Tage, als es regnete und ich trotzdem weiter predigte, ergriff mich ein Schüttelfrost. Noch rief ich aus: „Gott ist Liebe", dies will ich rufen, bis ich hinfalle und: „Wo Liebe ist, da offenbart sich Gott im Leben selbst." Dann fiel er hin und mußte sich ins Bett legen lassen. Er mußte Blut speien und hatte kein Geld, um den Arzt kommen zu lassen. Aber der Pfarrer der Kirche sandte einen Arzt, der tuberkulöse Lungenentzündung konstantierte und wenig Hoffnung machte. Nach einer bangen Woche zwischen Leben und Tod brachte er einen ganzen Tag mit Beten und Fasten zu. Nachmittags um 3 Uhr überkam ihn eine große innere Freudigkeit und eine Erleuchtung. Tags darauf war sein Arzt ganz bestürzt, denn er fand den Patienten auf dem besten Weg der Genesung. Während seiner schwersten Leidensstunden dachte Kagawa oft daran, daß, wenn er wieder genesen sollte, er dann in das Shinkawa-Schlammviertel in Kobe gehen und dort mit den Armen leben wollte. „Dies war der Gedanke, der mich wieder ins Leben zurückführte. Ich war nunmehr ganz davon überzeugt, daß Gott mich dazu berufen hatte, den Geist Jesu unter den Armen auszubreiten, und daß ich deshalb nicht sterben durfte. Im Augenblick meiner Erleuchtung war es mir, als ob ich einen Sprung über die Todesgrenze hinüber machte und mich in eine Welt von Wundern und Geheimnissen emporgehoben fühlte. Von da an fühlte ich mich wie genesen und war imstande, die Psalmen zu lesen, und abermals nach vier Wochen Genesungslager war ich fest entschlossen, ins Schlammviertel von Shinkawa zu gehen." *Marbach 1929*

In den Slums von Kobe und Osaka

Im Shinkawaviertel gelang es ihm, junge und ältere verwahrloste Männer zu versammeln, und er erhielt die Erlaubnis, unter ihnen zu wohnen, da sie sonst keinen Platz finden könnten, um den vielen Versuchungen des Schlammviertels zu entgehen.

Er mietete von einem früheren Verbrecher, den er einst hatte kennengelernt, ein „Haus" — sagen wir: eine erbärmliche, kleine, ungesunde Hütte, die er mir zeigte, als wir zusammen vor bald zwei Jahren einen Gang durch das Shinkawaviertel machten —, in dem er mit seiner Frau, die er 1910 heiratete, vier Jahre und acht Mo-

nate zubrachte, und den Armen jeden Dienst, auch den niedrigsten, leistete, den sie von ihm verlangten.

Bei dieser Arbeit kam ihm deutlich zu Bewußtsein, daß ein oder zwei Menschen, die für das Wohl anderer arbeiten, diese Menschen allein nicht umzugestalten vermöchten. Es folgten sodann zwei Jahre Unterbrechung der Slumarbeit, dieweil seine Frau in Yokohama in eine Bibelschule und er in die Princeton-Universität in Amerika eintrat. Nach Absolvierung seiner theologischen Schule kehrten beide auf weitere zehn Jahre ins Schlammviertel zurück, gründeten verschiedene Arbeitergruppen, Arbeiterunionen, durch die er den Arbeitern zu einer angemessenen, aufbauenden Sozialversicherung zu verhelfen suchte.

Sodann ging er nach Osaka. Warum? Dort wohnen die meisten unterrichteten, geschickten Arbeiter, durch die man in erster Linie den Ärmeren helfen muß. Die Shinkawaleute gehören zu den Heruntergekommenen, den ehemaligen Verbrechern, den Bettlern, den an Leib und Seele Verkommenen, die nirgendsmehr Anstellung und Unterkunft finden konnten. Osaka dagegen ist das Zentrum des Arbeitsmarktes in Japan. Dort auch eine Arbeit zu begründen, war schon lange seine Absicht. Diese Arbeiter wollte er auch für Christus zu gewinnen suchen, um durch sie den Ärmsten in Shinkawa zu helfen. *Marbach 1929*

Erfolg und Segen dieser Arbeit

Welches waren nun zunächst die Erfolge meiner Arbeit in Shinkawa? War sie der großen Opfer wert?, so fragt sich Kagawa.

1. Jedermann in Shinkawa kennt und liebt nunmehr das Christentum. Mord und Gewalttat haben abgenommen, und in vielen Häusern ist christliche Hausandacht eingeführt. Öfter sind 70 bis 80 Zuhörer in der kleinen Slumkapelle versammelt.

2. Es ist zu erwähnen die Annahme eines Regierungsbeschlusses, wonach 20 Millionen Yen zum Umbau der ungesunden Schlammviertel in den sechs größten Städten Japans aufgewendet werden sollen.

„Eigentlich habe ich dabei keine großen Opfer gebracht (?). Ich litt ein wenig durch meine Augenschmerzen und verlor einen Teil meiner Zähne beim Angriff eines armen Raufboldes auf mich. Aber auf der anderen Seite habe ich meine Gesundheit wieder erlangt.

3. fand ich im Schlammviertel ein vorzügliches „Beobachtungsbüro“, eine „Meteorologische Station“ des sozialen Lebens, einen „sozialen Barometer“, an dem man die allgemeinen sozialen Zustände ablesen und ermessen konnte. Wenn bankrotte Bauern zahlreich ins Shinkawa einströmten, dann mußte ich auf die Not des Landvolkes zurückschließen. Wenn sich viele arbeitslose Faktoreiarbeiter dort

versammelten, dann konnte man die Arbeits- und Verdienstschwierigkeiten herausmerken. Wenn bolschewistische Gedanken unter den Leuten umgingen, dann konnte man vorausahnen, was allgemein im Volke vor sich ging. Ich merkte nun, daß ich in meinem Schlammwerk aushalten mußte, wenn selbst aus keinem anderen Grunde als aus dem, daß mir diese Arbeit einen genauen Barometer verschaffte, die sozialen Lebensbedingungen des Volkes zu erfahren und zu beurteilen. Die Slums haben mein ganzes Leben gewaltig bereichert. Meine ganze Theologie und die Botschaft, die anderswohin weiterzugeben mich Gott gewürdigt hat, beruhen auf meiner Lebenserfahrung und meiner Freundschaft mit den Bewohnern des Schlammviertels. Wie Christus sich selbst erniedrigte und ein Diener aller wurde und das Kreuz trug für die Menschheit, so habe ich gelobt, ihm nachzufolgen. Da ich es versucht habe, in die Fußtapfen des Erlösers zu treten, verkündige ich das Evangelium der Erlösung. Der Weg war zwar sehr gefahrvoll, aber er hat mich ergötzt."

Kagawa 1929

Sein christlich-soziales Werk

Kagawa bot mir sein Motorrad an und einen Führer und Dolmetscher, um die berüchtigten Gegenden Tokios und sein darin errichtetes Werk zu sehen. Mit großem Dank nahm ich dies Angebot an und bin zwei Nachmittage im „dunkelsten" Tokio gewesen, wo die Zerstörungen des großen Erdbebens, schmutzige Kanäle, düstere Fabrikanlagen, Menschen, stumpf oder verkommen wie Tiere, räudige halbzerschlagene Hunde, widerlich aufgeputzte Mädchen zu einem üblen Bilde zusammenwirken. Mitten drin an den verschiedensten Orten hat nun der Apostel und Anwalt dieser Armen sein Hilfswerk einsetzen lassen. Wir waren den ersten Tag im westlichen Bezirkt Honyo, dort steht das Hauptquartier, ein großer Holzbau mit Büro, Empfangsraum und Predigthalle, wo Kindergarten, Sonntagsschule und Abendpredigt gehalten werden. An den Holzwänden entlang hängen Tafeln mit den für jeden Sonntag einzuklebenden roten Kreisen als Präsenzlisten für die Kinder der Sonntagsschule; ein anderes Plakat, von einem Arbeiter entworfen und getuscht, lädt zu einer Sammlung ein von 1000 Yen (2000 Mk.) für den Neubau eines Hospitals, mehr einer Art Poliklinik, auf dem Nachbargrundstück. Ich spende eine Summe dazu, teils aus Dank für die mir geleistete Führung, teils weil ich von der Eigenart dieser Arbeit mit einfachsten Mitteln und dürftigsten Hilfsquellen stark ergriffen bin. Das ist auch eine Art Mission, mit wenig Geld und sich selbst erhaltend, allerdings wohl nur von Einheimischen ausführbar. — In der großen Predigthalle hält Kagawa Abend- und Nachtpredigten und hat kurz nach dem Erdbeben an 124 Abenden hintereinander gepredigt und 5700 Christen dadurch gewonnen.

Dann fahren wir zu einem ganz funkelnagelneuen Gebäude, nur einstöckig, einer christlichen Mittelschule, die Kagawa hier begründet hat; es sind zwei große Klassenzimmer mit Stühlen und Schulbänken ausgerüstet, an der einen Wand ein ganz dürftiges biblisches Bild, ein erbärmlicher Buntdruck, so daß ich eine biblische Bildermappe als Geschenk dorthin zum Schmuck der Wände anbiete und nach meiner Heimat gesandt habe. Die besserbegabten Kinder der Umgebung werden dort abends in Schulklassen vereinigt und in neun Fächern unterrichtet, darunter Chinesisch, Englisch, Geometrie und Religion; letzteres ist in Privatschulen neben dem staatlich vorgeschriebenen Moralunterricht gestattet. — Alle diese Anstalten werden teils aus dem Erlös von Kagawas Büchern, teils aus den kleinen Beiträgen der Arbeiter erbaut und unterhalten; die Führer versicherten, daß sie keine Geldmittel, sondern nur persönliche Dienste vom amerikanischen YMCA annähmen.

Ganz auf dem Prinzip der Selbsterhaltung aufgebaut sind zwei andere, durch peinliche Sauberkeit auffallende Gebäude in verschiedenen Straßen, ein Logierhaus für Arbeiter und ein Arbeiterheim. Beide haben zwei Stockwerke, unten einen Speiseraum, Küche mit Gasherd, Bad, gemeinsamen Waschstand, Büro, und dann auf oben und unten verteilt Wohnzimmer mit ein oder zwei Betten, alles der Billigkeit und Haltbarkeit halber nicht mit Strohmatten und japanischen Erdbodenbetten eingerichtet, sondern gedielt und Holzbettstatt mit Federnmatratze. Die Monatspension in dem Heim beträgt für Nachtlager, Abendessen, Bad und Frühstück, was in jedem japanischen Gasthaus immer zusammen geboten wird, 22½ Yen = 45 M., also etwa 1,50 M. pro Tag. Es sind Zimmer zu zwei und zu einem Bett da; die tägliche Andacht ist natürlich selbstverständlich.

Am nächsten Tag waren wir im nördlichen Distrikt der Slums, wo die Straßenkehrer, gewisse Fabrikarbeiter und Dirnen wohnen. Hier sah ich zum erstenmal, was man mit dem Ausdruck „Zeltmission" bezeichnet. Auf einem wüsten Bau- und Schuttplatz, umgeben von verfallenden, etwas schiefstehenden Holzbuden, den „Häusern" der Umwohnenden, waren zwei große Zelte auf Pflöcken errichtet, so daß der Fußboden etwa ½ Meter über der Erde lag. In dem einen Zelt war eine Schule errichtet, ein etwa 15 Meter langer Raum, mit Matten belegt, an der Seite die Schulbänke aufgestapelt. Hier findet für die Kinder, die in den Fabriken arbeiten und in der Nachtzeit nicht mehr darin beschäftigt werden dürfen, eine Abendschule statt, besonders für die Dreizehnjährigen und darüber, für die ja die Volksschule aufgehört hat. Sonntags ist Sonntagschule, da der Raum in der nebenanstehenden Zeltkapelle nicht ausreicht. Diese Kapelle hat oben im Zeltdach zwei schräg angebrachte bunte Glasfenster und ein Harmonium, das ist aber auch das Einzige, was an

den kirchlichen Charakter erinnert. Von der Decke hängen viele elektrische Lampen herab, da ja alle diese Zelte nur abends und nachts im Gebrauch sind. Sobald der Bauplatz verwendet wird, rücken sie mit den Zelten weiter oder bauen sie sonstwo auf, wo sich eine Notwendigkeit oder ein Begehren bemerkbar macht.

Eine immer wiederkehrende Tätigkeit Kagawas ist endlich der Kampf gegen die Prostitution. Kürzlich hat er wieder einen Vortrag gehalten über „die nationale Schande", der in einer englischen Zeitung, „Japan Times", abgedruckt ist. Er stellt darin die Tatsache fest, daß das Ausland von Japan wesentlich zwei Namen und Sehenswürdigkeiten kenne: Fujiyama und Yoshiwara, das eine das Edelste, Schönste, Reinste, der heilige und höchste Berg Japans, das andere das Schmutzigste, Gemeinste, Unedelste, die Stätte der Prostituierten, wo Freiheit und Ehre eines Menschen verkauft und verhandelt werden. Er ruft nun insonderheit die Frauen Japans auf zum Kampf gegen diese Volksschande und stellt das Ideal der monogamen Liebe in der Ehe noch einmal beiden Geschlechtern vor Augen! — Auch durch Straßenpredigt in diesem Lustviertel hat Kagawa wiederholt gewirkt. So fuhr uns denn das Motorrad kreuz und quer durch das neugebaute Yoshiwara, das beim Erdbeben abbrannte und einige Tausend Insassen, besonders weiblichen Geschlechts, verbrannte. Hier öffentlich zu predigen gegen diese allgemeine Schande und der Männer Zuchtlosigkeit, noch dazu im „naturfreudigen" Japan, ist eben die Tat eines Enthusiasten, der die Wundmale Christi an seinem Leibe trägt, mehr denn einmal in Gefängnissen, Überfällen, Stockschlägen, Verwundungen das Martyrium ertrug. Darum sollte man seine Größe nicht verringern wollen, wenn man hier und da etwas verächtlich sagen hört, er habe stark amerikanischen Einschlag! Wer das tadelnd meint, müßte zum mindesten selber geschafft und geschaffen haben und gelitten haben wie er! Jedenfalls setzt hier eine zweite christliche Bewegung in Japan stark ein; war bisher die christliche Anhängerschaft mehr eine Bewegung von oben her, von gebildeten Schichten, oft von Ärzten und anderen Akademikern geleitet und geführt, so setzt hier eine überwiegend von den Unterschichten getragene christliche Strömung ein, von Arbeitern, Landpächtern und Entehrten gespeist. Ich glaube, daß beide Kreise sich mehr und mehr ausbreiten und, sich ergänzend, immer mehr das Volk ergreifen werden und eine erstarkende japanische Christenkirche schaffen werden. *1926*

4. Fujinami

Sein Lebensbild

Als ich im April vor 25 Jahren — es war im Jahre 1895 — zum ersten Male nach Japan kam, war einer der jungen Leute, mit denen mich mein scheidender Amtsvorgänger, der jetzige Dekan und

Oberkirchenrat D. Munzinger in der Pfalz, bekannt machte, der junge Akira Fujinami. Ich ahnte damals natürlich nicht, daß mich eine lebenslange Freundschaft mit diesem Manne verknüpfen, und daß er für unsere Missionsarbeit von so großer Bedeutung werden würde. Er war nicht zur Begrüßungsversammlung der Gemeinde gekommen, weil er gerade im Abgangsexamen vom Obergymnasium stand.

Es war ein weiter Weg vom damaligen Abiturienten bis zum heutigen Gelehrten von Weltruf. Nach dem Abiturium studierte der junge Mann Medizin auf der kaiserlichen Universität in Tokio, welche damals noch die einzige in Japan war. Er folgte hiermit der Familientradition. Auch sein Vater war ein angesehener Arzt in Nagoya, wie seine Vorfahren. Ein jüngerer Bruder hat nach ihm das gleiche Studienfach erwählt, hat später namentlich in Wien studiert und ist in Japan der angesehenste Vertreter der medizinischen Anwendung des Röntgenapparates. Akira, der älteste Sohn des Hauses, erwies sich als der begabteste. Nach einem glänzenden medizinischen Examen wurde er von der Regierung zum Weiterstudium nach Deutschland gesandt, wo er hauptsächlich in Straßburg und Berlin seinen Studien oblag und an beiden Orten auch in angeregter Verbindung mit Vertretern unserer Mission stand. In Straßburg war es vor allem der Theologe Holtzmann, dem er ein besonders dankbares Andenken bewahrt hat. In Berlin war er der Schüler Virchows und erwählte Pathologie zu seinem Spezialfach. Daneben ließ er sich aber auch mehr als andere Landsleute das Studium deutscher Kultur und Literatur angelegen sein und gehört zu den Japanern, die sich namentlich mit Goethe beschäftigt haben. Infolgedessen hat er einmal mit mir und anderen in Kyoto einen Zyklus von Vorträgen über Goethe gehalten.

Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde Fujinami sogleich als Dozent für Pathologie an die neugegründete kaiserliche Universität Kyoto gesandt und begann hier seine Lehrtätigkeit vor den ersten sieben Studenten der Medizin. Hier gründete er das pathologische Institut mit dem pathologischen Museum, dessen Sammlung mancherlei Präparate aus dem Virchowschen Institut enthält. Auch gab er die medizinische Zeitschrift von Kyoto heraus, die auch heute noch zum Teil in deutscher Sprache erscheint. Sein Wirkungskreis wurde immer größer, da die Regierung ihn zum Mitgliede von hygienischen und anderen Forschungskommissionen ernannte. So gehörte er z. B. der Kommission für Krebsforschung an. Im Jahre 1911 wurde er auch zur Erforschung der damaligen Pestepidemie nach der Mandschurei geschickt. Ein großes Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er eine im Westen Japans an Menschen und Tieren auftretende Krankheit in ihrem Wesen und ihren Ursachen erkannte und auf den rechten Weg zur Beseitigung hinwies. Vor sieben Jahren

wurde er noch einmal zu einer Studienreise nach Europa gesandt, nahm als Vortragender am internationalen medizinischen Kongreß in London teil und hielt sich meist in Deutschland und Österreich auf. Für das Vertrauen, welches er in Japan genießt, zeugt die Tatsache, daß im letzten Winter ein ihm persönlich unbekannter, an Krebs sterbender Kaufmann 30000 Yen als Legat für sein Institut zum Zwecke der Krebsforschung hinterließ. Natürlich hätte Professor Fujinami längst einem Rufe in die Reichshauptstadt folgen können. Aber er zieht es vor, in Kyoto unter ruhigeren Verhältnissen sich ungestört der wissenschaftlichen Forschung zu widmen, als ein echter Gelehrter, dem die Wissenschaft über Ehre und Stellung geht.

Für uns hier ist wichtig, daß dieser hervorragende Mann ein aufrichtiger, ernster, eifriger Christ ist. Wir können uns freuen, daß Fujinami zu den jungen Leuten gehörte, welche seinerzeit mit D. Spinner, dem Gründer unseres Missionswerkes in Japan, in Berührung gekommen, von ihm getauft und nachhaltig beeinflußt worden sind. Dankbare Verehrung gegenüber D. Spinner und treues Festhalten an dem damaligen Freundeskreise ist eine schöne Eigenschaft Fujinamis. Er ist ein wertvoller Förderer unserer Missionssache in Japan geworden, und namentlich die Kyoto-Gemeinde hat ihm viel zu verdanken. In den christlichen Kreisen Japans hat er einen guten Namen und wird auch von anderen Gemeinden gern zu Vorträgen gebeten, denn er gilt als ein „big man" (ein großer Mann), wie mir einmal ein Amerikaner sagte. Als er in Kyoto die Tochter eines Kollegen, des Chirurgen Inoko, heiratete, war es ihm ein Herzensbedürfnis, daß auch seine Gattin dem Christentum zugeführt wurde, damit sein Haus ein christliches sei. So ist diese denn im Jahre 1902 von mir getauft worden und gehörte zu den ersten Täuflingen der Kyoto-Gemeinde.

Ihre beiden Töchter und Söhne hält sie zum Besuche unserer Gottesdienste an und führt sie vor allem auch zu den Bibelstunden, die am Freitagabend in meinem Hause gehalten werden. Unser P. Suzuki hält monatlich einmal im Fujinamischen Hause eine Andacht, an welcher auch die Dienstboten teilnehmen. Das schön gelegene Haus am Abhange eines Hügels mit prächtiger Aussicht steht uns immer zu Gemeindeversammlungen zur Verfügung. Besonders wichtig und schön aber ist die Weihnachtsfeier, welche Professor Fujinami alljährlich in seinem Hause veranstaltet, zu welcher er vorwiegend Studenten einzuladen pflegt. Er läßt sich ja auch die Persönlichkeitspflege seiner Studenten angelegen sein und fördert zu dem Zweck angelegentlich den christlichen Jünglingsverein der Universität, in dessen Heim er einmal wöchentlich sein Mittagsmahl inmitten der jungen Leute einnimmt, um mit ihnen in persönliche Berührung zu kommen.

Daß Professor Fujinami auch sonst in christlichen und nichtchrist-

lichen Kreisen menschenfreundliche Hilfe leistet, ist für einen Mann, in dem sich christlicher und echt japanischer Geist in schöner Weise paart, ganz selbstverständlich. Denn Fujinami ist — das wollen wir nicht vergessen — ein echter Japaner und zeigt, welch edle Eigenschaften im japanischen Charakter enthalten sind, und wie schön sie zur Entfaltung kommen, wenn sie durch das Christentum gepflegt und gefördert werden. Wenn ich an einen Mann wie Fujinami denke, so kommt es mir immer seltsam vor, wenn mir von Landsleuten die Frage vorgelegt wird, ob die Japaner auch wirklich imstande seien, das Christentum zu verstehen, es nachzuempfinden und ihm nachzuleben. Der Beweis ist für den, welcher die Geschichte des Christentums in Japan kennt, längst geliefert; denn es gibt in Japan in hohen und niederen Kreisen eine ganze Fülle von edlen christlichen Persönlichkeiten. Diese bieten die Gewähr dafür, daß die Missionsarbeit des Christentums in Japan nicht vergeblich war, und sind zugleich auch eine Gewähr für den Weiterbestand und den Fortgang des Christentums in der Zukunft *Schiller 1923*

Auch im Kriege ein Deutschenfreund

Kyoto, den 13. Februar 1923.

Sehr geehrter und lieber Herr Doktor Witte!

Sie haben mir gesagt, ich hätte während der Kriegszeit für die geehrten deutschen Freunde in Kyoto gesorgt. Ja, es war wahr, daß ich es wünschte, Ihnen sehr gern mit Rat und Tat behilflich zu sein; aber ich weiß nicht, wie weit dieser mein Wunsch erfüllt worden war. Wir haben nur bewundert Herrn D. Schiller wegen seiner Energie und Geduld, mit der er während der ihm höchst unangenehmen Zeit seine Missionsarbeit immer weiter förderte.

Wie Sie sich wohl denken können, war das Volk sich dessen bewußt, daß Japan nur wegen des englisch-japanischen Bündnisses gezwungen war, sich an dem Kriege zu beteiligen und nach dem Kriege die alte Freundschaft gegenüber Deutschland ganz schnell wieder hergestellt werden würde. Trotzdem der Krieg einen ganz unerwarteten Ausgang zeigte, haben wir uns nicht in unserer Hoffnung getäuscht; d. h. ich glaube, daß die Herstellung der freundlichen Beziehungen immer vollkommen wird, obwohl in kurzer Zeit nach dem Friedensschluß sich gewisse Schwierigkeiten entwickelt haben sollten. Um diese Schwierigkeiten zu beseitigen, haben Sie sich stets so viele Mühe gegeben und Sie sind den japanischen Studierenden in Berlin aufs äußerste entgegengekommen. Für Ihre Freundlichkeiten spreche ich Ihnen meinen herzlichsten Dank aus....

Seit meinem letzten Besuch bei Ihnen in Berlin sind beinahe zehn Jahre verflossen. Ich bleibe immer ein Deutschlandfreund, und habe den Wunsch, daß ich meinen Besuch bei Ihnen erneuern möchte....

gez. Akira Fujinami.

Er konnte seinen Feind lieben!

Fujinami hat eben neuen großen Kummer gehabt, den er bei einem Besuch mir kurz schilderte. Sein wissenschaftliches Werk, an dem er seit Jahrzehnten arbeitet, ist durch einen Brand vernichtet. Auf dem Grundstück der Universität hatte er eine bakteriologisches Institut und dort die Forschungsergebnisse mehrerer Jahrzehnte aufgespeichert, um am Lebensabend das Fazit seiner lebenslänglichen Untersuchungen zu ziehen. Nun ergab sich, daß der Brand als Racheakt eines untergeordneten Angestellten angelegt war und nach drei Tagen krochen der Brandstifter und sein Helfershelfer, die natürlich bei dem Feuer nach japanischer Sitte mit umkommen wollten, von Nässe, Kälte und Hunger getrieben aus dem Kellergewölbe hervor und fielen der Polizei in die Hände. Da bekommt man einen Begriff von der Furchtbarkeit japanischer Rache, denn jener Angestellte war von dem am Institut mitarbeitenden Schwiegersohn Fujinamis wegen Pflichtvernachlässigung gerügt worden. Als wir durch die Trümmer gingen, tröstete er sich zwar, daß die japanische Regierung alle Bücher und Präparate sofort zu erneuern und neu zu beschaffen angeordnet habe, so daß der Neubau eine hervorragende Bibliothek deutscher medizinischer Bücher und Präparate haben wird, aber Fujinamis Lebenswerk ist durch diesen, auf seine Person übertragenen Racheakt vernichtet. Dennoch ging er am nächsten Tage zu den Brandstiftern ins Gefängnis, brachte ihnen Essen und Lesestoff und sprach ihnen sein Bedauern aus, daß sie nicht in seine Hände gefallen seien, sondern in die der Polizei, da er Liebe vor Gerechtigkeit hätte walten lassen. —

„Liebet eure Feinde!“ *1926*

Zum theologischen Ehrendoktor ernannt

Die theologische Fakultät der Universität Heidelberg hat den japanischen Professor der Pathologie an der kaiserlichen Universität Kyoto, Akira Fujinami zum D. theol. h. c. ernannt. Das ist das erstemal, daß einem Japaner von Deutschland aus diese Ehrung zuteil geworden ist. Daß sie nicht einem Theologen, sondern einem Mediziner verliehen wurde, ist besonders bemerkenswert. Das Ehrendiplom der Heidelberger Fakultät sagt etwa folgendes von Professor Fujinami: „Er gehört seit mehr als 30 Jahren der evangelischen Kirche an, ist ihr aufrichtig ergeben, hat durch viele Reden die Sache des christlichen Glaubens in Japan und besonders unter den Studenten seiner Universität gestärkt und ausgebreitet. Er hat, als der furchtbare Krieg den Erdball erschütterte, die Anstalten der deutschen evangelischen Mission mit unermüdlicher Sorgfalt behütet und hat durch ausgezeichnete, neue Erforschungen die Kenntnis der Krankheiten des menschlichen Körpers und eine bessere Heilung der menschlichen Leiden gefördert.“ *Witte 1928*

5. Andere evangelische Männertypen

Vom Shingonpriester zum christlichen Pastor

Es lebte ein Shingonpriester. Der war in einem Tempel in der Provinz im Norden, die Hokkaido heißt. Er war ein eifriger Anhänger Buddhas und studierte fleißig die heiligen Bücher. Doch er suchte nicht nur Gold der Seele, sondern auch das rote Gold. Sein Tempel war arm, so setzte er alle Hebel in Bewegung, und er erreichte es schließlich auch, daß er an einen Tempel in Kobe kam, der seinen Priestern mehr bieten konnte.

Hier stieß er nun auf das Christentum. Bisher hatte er mehr davon gehört denn gesehen. In seinem bisherigen Walddorf gab es keine Christen. Als eifriger Buddhajünger wollte er mit helfen, den Jesus zu vertreiben. So suchte er einen Pastor auf, um dem ordentlich zu Leibe zu gehen. Doch so sehr er es auch tat, der ließ sich durch keinen Hohn noch durch Beleidigungen dazu bewegen, dem Gast unfreundlich zu begegnen. So ging der Priester mit einem Stachel im Herzen weg. Er kam wieder und wieder. Immer dasselbe. Der Christ blieb stets sich gleich. Alle Fragen nach Gott, Jesus, Heil und Leben beantwortete er immer mit derselben Höflichkeit und Freundlichkeit. Die Liebe läßt sich nicht erbittern. Sie bläht sich nicht, treibt nicht Mutwillen.

Da, wohl nach einem Jahre, gab der Priester sich besiegt. Er wurde Christ.

Nun gab er um Jesu willen das bequeme Priesterleben auf.

Er ist nun ein christlicher Pastor. Ich kenne ihn wohl. Manche Besprechung habe ich mit ihm. Er ist ein ernster Christ, der weiß, was er glaubt.

Seine Gedanken hat er niedergelegt in einem Buche: Meine Bekehrung.

In ihm setzt er sich mit dem Buddhismus auseinander. Punkt für Punkt stellt er dem Buddhaglauben das Christentum gegenüber. Seine Gelehrsamkeit hilft ihm.

So ist zum Beispiel die Ahnenverehrung das Hindernis der Buddhisten, Christ zu werden. Er weist nun nach, daß diese eigentlich nichts zu tun hat mit dem Buddhaglauben. In Indien kenne man diese nicht. Aus dem Konfuzianismus sei sie herzuleiten. Also könnten die Buddhisten um dieses Dogmas willen ruhig Christ werden.

Dieser ehemalige Priester ist der Mission natürlich eine gute Stütze. Er kennt die verschlungenen Gedankengänge seiner Buddhisten gut und kann denselben bis in die Tiefen nachgehen. Er kann die Gegengründe widerlegen und kann, wie kein anderer, Zeugnis ablegen für das Glück der Christen, die da wissen, wo die Seele Ruhe findet.

Schröder

Ein tapferes Bekenntnis

Utschimura berichtet von einem Freund, einem Apotheker, der mit seiner Familie als einziger in der Stadt sich Christus zugewandt hatte und sich auszeichnete durch die Tapferkeit seines Bekenntnisses.

Es war am Fest des Stadtgottes, an dem die Gotteslade durch die Stadt getragen wurde. Die ganze Stadt nahm an dem hohen Feste teil, nur das Haus des Apothekers machte nicht mit. Da kamen die Gottbegeisterten vor dessen Haus und drohten es zu stürmen. Sie hatten schon einen Hydranten bereitgemacht, um das Haus unter Wasser zu setzen. Da öffneten sich die Schiebetüren und der Apotheker kam mit seiner Familie heraus und sagte: „Wir haben alle die Taufe noch nicht erhalten und wir sind nun bereit, sie von euch zu empfangen." Die Unerschrockenheit des Mannes machte auf die Tobenden einen solchen Eindruck, daß sie sich still und ernüchtert verzogen. Wenn Utschimura aufgeschlossen und zum Erzählen bereit war, dann löste eine interessante Geschichte aus seinem Leben die andere ab. Nur über sich selbst habe ich Utschimura nie reden hören. Er gehörte zu denen, die sich selbst ganz in den Hintergrund stellten, sich nie wichtig nahmen, dafür aber die Sache, für die sie sich einsetzten. Er sprach nie von seinem schweren Weg, den er gegangen war, sondern von dem, der ihm die Kraft gab, einer Aufgabe gehorsam zu sein, einer Aufgabe, die er nicht gesucht, sondern die ihm auferlegt worden war. *Hunzicker 1928*

Ein christlicher Philosoph

Kotaro Oyama, Der Geist des absoluten Schicksals. Das Ideal des Lebens, der Politik, der Erziehung. Weinfelden-Konstanz, A.-G. Neuenschwandersche Verlagsbuchhandlung, 1922. 253 S.

Der Verfasser des vortrefflichen Buches ist ein feingebildeter japanischer Christ, der von seiner Regierung vor acht Jahren nach hier gesandt wurde, um das Zivilgesetz des Abendlandes zu studieren. Nachdem er sich seines Auftrages entledigt hatte, blieb er noch einige weitere Jahre hier und widmete sich nun mit angespanntem Eifer philosophischen, religiösen und sittlichen Problemen, die er klaren Geistes und mit Einsetzung eines reichen, warmen Gemütes bearbeitete.

Seine Ergebnisse finden wir in dem eben erschienenen Werke niedergelegt. Der erste Teil befaßt sich mit der Welt- und Lebensanschauung. Ausgehend von der Not der Gegenwart, deren religiöser Glaube durch die Wissenschaft vielfach erschüttert wurde, sucht Oyama einen Gottesglauben, der gegen alle Angriffe des Denkens gewappnet ist. Das „absolute Schicksal", von dem er redet, hat nichts zu tun mit einem blinden Verhängnis. Hinter allem Geschehen in der Welt steht ein persönlicher Wille, den wir Gott nennen, und der mit

der Welt nicht etwa gleichgesetzt werden darf. Gott ist in allen Dingen, aber auch über ihnen allen. Der Mensch ist ein soziales, zugleich auch ein geistiges Lebewesen und bestätigt sich um der reinen Wahrheit und Schönheit willen. Übel und Böses sind notwendig, um der Vervollkommnung zu dienen. Die Willensfreiheit ist ein menschliches Vorrecht, aber sie darf nicht als Widerspruch gegen den absoluten Gotteswillen verstanden werden.

Indem der Verfasser die Ideen der Wahrheit und Schönheit näher untersucht, findet er Leitstern und Ziel des Lebens im absoluten Schicksal, also in Gott. Als höchstes und allgemein verbindliches Sittengebot erkennt er die Liebe, aber die in höherem, vergeistigtem Sinn verstandene Liebe, die sich über das Triebhafte erhebt und die ganze Menschheit umfassen muß. Scharfsinnig werden diejenigen, die Liebe auf Egoismus zurückführen wollen, widerlegt. Als Zweige der menschlichen Liebe werden Gerechtigkeit, Treue, Demut, Ehrfurcht, Geduld und Tapferkeit besprochen. „Die menschliche Liebe steigt aber erst zur vollkommenen erhabenen Sittlichkeit, wenn sie von der Liebe zu Gott durchdrungen und geleitet wird.“ Einssein mit Gott ist unendliche Freiheit und höchstes Glück. Auch der bürgerliche Beruf muß sich diesem Ziele unterordnen und Gottesdienst werden. Weder der Geldgeist, noch Macht- und Ehrsucht, noch das Gieren nach Genuß könne somit den Menschen zu seiner Bestimmung führen. Wahre Religion und echte Philosophie besagen im Grunde dasselbe.

Diese Leitgedanken beherrschen die Ausführungen des zweiten Hauptteiles, der sich mit der Politik befaßt. Zweck der inneren Politik kann nur die wahre Seelenfreiheit bilden, und die Weltpolitik hat den Weltfrieden zu sichern, um durch ihn gleichfalls die Vollendung des geistigen Lebens erstreben zu können. Scharfe Kritik trifft unsere materialistisch durchseuchte Zivilisation, einen geldgierigen Kapitalismus, aber auch die materialistische Gesinnung des kommunistischen Proletariates. Nur eine neue, an Gott orientierte Lebensanschauung kann uns aus der Not helfen und zu besseren politischen und sozialen Einrichtungen führen. Der Völkerbund wird eine segensreiche Tätigkeit entfalten, wenn er von diesem Geiste erfüllt ist.

Der letzte Teil behandelt das Erziehungsproblem. Zweck aller Erziehung ist, im Zögling das Bewußtsein des Zweckes des wahren Lebens und der richtigen Politik auszubilden, ihm den Weg zur wahren Seelenfreiheit zu weisen und ihm gute Gewohnheiten und Übung zu geben, diesen Weg zu gehen, endlich auch, ihm das für den Beruf notwendige Wissen und Können zu verschaffen. Wie dies geschehen soll, wird in ansprechender Weise dargetan.

Die gedankenreiche und formschöne Schrift verdient lebhafteste Empfehlung. Sie bildet ein ungemein wertvolles Geschenk eines japanischen Christen an die abendländische Christenheit, der die vorgetragenen Gedanken zwar nicht fremd sind, die aber leider so oft ihr

Christentum mit unsauberem Imperialismus und Mammonismus durchsetzt und verpfuscht. Oyama hat seine achtjährige Studienzeit in der Schweiz vortrefflich ausgenützt und ein Werk geschaffen, das seiner tiefinnerlichen Religiosität, wie seiner vielseitigen Weltkenntnis ein schönes Denkmal setzt. Wir drücken dem mutigen Glaubensbruder, der nun wieder in die Heimat zurückkehrt, mit herzlichem Segenswunsche die Hand und hoffen, daß er eine reiche Ernte aus der evangelischen Saat, die auszustreuen ihm die heiligste Angelegenheit seines Lebens ist, werde hervorgehen sehen. *Pfister 1925*

Trost im Sterben

Brief eines jungen japanischen Christen an Herrn Missionar Gundert.

Vorbemerkung: Der Schreiber des Briefes kam in den Jahren 1912 bis 1915 oft als Schuljunge in die Versammlungen, Sonntagsschulen und zu kleinen Festen ins Haus Gundert, wo seine jüngere Schwester als Kindermädchen diente. Nach Beendigung der Schule, mit 14 Jahren, mußte er dem Vater helfen beim Anfertigen von „Getas" (Holzschuhen). Mit 17 Jahren trug er schon die Last der Verantwortung für die Familie auf seinen jungen Schultern, da der Vater erblindete, die sehr fleißige und tüchtige Mutter, zu früh verbraucht, anfing, zu kränkeln. Er arbeitete oft von morgens früh bis spät in die Nacht und gönnte sich kein Vergnügen. Nach Gunderts Wegzug schloß er sich der kleinen Christengemeinde an, die sich um den nach Gundert gekommenen japanischen Pfarrer bildete. Wie ernst es dem jetzt 22jährigen jungen Mann mit seinem Christentum ist, und wie anhänglich er an seinen ersten Führer und Freund ist, zeigt folgender Brief, den er auf die Kunde von Herrn Gunderts Rückkehr nach Japan im Frühjahr dieses Jahres schrieb:

„Jeden Sonntag besuchte ich meine Eltern und tröstete sie. Meiner Mutter Krankheit wurde aber immer schwerer, und sie ist am 18. August, nachmittags 6.15 Uhr, vor zwei Jahren aus dieser Welt geschieden. Wenn ich an die Mutter denke, kommen mir die Tränen; über drei Wochen mußte sie liegen. In der Zeit habe ich ihr oft die Geschichte von Christi Himmelfahrt erzählt. Ob meine Mutter wirklich im Herzen gläubig gewesen, ob der Heilige Geist in ihrem Herzen gearbeitet hat? Einmal, kurz vor ihrem Tode, wurde sie gefragt: ‚Wenn du stirbst, wirst du dann wirklich in den Himmel kommen?‘, worauf sie erwiderte: ‚Gewiß werde ich in den Himmel kommen; sei nur ruhig darüber.‘ Und jetzt, weil die Mutter voraus in den Himmel gegangen, ist es mir oft, als höre ich eine merkwürdige Stimme: ‚Kommt mir auch gewiß nach!‘ Ist dies alles nicht Gottes Rettungsarbeit? Wenn Sie, Herr Gundert, uns nicht den Weg gezeigt hätten, weiß ich nicht, wo meine Mutter jetzt wäre. In aller Bescheidenheit möchte ich Ihnen meinen innigen, heißen Dank sagen.

Mein Vater ist noch immer rüstig, aber von göttlichen Dingen versteht er nichts. Ich weiß gar nicht, was ich tun soll; bitte, beten Sie für ihn! Ach, lieber Herr Gundert, wie gerne möchte ich Sie wieder einmal sehen! Wenn Gottes Zeit gekommen ist, wird er uns auch wieder einmal zusammenführen." *Gundert*

Werbearbeit für das Christentum ohne Worte

Es ist immer so, bei uns wie in Heidenländern, daß die Leute ihren Augen mehr glauben als ihren Ohren und lieber das Christentum sehen als hören wollen. Dies bestätigt wieder einmal folgende Geschichte:

Da war ein gebildeter Japaner, dem ein Neues Testament in die Hand fiel, der es auch aufmerksam durchlas. Es gefiel ihm recht gut, wie darin die Christen geschildert wurden; doch traute er der Sache nicht recht und wollte einmal die Probe aufs Exempel machen. Da traf er eines Tages in der Eisenbahn mit einer Dame zusammen, die als ein Muster christlicher Tugenden galt. Aufmerksam beobachtete er von seiner Ecke aus ihr Benehmen, ohne daß sie eine Ahnung davon hatte. Zunächst gefiel ihm die ernste, würdige Haltung, die wohltuend von dem lärmenden Gebaren der anderen Mitreisenden abstach. Noch mehr gewann sie aber seine Hochachtung, als er ihr gefälliges Wesen bemerkte: als ein altes, gebücktes Mütterlein in das dichtgefüllte Abteil eintrat, räumte sie ihm ihren Sitzplatz ein und half ihm freundlich beim Aussteigen. Nachher beschwichtigte sie ein weinendes Kind, indem sie es auf ihren Schoß nahm und ihm eine Süßigkeit schenkte. Als aber unsaubere Gespräche in ihrer Umgebung geführt wurden, da schaute sie sehr mißbilligend drein und verließ bei der nächsten Station den Wagen, um sich einen andern Platz zu suchen. Das alles „ohne Worte". Dies machte einen solchen Eindruck auf den Japaner, daß er für das Christentum gewonnen wurde und fortan auch nach der Bibel sein Leben zu führen sich bestrebte.

Wenn die „christlichen" Europäer, die Leute im Zeichen des Welthandels, nach Japan und anderswohin kommen, ihr Christentum besser durch Wandel und Benehmen bekunden würden, so würde den draußen stehenden Missionaren die Arbeit erleichtert werden und das Evangelium in Heidenlanden schneller zum Siege fortschreiten. *1927*

Ein Getreuer

„Ich kann von einem Getreuen berichten. Es ist ein ernster junger Mann, Sohn eines bekannten Barons, der als Beamter am Finanzministerium noch Zeit erübrigt, um nebenbei sein Verlangen nach theologischer Ausbildung zu befriedigen. Ich habe mit ihm Einleitung ins Neue Testament behandelt und auch etwas Kirchen- und Philosophiegeschichte, soweit es zum Verständnis des ersteren nötig war. Was ich ihn lehrte, hat er dann wieder weitergetragen und, wie

er mir sagte, missionarisch verwertet. Es ist diesem Mann so ernst mit dem Christentum, daß er das Bedürfnis hat, auch seine Bekannten zu den Quellen seines Lebens zu führen. Ich kenne keinen andern Japaner, der so ernstlich bemüht ist, in die Wahrheiten des Christentums einzudringen." *Hunzicker*

Ein Märtyrer seiner Überzeugung

Lassen Sie mich meine Erinnerungen an das traurige Geschick meines liebsten und besten Freundes wachrufen. Er war in meiner Vaterstadt geboren, an der rauhen Seeküste des nordöstlichen Winkels von Japan. Sein trauriges Ende wird immer eine bittere Erinnerung für mich sein. Es war zu ergreifend, um bald vergessen zu werden. Mein Freund starb wirklich als *ein Märtyrer der religiösen Bewegung der jüngeren Generation Japans. Er war der einzige Sohn des einzigen japanischen protestantischen Geistlichen in meiner Vaterstadt und war aus Überzeugung zum Christentum übergetreten.* Er war gütig, schön, klug; kurz, er vereinigte alles, was wir an einem jungen Japaner lieben. So gewann er die Zuneigung eines anziehenden, schönen Mädchens, der Tochter eines Gutsbesitzers, dessen Familie zu dem berühmten Samurai-Geschlecht gehörte und so dem Schintoismus vollständig ergeben war. Die jungen Liebenden hingen aneinander mit der ganzen Glut ihrer ersten Liebe. Der Vater des Mädchens weigerte sich jedoch entschieden, die Hand seiner Tochter einem Manne zu geben, dessen Glaube nicht der Schintoismus wäre. Es gibt nichts Ergreifenderes oder Traurigeres, als den geduldigen, hilflosen Gehorsam eines japanischen Mädchens in solchem Falle. Und es gibt keine feigere und ehrlosere Handlungsweise für einen jungen Mann irgendeines Landes, als seinen Glauben auf Verlangen eines halsstarrigen, altmodischen Vaters aufzugeben. Es war zu traurig, ihn zu hören, wie er mit edler Entrüstung Jung-Japan aufrief und die Notwendigkeit einer Besserung der Verhältnisse forderte, wenn er für die Abschaffung des Familiensystems wirkte, wenn er seinen christlichen Glauben, den er keineswegs mit dem alten Glauben der Japaner für unvereinbar hielt, beredt rechtfertigte. So wurde natürlich durch seine allzu hoch gespannte Begeisterung, durch innere Unruhe und die bittere Sorge, schließlich die Kraft seines Lebens untergraben. Er starb, 24 Jahre alt, in der Blüte seiner Jugend, an gebrochenem Herzen. Jedermann, wes Glaubens auch immer, weinte an seinem frühen Grabe, dem Grabe eines Märtyrers, wie seine Freunde sagten. Sein Schicksal machte einen tiefen Eindruck auf seine Landsleute, denn es war zweifellos eine Erscheinung des Wandels des religiösen Lebens in meiner Heimat. Er war in gewisser Weise ein Symbol, das die künftige Gestaltung des japanischen Geisteslebens unbestimmt andeutete. *Suma*

Christliches oder buddhistisches Begräbnis?

Der Student der Chemie T. U., Sohn eines Bankiers im Tschibabezirk, nahe bei Tokio, kam sehr eifrig in Pfarrer Akaschis Gottesdienste. Plötzlich merkte man ihm eine große Veränderung an, er war sehr gedrückt und verstört. Fragen darf man in solchem Falle in Japan nach dem Grunde nicht. Pfarrer Akaschi konnte ihm nur sagen, wenn er Kummer habe, solle er fleißig zur Predigt kommen. Das tat der junge Mann auch. Nach einem halben Jahre erst erfuhr Pfarrer Akaschi den Grund. Der Vater hatte sein Geld verloren, blieb aber Direktor der Bank, die ihm früher gehört hatte. Nun spekulierte er mit fremdem Geld, verlor wieder, fing, entlassen, ein schlechtes Leben an und endete im Irrenhaus. Das war des Sohnes Gram. Kurz vor des Vaters Tode hatte er sich taufen lassen und wurde ein sehr entschiedener, ernster Christ. Sein Bruder wurde etwa zu gleicher Zeit in Sapporo Christ und kam dann auch zum Studium nach Tokio. Hier kam er bei dem furchtbaren Erdbeben am 1. September 1923 ums Leben. Nun gab es einen harten Kampf um das Begräbnis mit den buddhistischen Verwandten. Die hatten schon vorher beiden Brüdern Not gemacht wegen ihres christlichen Glaubens. Jetzt wollten sie durchaus die Leiche des Verunglückten mit buddhistischen Ehren bestatten, der Bruder aber forderte ein christliches Begräbnis, da der Verstorbene mit Freuden ein Christ gewesen sei. Da man sich durchaus nicht einigen konnte, wurde die Leiche ohne religiöse Feier beigesetzt, und die Familie stiftete 200 Goldmark für ein Liebeswerk. Jetzt ist der junge Chemiker in einer Fabrik in Tokio angestellt. Er ist ein treues Glied unserer Gemeinde. Jeden Sonntag fährt er in seine ganz streng buddhistische Heimatstadt und hält dort eine christliche Sonntagsschule ab. Und viele Kinder kommen und hören das Evangelium. Das macht natürlich besonderen Eindruck, wenn nicht nur unsere Pfarrer, sondern auch andere Christen so eifrig die Jesus-Botschaft verkündigen. *Akaschi*

Auch im Erdbeben bewährt

Bei dem großen Erdbeben in Tokio am 1. September 1923 kam einer unserer jungen Christen, der Student der Medizin Nakamura, ums Leben. Er verbrannte im Hause seiner Eltern. Die Eltern sind keine Christen. Sie retteten das nackte Leben, sonst nichts. Eine andere Christin unserer Kirche, Frau Koji, wurde unter den Trümmern ihres Hauses verschüttet, blieb aber unverletzt. Gerade noch, ehe das Feuer die Trümmer ergriff, konnte sie sich ins Freie retten durch ein Loch in dem niedergestürzten Dach. Vierzehn weitere Familien unserer Kirche haben alle ihre Habe eingebüßt. Unter ihnen ist zum Beispiel Herr Mitsukira, ein Kunstmaler, der unter anderem die Lesebücher für die Staatsschulen mit Bildern ausstattet. Er selbst, seine Frau und ihr Kind sind getauft. Die Kindertaufe bürgert sich mehr

und mehr in Japan ein. Ich habe in meiner Gemeinde auch die Konfirmation eingeführt. Es gibt freilich noch Christen in unserer Kirche, welche die Kindertaufe nicht billigen und ihre Kinder nicht taufen lassen. Sie schicken sie zur Sonntagsschule, aber sie sagen, ob die Kinder Christen werden wollen oder nicht, das müsse Sache der freien Entscheidung der reif gewordenen jungen Menschen sein. Ein Arzt, Dr. Hagaschi, seit Jahren uns ein treuer Christ, hatte sich gerade für 60 000 Goldmark, mit all seinem Ersparten, ein Haus gebaut. Da kam das Unglück, das Haus verbrannte. Bei dem riesigen Umfang der Zerstörungen können die Versicherungsgesellschaften nicht zahlen, auch sonst bekommen die Heimgesuchten keinen Schadenersatz. So sind sie bitter arm geworden. Dr. Hagaschi ist nach Osaka verzogen, um dort einen neuen Anfang zu machen.

Durch diesen schweren Schicksalsschlag ist aber keiner unserer Christen an seinem Glauben irre geworden. Im Gegenteil, sie haben in ihrem Glauben die Kraft erprobt, das Harte tapfer als Gottes Fügung zu tragen. Ein Mitglied unserer Gemeinde in Osaka, der Arzt Dr. Mutobe, hatte kurz vor dem Erdbeben seine Frau und seine Kinder zum Besuch von Verwandten nach Yokohama gesandt. Yokohama wurde vollständig durch das Erdbeben vernichtet. Dr. Mutobe konnte tagelang keine Nachricht über das Schicksal der Seinen erhalten. Endlich, nach furchtbaren Tagen des Bangens erfuhr er, daß sie mit dem Leben davongekommen seien. Da schrieb er an Missionar D. Schiller in Kyoto: „Gott hat uns erhalten, trotz unserer Sünden. Wir wollen uns darum bemühen, ein besseres, reineres Leben zu führen als bisher.“ *Akaschi*

Ein abgebauter Offizier

Einer unserer Täuflinge war ein abgebauter Offizier, der bei der Heereseinschränkung nach dem Washingtoner Abkommen von 1921 entlassen wurde, und nun auf einem Landratsamt arbeitet. In den schweren inneren Krisen der Umstellung auf den neuen, nur schwer zu findenden Beruf war ihm das Christentum eine feste innere Stütze und Trost; schon vor zwei Jahren wollte er den Übertritt vollziehen, was ihm damals verwehrt wurde; um so gereifter und gefestigter kam er nun zur Taufe und zum Tisch des Herrn. Es ist der ehemalige Leutnant Herr Saito. Als ich am Abend mit ihm durch die hellerleuchteten Straßen der Stadt zum Bahnhof ging, erzählte er mir von seinen Schicksalen und bekannte mir offen: „Wenn ich damals beim Abbau nicht Ihre Mission kennengelernt hätte und von Ihrem Pastor in den Lebensgehalt des Neuen Testaments, in das Glaubensleben eines Jesus und Paulus eingeführt worden wäre, so hätte ich getan, was so viele Japaner in solchen Depressionen getan hätten: ich hätte Harakiri verübt und so mein Leben beendet. Nun aber lernte ich von Jesus, daß wir alle Schicksalsschläge als den Wil-

len Gottes auffassen sollen und ringen sollen darum: nicht wie ich will, sondern wie du willst! Und von Paulus lernte ich allmählich, daß denen, die Gott lieb haben, alle Dinge zum besten dienen. Das ist euer Optimismus im Gegensatz zum buddhistischen Pessimismus." —

Da dachte ich daran: unsere Mission hat also nicht vergeblich gearbeitet, selbst wenn nur diese Persönlichkeit, die ich in dem letzten Abschnitt beschrieb, den Weg des Lebens in Christus gefunden hätte, und ich sah langsam die wahre Sonne Gottes aufgehen über dem Sonnenland Japan.

Als Ergänzung möge hier ein Brief folgen, den Herr Saito kurz nach seiner Taufe an Dr. Schiller in deutscher Sprache richtete:

Yama-Gun, den 8. April 1926.

Herr Dr. Schiller!

Es war mir eine ganz unerwartete und glückliche Gelegenheit, daß ich die Ehre haben konnte, Sie und Herrn Devaranne im vergangenen Monate zu sehen und auch von Ihnen getauft zu werden, um von jetzt an als frommes Kind Gottes das zukünftige Leben zu genießen, wofür ich Ihnen herzlichsten Dank bieten muß.

Vorgestern, am Abend, wurde mir eine kostbare Bibel, die Sie mir geschickt hatten, von Herrn Kitahara überliefert. Welche Worte zum Dank soll ich wählen und aussprechen! Ich werde sie wenigstens einmal durchlesen, bis Sie im nächsten Jahre wieder nach Japan zurückkommen.

Schon früh heute morgen fing ich an zu studieren. Ich habe erfahren, daß Sie am 10. dieses Monats durch die Stadt Toyohashi durchreisen werden. Leider aber ist es so, daß wir an diesem Tage ein Fest für die Gefallenen in den vergangenen Kriegen halten müssen, deshalb kann ich nicht nach Toyohashi fahren, um Sie zu sehen.

Ich wünsche Ihnen ernstlich von weitem, daß es Ihnen während der langen Rückreise nach der ersehnten Heimat ganz angenehm und glücklich gehen möge!

Zum Schluß bitte ich, daß Sie den Herrn Devaranne von mir grüßen möchten. Für Eure göttliche Barmherzigkeit herzlich dankend, bleibt

Ihr ganz ergebener M. Saito.

1926

6. Evangelische Frauentypen

Die Maske fällt!

Die Frauen, die Christinnen werden, bekommen durch das Christentum oft ein ganz anderes Gesicht. Der ursprüngliche Ausdruck fällt fort, der wie ein Schleier auf ihren Zügen liegt. Die Mienen des Gesichts werden ausdrucksvoll, man sieht ihre Seele. Das fiel

mir bei vielen christlichen Frauen auf. Dr. Schiller bestätigt es, die Frau sei wirklich durch ihren christlichen Glauben völlig umgewandelt worden. Früher sei sie genau so unpersönlich gewesen wie die vielen anderen. Das uns so unheimlich erscheinende Masken- und Puppengesicht der Japanerin macht einem belebten Ausdruck Platz.

Frau Staatsrat Mochiji zu Besuch in Deutschland

In Jena, bei Frau Witwe Christlieb, weilt jetzt die verwitwete Frau Mochiji, ehemaliges Fräulein Inasawa, einstige Armenschullehrerin unserer Anstalt in Tokio. — Schon zu unserem Missionar Munzinger äußerte sich 1898 ein hochgestellter Deutscher, der in Tokio unsere Armenschule besichtigt hatte, über diese Leiterin der (dann später leider eingegangenen) Anstalt und zugleich Organistin unserer Hongokirche: „Bei ihr fühlt man sich ja förmlich angeweht vom Hauche des Christentums, der von ihr ausgeht. Sie sieht ganz anders aus als andere Japanerinnen; man merkt es gleich, sie ist eine Jüngerin Jesu."

Später hat sie dann viel im Hause von unserem Missionar D. Haas verkehrt, der ihr einmal nach einem einwöchigen Besuch in ihrer Schule das Zeugnis ausstellte, daß er in ihr eine hervorragend tüchtige Lehrerin habe. Ihre Liebe zur deutschen Art war unter Japans Frauen, die höchstens etwas für Amerika oder England übrig hatten, sehr erfreulich. Deutsche Märchen konnte man ihr nicht genug erzählen; deutsche Frauengestalten wie Schillers Lotte oder die Königin Luise begeisterten sie ebenso wie die Mädchen in Deutschland.

„Als das schöne Buch ‚Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin' — so erzählt D. Haas — erschienen war, gingen wir unter die Schriftsteller. Ich mußte ihr den Brief, in dem Bismarck um die Hand seiner späteren Frau, des Fräuleins Johanna von Puttkammer, anhielt, aufs genaueste zum Verständnis bringen. Dann erschien er, von ihr ins Japanische übersetzt, in einer japanischen Frauenzeitschrift. Die nahm nach dieser ersten Probe gerne mehr von uns. Und so lieferten wir noch allerhand Aufsätze über deutsche Frauenlieblinge." —

Gewiß ist auf diesem Wege manches von unserem heimatlichen Christentum in gebildete japanische Familienkreise geleitet worden durch solche Japanerinnen, die diese Zeitschrift lasen. Es wurde dann angeregt, monatlich in der Armenschule die Mütter der Schulkinder zu versammeln, wo den schlichten Frauen aus den untersten Klassen, die sich gern und zahlreich einfanden, in schlichter Weise allerlei Gutes und Schönes erzählt wurde. Für diese Versammlungen arbeitete D. Haas einen „Unterricht im Christentum" aus, der in leicht verständlicher Weise die großen Grundwahrheiten unserer Religion darlegte und den dann Fräulein Inasawa in das schlichte Japanisch übersetzte, das sie mit ihren Kindern zu reden pflegte. So

entstand ein Buch von hundert Seiten Umfang, das viele für das Christentum gewonnen hat.

Ein höherer Beamter im japanischen Kolonialdienst in Formosa hielt dann als Witwer mit zwei Kindern um ihre Hand an; D. Haas hat das Paar getraut, das ihn dann auf ihren Urlaubsreisen des öfteren besucht hat. Der Gatte hatte in ihr die Genossin und geistig hochstehende Kameradin gefunden und die christliche Erzieherin seiner Kinder. Er trat selber zum Christentum über.

Frau Mochijis Haus ist ein schönes Eigenheim draußen vor der Stadt. Die Tür tut sich uns freudig auf, zwei Töchter, die noch zu Hause sind, begrüßen uns auf das herzlichste. Da fällt mein Blick auf ein Wandbrett über der Eingangstür: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“ Das sei, so sagt uns unsere Wirtin, das erste deutsche Wort, das sie bei D. Haas in seinem Hause gelernt. Frau Haas hat ihr den deutschen Spruch auf Holz gebrannt. Der hat sie nun begleitet mehr als 20 Jahre und hat sich durch viel Leid und auch viel Freude treu bewährt.

Nach dem Tode ihres Mannes beschäftigt sich die Witwe viel mit der Frauenfrage. Um diese Frage in Deutschland zu studieren und zugleich die Menschen, von denen sie das Christentum übernommen hat, wiederzusehen, ist sie jetzt 1925 nach Deutschland gekommen.

Aus Frau Mochijis Ansprache

gehalten auf dem Missions-Tee des Berliner Hauptvereins der Ostasien-Mission am 25. Mai 1925.

Ich bin der Meinung, daß die Missionare, die Sie nach Japan gesandt haben, die richtigen Männer waren. Sie hatten das Verständnis für unser Land und Volk in seinen Besonderen Lebensbedingungen. Sie hatten Achtung vor den Japanern und wurden von den Japanern mit Hochachtung behandelt. Die amerikanischen, englischen und französischen Missionare bringen das Christentum zu uns als Höherstehende zu Tieferstehenden, darum wollten viele vom Christentum nichts wissen, vor allem in den höheren und gebildeten Klassen. Diese Abneigung kam zu der erst erwähnten hinzu. Nur die deutschen Missionare machten hierin eine Ausnahme, sie kamen nicht als Höherstehende zu Tieferstehenden, sondern als Freunde zu Freunden. Sie kamen zu uns mit großer Sympathie und mit hohen Idealen, sie lehrten uns immer in freundlichster Weise das wahre Christentum. 13 Jahre lang habe ich so das Lebenswasser getrunken aus dem tiefen, unerschöpflichen Brunnen, wie die Samariterin von Jesus das Lebenswasser erhielt. Alle Ihre Missionare, die so zu uns kamen, haben das wahre Ideal des Christentums in Japan verbreitet, vor allem unter den Studenten; nicht überstürzt und für die großen Mas-

sen, sondern allmählich, aber beständig. Sie brachten uns nicht ein amerikanisches oder deutsches, also kein enges Christentum, sondern die wahre Botschaft von Jesus, wie auch wir sie brauchen und lieben.

Sehr viele Japaner haben so die Botschaft des Christentums durch Ihre Missionare gehört. Viele von diesen sind heute in hohen Stellungen; ich kann Ihnen viele Photographien von solchen Japanern zeigen. Alle diese Japaner, die Ihrer Mission zu großem Dank verpflichtet sind, fühlen diesen Dank tief in ihrem Herzen. Und obwohl ich nicht von ihnen beauftragt bin, so darf ich doch in dieser aller Namen Ihnen unseren Dank aussprechen.

Wir sind ein Volk von großer Ehrfurcht vor allem Hohen und Edlen. Als ich jüngst hier in Berlin am Schloß vor dem Denkmal Kaiser Wilhelms stand, habe ich mich auch vor demselben tief verbeugt wie vor dem Bilde unseres Kaisers. Ebenso habe ich mich in Weimar tief verbeugt vor dem hohen Geiste Goethes.

Ich tue das als ernste Christin in tiefem Glauben an Gott. Daß man Christentum und Japanertum innig miteinander verbinden kann, das habe ich in Ihrer Mission gelernt. Ich habe auch in Korea stets den Standpunkt vertreten, daß ein Christ am allermeisten ehrfürchtig sein muß.

Das Christentum hat dem japanischen Volke viel zu geben. Der Buddhismus lehnt die Welt als ganz böse ab, auch ist das Ich des Menschen nach seiner Lehre nichts. Darum ist er zu negativ, und das Christentum könnte hierin viel Wertvolleres geben. Aber es fehlt noch an einer innigen Verbindung zwischen dem japanischen Geiste und dem Christentum. Die japanischen Christen sind sehr ernst und eifrig bemüht, eine solche Verbindung herzustellen. Menschenliebe und Opfersinn, das sind zwei sehr wertvolle Punkte, wohl geeignet, eine Verbindung zu ermöglichen. In Japan sucht man nach hohen sittlichen Vorbildern für die Erziehung der Kinder. Die Mütter Japans halten danach Umschau in der ganzen Welt. Konfuzius betont hauptsächlich die Unterschiede zwischen den Menschen in Über- und Unterordnung, das Christentum dagegen die innere Verbundenheit derselben. Diese auseinanderstrebenden Elemente der alten und der neuen Zeit miteinander auszugleichen und zu verbinden, das ist für die Erzieher eine schwere Aufgabe.

Unsere Bibelfrau Uemura

Diese alte Frau ist schon über 20 Jahre Mitglied unserer Gemeinde in Kyoto; sie ernährt sich durch den Beruf einer Blumensteckerin, was ja in Japan eine hohe Kunst ist, die gut bezahlt wird bei einem gewissen genialen Geschick. Diese Witwe ist in unserer Bibelklasse ausgebildet und etwa ähnlich wie unsere Diakonissen vorgebildet; sie hat in besonderem Maße die Gabe des Betens und ist deswegen bei den Frauen unserer Gemeinde sehr begehrt, nicht

im abergläubischen, sondern im evangelischen Sinne, daß sie ein Einfühlen und Sich-Einleben in Gottes Willen als innerliches Wunder des Glaubens erreicht. Auf einer Genesungsreise nach schwerer Krankheit der Frau Fujinami begleitete sie diese, und hier lernte die Genesende diese inneren christlichen Kräfte von unserer Bibelfrau kennen. Nun ist durch den Einfluß der Bibelfrau das Christentum in seiner inneren Kraft ihr aufgegangen, und das Vorbild der ganzen Familie Fujinami wirkt werbend, denn auch hier in Japan ist natürlich die christliche Persönlichkeit der beste Prediger und Missionar unseres Glaubens. *1926*

Beharrlich und treu

Fräulein K. T., eine Lehrerin, hatte sehr strenge buddhistische Verwandte, die in der Nähe von Tokio wohnten. Sie wurde, als sie noch Schülerin war, öfter von einem christlichen Lehrer aufgefordert, christliche Gottesdienste zu besuchen. So kam sie mit zwei anderen Schülerinnen in unsere Gottesdienste, und alle drei wurden innerlich erfaßt. Die Taufe wurde den beiden anderen jungen Mädchen auf ihr Verlangen nach gründlicher Vorbereitung erteilt, die junge Lehrerin begehrte sie aus Furcht vor den Verwandten einstweilen nicht. Ihre Liebe zum Christentum verbarg sie vor ihnen. Jedoch sie fuhr Sonntags nie nach Hause, um in Tokio den Gottesdienst besuchen zu können. Da erhielt sie eines Sonntags unerwartet von ihren Verwandten Besuch, gerade in dem Augenblick, als ihre beiden Freundinnen sie zum Gottesdienst abholten. Nun wurde den Verwandten alles offenbar, und die Lehrerin mußte auf den Druck der Familie von jetzt an Sonntags stets in die nahe Heimat fahren. So konnte sie Sonntags nie mehr zur Predigt kommen. Aber Sonntags kann ja stets nur ein kleiner Teil der Christen die Versammlungen besuchen. Denn nur für die Schulen, die Beamten und das Militär ist der Sonntag ein Ruhetag in Japan. Das gewerbliche Leben kennt keinen Feiertag. Die Fabriken ruhen zwei Tage im Monat, den ersten und den fünfzehnten Tag. Daher muß jede Mission viele Wochenversammlungen am Abend abhalten, um ihren Christen und den Suchenden Gelegenheit zu geben, Gottes Wort zu hören. Die junge Lehrerin ließ sich nun durch den Widerstand der Ihrigen keineswegs beirren. Sie kam weiter, jetzt zu den Alltagsfeierstunden. Und nun die Entscheidung so von außen herbeigeführt worden war, ward sie ihres Glaubens erst recht innerlich gewiß und froh und ließ sich nun auch taufen. Den Verwandten war das durchaus nicht recht. Aber solche beruflich selbständigen Frauen kann man nicht mehr so tyrannisch zwingen wie die Familienglieder, die im Hause leben. Bald nach der Taufe erkrankte die Lehrerin schwer. Ein Arzt, auch Mitglied unserer Gemeinde, behandelte sie und besuchte sie fleißig. Nun halten diese jungen Christengemeinden ganz treu zusammen und hel-

fen sich auch treulich gegenseitig. Ihre christliche Gemeinde wird so für viele ein wertvollerer Ersatz für die ihnen durch ihr Christwerden gelockerte oder gar verlorengehende Beziehung zu ihrer Verwandtschaft. So kümmerten sich Pfarrer und auch viele Gemeindeglieder um die Kranke, brachten ihr kleine Geschenke und nahmen herzlichen Anteil an ihrem Ergehen. Das machte auf die buddhistischen Verwandten großen Eindruck, als sie die Liebe sahen, durch die die Christen, früher sich ganz fremde Menschen, miteinander verbunden sind. Wie mit einem Schlage wurden sie umgestimmt und legten von da an Fräulein K. T. in der Ausübung ihres Christentums nichts mehr in den Weg. *Akaschi 1924*

Die christliche Ehe einer Zahnärztin

Fräulein K. F. lebte in Tokio im Hause einer verheirateten Tante. Über diese Familie kam schweres Leid dadurch, daß alle vier Kinder dieser Tante kurz hintereinander starben. Unter dem Eindruck dieses erschütternden Ereignisses kam Fräulein K. F. in Fühlung mit unserer Mission und wurde von Pfarrer Akaschi getauft. Zwei Jahre später erkrankte Fräulein K. F. selbst schwer an Typhus und wurde, als sie genesen war, noch ernster in ihrem Glauben. Sie war Zahnärztin in einem Krankenhause in Tokio. Ein junger Botaniker, Herr J. in Fukuoka, ein entfernter Verwandter von ihr, wollte sie heiraten. Er wandte sich in dieser Sache an Pfarrer Akaschi. Dieser suchte nach japanischer Sitte einen Mittelsmann aus, der mit Fräulein K. F.s Familie und mit ihr selbst verhandelte. Die Eltern des Fräulein K. F. waren keine Christen, der Bräutigam und seine ganze Verwandtschaft auch nicht. Fräulein K. F. stimmte ihrerseits der Ehe zu, unter der Bedingung, daß ihre Ehe christlich getraut werde. Pfarrer Akaschi hat das Paar im Beisein der Brautmutter und vieler nichtchristlicher Verwandter christlich getraut, und die junge Frau hängt auch heute treu an ihrem Glauben. Es ist dies heute bei der Tyrannei, die die Familie ausübt, noch selten, daß eine junge Japanerin die christliche Trauung durchsetzt. In dem umgekehrten Fall, wenn der Bräutigam Christ ist, die Braut aber nicht, ist es erheblich leichter. Als in Kyoto einmal eine junge Christin unserer Kirche in gleicher Weise wie Fräulein K. F. die christliche Trauung für die ihr von den nichtchristlichen Eltern aufgezwungene Ehe mit einem nichtchristlichen Japaner forderte, war die Familie des Bräutigams so entsetzt, daß sie von dem Heiratsplan zurücktrat. Die junge Christin blieb ganz still und fest, obwohl ihre Eltern ihr das Leben sehr sauer machten. Schließlich gaben die Eltern nach. Es kam eine Ehe zustande mit einem anderen jungen Japaner, der selbst und dessen Familie mit dem Christsein der jungen Frau und mit der christlichen Trauung des Paares einverstanden war. *Witte 1924*

Nicht aus Werken — sondern aus Glauben

Am Anfang dieses Jahres wurde eine japanische Ehefrau durch unflätige Entgleisungen ihres Mannes, die immer schlimmer wurden, in tiefen Kummer versetzt, da er manchmal bis zu 100 Mark von seinem Verdienst bei seinen wüsten Gelagen verbrauchte. Da aber die Frau ihren Mann liebte, tat sie alles, um ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen. So machte sie sich als fromme, göttergläubige Frau auf den Weg zu den bekanntesten Tempeln, überall für die Rettung ihres Mannes betend. Aus dem Empfinden heraus, daß Opfergaben ihre Bitten unterstützen und deren Erhörung fördern könnten, opferte sie eines Tages ihr Haar, was der Japanerin einen anderen Entschluß kostet als der heutigen Westländerin, sie sogar in Verachtung bringt. Aber jeder Erfolg blieb aus. Hatte sie vielleicht noch nicht genug geopfert? Was, wenn sie ihr Leben hingäbe? Um den erhofften Preis lohnte es sich schon! So sah man sie in den Wintermonaten mitunter in eisigem Wasser der Quellen stehen und sich über und über mit Wasser begießen, was in Japan von jeher als eins der verdienstvollsten Werke galt. Wir erinnern uns wohl noch der am Meeresufer stehenden Priester, die um die Gesundheit des letzten japanischen Kaisers beteten! So wollte sie für ihren Mann sühnen und dabei vielleicht einer tödlichen Krankheit erliegen. Schließlich setzte sie einen Termin zum Selbstopfer fest, falls bis dahin ihr Mann nicht gebessert wäre. An dem Abend vor dem ablaufenden Termin kam sie nun an einer Missionshalle vorbei, ging hinein und erlebte da den Wendepunkt von den Werken zum Glauben an die Vergebung der Sünden nicht bloß für ihren Mann, sondern auch für sich selbst. Daß auch sie in Sünden verstrickt sei und nicht bloß ihr Mann, das ging ihr vor dem Kreuz auf, sie lief heim zu ihrem Manne und berichtete ihm die neue Offenbarung. Der Mann, durch die eigenartige Wandlung und den häuslichen Sinn seiner Frau verwundert, erlebte nun seinerseits an ihr so viel Wunderbares, daß er der Quelle nachging und auch zum Evangelium kam. Seitdem wandern beide mehr und mehr in den Fußtapfen Jesu Christi. *Akaschi 1924*

Treu zu Jesus — auch in Japan

Die geduldige Frau.

In meiner Nähe wohnte eine Familie, die ganz christlich ist: der Mann, die Frau und sechs Kinder. Und das ist alles der Segen der Geduld der Frau. Die Frau war eine Christin, als sie heiratete. Der Mann haßte das Christentum. Er hatte keine Ahnung gehabt, daß seine ihm zugedachte Frau Christin sei, und die Frau wußte nichts von dem Christenhaß des Mannes. Das scheint schwer verständlich. Doch denen, die japanische Sitten kennen, ist das ganz klar. Denn die Heirat ist hier das Werk der Vermittler. Ein Freund oder sonst

einer sucht dem begehrenden Teil den Lebensgefährten. Die Sitte ist so eingefleischt, daß jeder andere Heiratsweg immer üble Folgen hat. Entweder verläßt, nachdem der Rausch verflogen, der Mann die Frau, oder die Verlobung geht schon vorher in die Brüche. Es ist eben immer etwas nicht richtig, wenn die Sitte unbeachtet bleibt.

Ich will nun aber nicht sagen, daß die Ausübung der Sitte heute vollkommen wäre. Es wird leider zu viel Gewicht gelegt auf Äußerlichkeiten. Die innere, seelische Seite bleibt oft unberücksichtigt. So war es in unserem Falle.

Da waren also zwei Gegensätze zusammengekommen. Was nun? Ein elf Jahre langes Familienleid mit harter Leidensschule für die Frau war die Folge. Ihr Mann war Unteroffizier, also nicht hoch gebildet. Geistige Interessen hatte er nicht, dafür liebte er desto mehr den Wein, hier aus Reis bereitet und Sake genannt. Wenn er nun diesem gut zugesprochen hatte, drangsalierte er seine Frau wegen ihres Glaubens und wollte sie überreden, diesen abzuschwören. Weil sie aber trotz allem schuldigen Gehorsam nicht von Jesus lassen wollte, schlug er sie, daß ihr Rücken in allen Farben schillerte. Zu den Schmerzen kam dann noch die Scham, wenn im öffentlichen Bad die anderen Frauen ihre Schande sahen.

Aber sie blieb getreu und tröstete sich des Wortes aus der Offenbarung: Sei getreu bis in den Tod. ... Das ging so elf Jahre lang.

Mittlerweile hatten die Leute, da sie selbst keinen Sohn bekamen, einen Knaben als Familienerben angenommen. Wenn der Mann nicht daheim war, erzählte sie dem Jungen von Jesus.

Eines Tages erklärte das Kind dem Vater, es wolle auch Christ werden. Zuerst war der Mann wie erschlagen. Allmählich aber gingen ihm doch die Augen auf. Er wußte natürlich, daß das der Einfluß der Mutter war. Der Junge war in jeder Weise seine Freude. Er war stets folgsam, in der Schule fleißig, im Leben tüchtig. Nicht verschweigen konnte er sich, daß die Frau aus dem Jungen etwas Rechtes gemacht hatte. An diesem Faden gingen seine Gedanken weiter. Er dachte nun weiter und weiter und fand, daß eigentlich seine Frau schon längst Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er hatte sie behandelt wie ein Stück Vieh. Hatte sie je in ihrer Treue nachgelassen? Hatte sie ihre Pflicht versäumt? Sie war wie ein Engel, stets freundlich, höflich, sorgsam, kurz, sie war eine großartige Frau. Er dachte weiter und mußte sich sagen, die Kraft zu diesem Tun hatte sie nur aus ihrem Glauben. Anders war ihr Lebenswandel nicht zu erklären.

Man kann sich vorstellen, nicht von heute auf morgen wird ein Saulus zum Paulus. Aber es wurde ihm doch schwerer und schwerer, wider den Stachel zu löcken, und eines Tages gab er nach.

Er wurde Christ.

Die Güte seiner Frau hatte ihn bekehrt. *Hunzicker 1921*

Drittes Kapite

Christus an der Pagode in China

A. Stellung der chinesischen Regierung zu Mission und Christentum

Die Stellung der chinesischen Regierung zu Mission und Christentum ist nicht einheitlich, wie ja schon der Begriff „Regierung" in China ganz uneinheitlich und fließend ist. Die Nordregierung in Peking (bis 1928) ging eine ziemlich einheitliche Linie in diesem Stück der Innenpolitik, volle Religionsfreiheit durchführend. Dagegen läßt die heutige Nankingregierung (seit 1928) eine einheitliche Stellung vermissen. Eine offizielle Verfolgung des Christentums ist nirgends erfolgt, aber es läßt sich nicht verkennen, daß die religionsfeindlichen Schulerlasse dem Christentum keinen Platz gönnen. Man tut wohl am besten, bei den absolut fließenden und periodenhaften Verhältnissen in China drei Stellungnahmen zu unterscheiden: Amtliche Zulassung und Anerkennung des Christentums; halbamtliche Schädigung; offener Kampf gegen den christlichen Religionsunterricht.

1. Amtliche Zulassung und Anerkennung des Christentums

Religionsfreiheit ist anerkannt

Die neuen chinesischen Verfassungsentwürfe haben sämtlich Religionsfreiheit für alle chinesischen Bürger erklärt. Die Verfassung vom 10. Oktober 1923 sagt im § 12: „Die Bürger der Republik China sollen die Freiheit haben, den Konfuzius zu verehren und jede Religion zu bekennen. Keine Beschränkung soll darin auferlegt werden, es sei denn in Gemäßheit mit den Gesetzen."

Empfehlung und Schutz des Christentums

Ein Erlaß der neuen Nanking-Regierung, der 1929 noch 14 von den 18 chinesischen Provinzen unterstehen, lautet:

„Vor einiger Zeit ist darüber verhandelt worden, daß der Religionsfreiheit nun freier Lauf gelassen und daß der Widerstand gegen die christliche Religion aufgehoben werden soll. Ebenso sollen alle Schlagworte gegen jede Religion unterlassen werden, denn das Gesetz der Religionsfreiheit ist Gemeingut aller Reiche in der ganzen Welt. Seit Entstehen der aufrührerischen kommunistischen Regierung sind Schlagworte gebildet worden, die sich gegen Religionsgemeinschaften richten. Darunter war das Schlagwort: Nieder mit der Christusreligion! ein ganz besonders wichtiges. Da manche die Chri-

stusreligion mit der griechischen Kirche, die in Rußland herrschend war, gleichzusetzen pflegen, so muß man hervorheben, daß ein Unterschied zwischen beiden besteht. Die Christureligion ist eine Kirche der Reformen, denn sie trägt einen die Verhältnisse umwälzenden Sinn in sich. Außerdem ist sie die Kirche, die am allermeisten die notleidenden Volksmassen unterstützt. Sie hat also gar keine Gemeinschaft mit den imperialistischen Ideen. Die Kommunisten wissen dies natürlich auch, aber ihr Ziel ist, die öffentliche Moral zu zerschlagen. Die christliche Kirche aber ist am meisten imstande, eine Umwälzung des Herzens hervorzubringen, und das ist es, was die Kommunisten am meisten bekämpfen. Darum soll jetzt der Fortschritt des Kommunismus unterdrückt werden. Es soll sofort damit angefangen werden. In allernächster Zeit wird in dieser Hinsicht nach einem neuen Gesetz verfahren werden. Was das Schlagwort: Nieder mit der Christusreligion! betrifft, so ist es selbstverständlich, daß es sofort beseitigt werden muß. Das geschieht deshalb, um die Behinderungen und Verführungen, die die Kommunisten veranlaßt haben, zu beseitigen. Auch deshalb ist dies richtig, weil die Christusreligion die ist, zu der sich unser Führer Sun-Yat-Sen in Wahrheit bekannt hat. Auch alle Schlagworte, die gegen andere Religionen gebraucht wurden, müssen samt und sonders abgetan werden. Dies ist selbstverständlich! Durch ganz China geht dieser Befehl!"

So schreibt und befiehlt eine nichtchristliche chinesische Regierung! Manche Regierung unserer christlichen Heimatländer tat nicht so! *1929*

Fünf christliche Minister!

In der neuen Nanking-Regierung sind von den zehn Ministerien fünf von Christen geleitet. Minister des Auswärtigen ist Dr. C. T. Wang, früher Generalsekretär des National-Komitees des Christlichen Vereins junger Männer; Minister für Handel und Industrie Dr. H. H. Kung, zeitweilig Sekretär des Christlichen Vereins junger Männer in Tokio und jetzt noch Haupt einer christlichen Schule in Schansi; Finanzminister T. V. Sung, Sohn eines Laienpredigers in der Südlichen Methodistenkirche; Justizminister Dr. Wong Chung-Hui, Sohn des Pastors Wong, früher am Findelhaus in Hongkong, dann an der selbständigen Kirche der Londoner Mission in Hongkong; Kriegsminister General Feng Ju Hsiang; dazu kam noch der Minister des Innern Hsueh Tu-pi, der aber zurückgetreten ist. — Es ist bezeichnend, daß China, wo es an den Wideraufbau geht, so stark christliche Führer herangezogen hat, wiewohl sie bisher von ihrem Christentum keinen offensichtlichen Gebrauch machten! Da sich die Pressenachricht bewahrheitet, daß auch der Präsident Tschiang Kai Schek im Oktober zum Christentum übergetreten ist, so könnte das eine Änderung der Innenpolitik zugunsten des Christentums bedeuten. *1930*

Außenminister Wang über christliche Zukunftsmöglichkeiten

Vor einiger Zeit hatte Lady Grace Drummond-Hay, die durch ihre Teilnahme an den Zeppelinflügen bekannte Journalistin, eine Unterredung mit dem chinesischen Außenminister Dr. Wang. Man sprach vom nationalen und geistigen Erwachen Chinas. „Ein national und geistig erwachtes China braucht notwendigerweise einen Glauben. Woher diese Kräfte genommen werden sollen, kann heute niemand sagen. Ich bin kein Theologe. Das Christentum, nicht in der westlichen Form, sondern in einer Form, die auf die chinesischen Bedürfnisse, auf chinesische Mentalität und chinesischen Verstand Rücksicht nimmt, könnte vielleicht der Brunnen sein, aus dem Chinas 400 Millionen einmal trinken ..." „Ein christliches China?" unterbrach Lady Drummond ihn voll Erstaunen. „Ja und nein", antwortete Dr. Wang. „Im Grunde sind ja alle Glaubensbekenntnisse die gleichen. Im Grunde ist der Schöpfer ja jener Eine, zu dem Weiße, Rote, Braune, Schwarze und Gelbe beten, und so sind auch die Prinzipien des Christentums ein Gemeingut für die ganze Welt. Aber wenn Sie an die äußeren Formen des Christentums des Westens denken, an Formen, die vom Westen für den Westen geschaffen sind, dann würde ich nein sagen." *1929*

Regierungserlaß zur Missionstätigkeit

Außer jenem Erlaß der „Religionsfreiheit" ist ein anderer erfolgt über die Missionstätigkeit. Der erste Artikel lautet: „Alle fremden Missionare, die infolge der bestehenden Vertragsklauseln zwischen ihren betreffenden Regierungen und China die Erlaubnis haben, Stationen zu gründen, Spitäler und Schulen im Innern Chinas zu errichten, dürfen hierzu Ländereien pachten und im Namen ihrer Gesellschaft Häuser bauen oder mieten. Die Pachtverträge bedürfen der Genehmigung der Ortsbehörden, die ihre Zustimmung verweigern können, wenn die zu pachtenden Ländereien und die Zahl der zu erbauenden oder zu mietenden Gebäulichkeiten die Missionszwecke übersteigen. Wenn die in Frage kommenden Ländereien und Gebäude im Interesse eines Händlers gebraucht werden, so können die Behörden das Unternehmen verbieten und die Mietverträge annulieren. Endlich müssen alle fremden Missionsgesellschaften, die bereits vor Verkündigung dieser provisorischen Anordnung im Innern Chinas Ländereien oder Gebäulichkeiten besaßen, ihre Verträge den Behörden vorlegen. Den fremden Missionen, die eines eigenen Besitztums sich erfreuen, wird eine Begünstigung zuerteilt."

Auch diese Anordnung spricht dafür, daß die jetzige Regierung Chinas den Missionsgesellschaften gegenüber sich nicht unfreundlich stellt, es wird nur darauf ankommen, ob die ausführenden Beamten in demselben weitherzigen Geiste ihres Amtes walten werden.

1929

Offizieller Kampf gegen Aberglauben

Die neue chinesische Südregierung, die jetzt wieder im Kampf steht gegen die äußerste Linke in Hankau und Reste der Nordarmee in Schantung, hat im Einvernehmen mit den verschiedenen Zweigen der „Volkspartei" einen Feldzug gegen den Aberglauben unternommen, worunter sie wesentlich den altchinesischen Glauben meint. Im Auftrage der Nankingregierung sind alle Götzenbilder verboten worden mit Ausnahme der von der Regierung zugelassenen Bilder und der Anbetung des Konfuzius, Menzius, Huangti und einiger anderer. Alle anderen Bilder sind zu zerstören, ihre Tempel einzuziehen und für Wohlfahrtszwecke zu verwenden!

Alle „Göttergeschichten lächerlicher Art" sind verboten und ihr Rezitieren untersagt, was ja unter den niederen Schichten des Volkes sehr beliebt war; auch sind alle Wahrsager gewarnt worden und einige von ihnen in Tienschiao bei Peking verhaftet worden, angeblich weil sie die drei Grundprinzipien des Sun und seiner Volkspartei mißverstanden und falsch ausgelegt haben. Auch alle spiritistischen Medien sind verwarnt worden. Den Theatern ist untersagt, auf ihren Bühnen Stücke aufzuführen, die alte Göttergeschichten zum Gegenstand haben. Vielen Rednern in öffentlichen Versammlungen wurde wegen Unkenntnis der nationalen Forderungen das Wort entzogen. Auf jedes Götzenbild auf dem heimatlichen Hausaltar soll eine Steuer gelegt werden, mit Ausnahme der Ahnentafeln, und kultische Gebrauchsgegenstände wie Kerzen, Weihrauch, Papiergeld zum Opfern sollen ebenfalls hoch besteuert werden.

Hoffentlich ist dieses Aufräumen mit altem Aberglauben nicht bloß aus der Lust am Zerstören entstanden oder um im Religiösen einen Leer- und Hohlraum zu schaffen, sondern um Platz zu schaffen für Gott und Christus. *1929*

Der Präsident fordert eigenes sittliches Vorbild

In der Neujahrsbotschaft an das chinesische Volk hat Tschiang Kai Schek zunächst sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß die Bemühungen seiner Regierung um den Neuaufbau Chinas durch die Obstruktion seiner Gegner stark gehemmt worden sind. Dann fährt er fort: „Was noch mehr zu beklagen ist, ist die sittliche Entartung des Volkes in den letzten Jahren. Die Folge ist, daß auch die letzten Spuren der überkommenen Tugenden und der Sittlichkeit des Volkes schnell dahinschwinden. Wenn dieser Zustand nicht sofort geändert wird, so wird bald der Untergang des Volkes eintreten." „Der allgemeine Mangel an Sittlichkeit und Ehrgefühl im Volke bildet eine weit größere Gefahr für die Zukunft des Volkes als die wirtschaftlichen und militärischen Angriffe von seiten fremder Völker." „Wir müssen uns selbst als Vorbilder für das ganze Volk er-

weisen. Wenn wir selbst uns tugendhaft halten, ehrenhaft und auf geradem und reinem Wege, dann wird das Volk unserem Beispiel folgen; dann wird der Dienst, den wir leisten, unschätzbar sein. Wenn wir mit allen unseren Kameraden so zusammenarbeiten, kann das Volk leicht aus seinem heutigen Zustande der Erschlaffung und der sittlichen Entartung emporgehoben werden." *1930*

„Gegen die Deutschen sich wenden, ist Unsinn"

Wie der Berliner Mission aus China berichtet wird, besichtigte der Ministerpräsident der südchinesischen Regierung Tan nien kai Ende Dezember das von Chinesen erbaute und von dem Arzt der Berliner Mission geleitete Krankenhaus in der Stadt Namjung. Bei einem anschließenden Festessen hielt der Minister eine für die Stellung der südchinesischen Regierung zu den europäischen Mächten, insbesondere Deutschland, in der gegenwärtigen Krise außerordentlich bezeichnende Rede. Er erklärte: „Deutschland ist jetzt arm und kann nicht mehr so viel Geld aufbringen für Schulen und Krankenhäuser wie ehedem. Deswegen müssen wir Chinesen selbst ordentlich Geld beisteuern, damit etwas Rechtes zustandekommt. Die Deutschen stellen dafür ihr Wissen und ihr Herz in unseren Dienst, und dafür wollen wir ihnen recht dankbar sein, zumal deutsches Wissen heute als das gründlichste und beste gilt. Wenn gegen Engländer und Franzosen Front gemacht wird, so ist das wohl begreiflich, aber gegen die Deutschen, auch gegen die Kapellen der Deutschen sich zu wenden, ist Unsinn. Denn die Leute von diesen Kapellen stellen sich in den Dienst unserer chinesischen vaterländischen Sache." Nach näheren Ausführungen über das Krankenhaus, dessen Protektorat er übernommen hatte, ermahnte er noch einmal die maßgebenden chinesischen Persönlichkeiten, sich durch etwaige Strömungen, die gegen eine Zusammenarbeit zwischen Chinesen und deutscher Mission seien, nicht beirren zu lassen. — Solche Worte des südchinesischen Regierungschefs machen es verständlich, warum die deutsche Mission in der Kanton-Provinz und in den neueroberten Provinzen so gut wie unbehelligt geblieben ist, während die anderen fremden Missionen zum Teil ihre Arbeit aufgeben mußten, einzelne Missionsstationen sogar zerstört und verbrannt wurden. *1928*

Ein Lob für die Schweiz

Am Pressetag der Mustermesse in Lausanne ist von Genf her auch ein chinesischer Zeitungsmann erschienen, ein noch junger, fast zerbrechlich schlanker Chinese mit großer Hornbrille und einem breiten Höflichkeitslächeln. Mr. Wang vom „Shun Pao" in Canton. Er erschöpfte sich fast in einer Reihe tiefer Verbeugungen, als er von den allzeit gastfreundlichen Lausanner Kollegen an den Vorstandstisch geleitet wurde.

Man war eben mitten im Strudel der Begrüßungsreden, und da konnte natürlich auch der Mann aus Canton seinem Schicksal nicht entgehen. Auf die dringende Einladung, auch einige Worte zu sagen, entschuldigte er sich zunächst, daß er nur englisch und deutsch verstehe. Er begann dann aber sofort in leidlich korrektem Deutsch, indem er seine Rede mit schüchternen Gebärden seiner fast übermäßig schlanken Hände begleitete.

Er sagte nach einigen einleitenden Höflichkeitsworten ungefähr folgendes:

Unser großer Religionsphilosoph Konfuzius lehrte uns: Die Menschheit hat drei große Zeiten oder Epochen durchzumachen. Die erste Zeit heißt kämpfen, sich schlagen. Die zweite heißt sich versöhnen und vertragen. Die dritte Zeit aber heißt zusammenkommen und sich finden und zusammenarbeiten.

Ich glaube und die ganze Welt glaubt, daß die Schweiz, dieses schöne Land, diese dritte Stufe schon erreicht hat. Und deshalb war es mir eine hohe Freude, dieses Land, das ein internationaler Schauplatz des Zusammenkommens und Sichfindens geworden ist, kennen zu lernen. Mein Gruß gilt daher der Schweiz, dem Land des Völkerbundes, dem Land des Sichfindens und der Versöhnung."

Alle, die diese kurze Rede gehört und verstanden hatten, fanden nun, daß dieser Chinamann, über dessen ungewohntes Erscheinen manch einer vielleicht ein heimliches Lächeln verbissen hatte, eigentlich ein ganz gescheiter Kopf sei und jedenfalls als Tischredner alle anderen in den Schatten gestellt habe. *„Bund" 1928*

2. Halbamtliche Schädigung des Christentums

Diese Möglichkeit ist dadurch gegeben, daß die heutige Nanking-Regierung eine Parteidiktatur der Kuo Min Tang, der chinesischen Volkspartei, darstellt, die bis zu einem gewissen Grade fremdenfeindlich und antichristlich eingestellt ist.

Antichristliche Propaganda in der Militärakademie

In der unter russischem Einfluß stehenden Militärakademie in Whampoa (Kanton) sind Bilder folgender Art ausgestellt:

1. Ein Missionar hilft den fremden Kapitalisten und Militaristen, die Chinesen zu unterdrücken.

2. Ein Missionar gibt einem Chinesen die Bibel als Betäubungsmittel ein, während ein Militarist und ein Kapitalist den Chinesen mit großen Messern zerschneiden.

3. Ein Missionar mit Bibel und Kreuz geht voran, Imperialisten mit Kanonen und Kanonenbooten folgen ihm, Chinesen erschießend.

4. Ein Missionar mit der Bibel in der Hand steht vor einem grausam gefesselten Chinesen, der sich quält, die Fesseln der ungleichen Verträge abzustreifen. Der Missionar ermahnt ihn, keinen Widerstand gegen die Fesseln zu versuchen, Gott werde ihn trösten. Indessen stecken fremde Kapitalisten dem Missionar Geld in eine Büchse, die von seiner Schulter herabhängt.

5. Ein starker Chinese hält ein Buch hoch, die drei Volksprinzipien Dr. Sun Yat sens. Kreuz und Bibel aber liegen an der Erde zu des Chinesen Füßen.

Diese Akademie ist die Bildungsstätte für das Offizierkorps der Südtruppen. Es ist ein Wunder, daß bei einer solchen Hetze nicht noch viel mehr Schlimmes gegen die Mission in China geschieht.

Witte 192

Antichristliche Betätigung von Provinzialbehörden

Es wird ein Dokument veröffentlicht, welches klar beweist, daß die Provinzialbehörden in Tsinanfu gegen die Mission sehr unfreundlich eingestellt sind. Zum Verständnis des Textes zuerst folgendes: In der Ostvorstadt von Tsinanfu betreibt die Presbyterianer-Mission die Tsi-Mei-Mittelschule. In Tenghsien, in Südschantung, haben die Presbyterianer eine Mittelschule und eine Theologische Schule. Diese Mittelschulen unterstehen dem Büro für soziale Wohlfahrt in Tsinanfu, die höheren Schulen dem Unterrichtsbüro. Das Dokument lautet wie folgt:

„Verwaltungs-Order
Nr. 73.
Büro für soziale Wohlfahrt, Tsinan.
Ein Geheimbefehl für die Tsi-Mei-Mittelschule.

Auf der 49. regulären Sitzung des Provinzial-Tang-Pu wurde folgende Resolution beschlossen:

1. An die Provinzialregierung und die Unterrichtsverwaltung soll ein Brief geschrieben werden, daß sie ihre Untergebenen anweisen, gegen die christliche Kirche und ihre kulturellen Angriffe auf der Hut zu sein.

2. An den Tenghsien-Tang-Pu soll ein Geheimbefehl gesandt werden, daß am 25. Dezember antichristliche Demonstrationen vollzogen werden. Außer dem Geheimbefehl und dem Brief sollte der Schantung-Tang-Pu diese beiden Resolutionen an das Unterrichtsbüro senden mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß sie durchgeführt werden, und mit der Mitteilung, daß der Tang-Pu alle seine Untergebenen anweisen wird, gegen die kulturellen Angriffe des Imperialismus besondere Vorkehrungen zu treffen. Das Unterrichtsbüro möge diese durchführen. Hiermit teilt das Büro für soziale Wohlfahrt seinen Untergebenen diese Anordnung mit und befiehlt ihnen, gegen

fremde, kulturelle Angriffe auf der Hut zu sein. Weiterhin befiehlt das Büro für soziale Wohlfahrt respektvoll der Tsi-Mei-Mittelschule, dieser (Anordnung) zu folgen und besondere Vorkehrungen zu treffen. Dies ist der Befehl.

Tsinan Stadt-Büro für soziale Wohlfahrt.

Li Fang Hura, Leiter des Büros.

Chinesische Republik, 19. Jahr, Januar 24."

Wenn da kein Wandel geschaffen wird, kann für die Mission böse Zeit kommen. Chinesische Christen behaupten, mit eigenen Ohren gehört zu haben, daß hohe Beamte in Tsinan sich rühmten, sie würden alle christlichen Schulen in Schantung schließen. *Witte 1930*

Antichristliches Flugblatt der Kuo Partei

Letzte Weihnachten (1929) hat das Propagandabüro der Volkspartei, also eine amtliche Stelle, in Tsinanfu, der Provinzialhauptstadt von Schantung, einen Befehl erlassen, der „Hypnotisierung" der Chinesen durch die Christen Einhalt zu tun durch einen antichristlichen Feldzug. Die Art, wie der Kampf geführt werden soll, zeigt, wie völlig das Christentum verkannt wird. Das Blatt lautet:

Das Christentum ist in erster Linie der Vortrupp der kulturellen Invasion der Imperialisten; daher sollte es schleunigst ausgerottet werden. Am 25. dieses Monats ist das Weihnachtsfest, welches die Christen feiern und an welchem sie Versammlungen abhalten, um die Massen zu hypnotisieren. Um dieser Hypnotisierung zuvorzukommen, hat die Propagandaabteilung Richtlinien aufgestellt für eine antichristliche Propaganda. Ich, der Leiter der Propagandaabteilung, befehle der Propagandakommission, einen erfolgreichen Propagandafeldzug in die Wege zu leiten. Beigefügt sind Richtlinien und Hauptthemata für solch einen antichristlichen Feldzug, ein Blatt von jeder Art.

gez. Chang Hung Ch'ien, Leiter der Propagandaabteilung.

Am 23. Dezember, 18. Jahr der Republik China.

1. Beiblatt.

Sechzehn Richtlinien für den antichristlichen Feldzug.

1. Das Christentum ist der Vortrupp des Imperialismus. 2. Wenn wir den Imperialismus niederwerfen wollen, müssen wir dem Christentum entgegentreten. 3. Nieder mit der christlichen Erziehungspolitik, welche die Köpfe unserer jungen Leute verdirbt! 4. Hinweg mit den Erziehungsvorrechten der christlichen Schule! 5. Nieder mit den Christen, einer Klasse von Schmarotzern! 6. Nieder mit der

christlichen Erziehung! 7. Nieder mit der betrügerischen christlichen Moral! 8. Wer an das Christentum glaubt, ist willig, ein Jagdhund der Imperialisten zu sein! 9. Alle, welche mit dem Christentum sympathisieren, sind unerwünschte Glieder der chinesischen Rasse und Verräter an ihrem Lande. 10. Tut unter der Führung der Kuo Min Tang Euer Bestes, das Christentum anzugreifen! 11. Fördert den Nationalismus und tut Euer Bestes, die antichristliche Bewegung zum Erfolge zu führen! 12. Rottet den Einfluß des Christentums in China aus! 13. Helft der nationalen Revolution zu bleibendem Erfolg! 14. Helft dem chinesischen Volke zur Freiheit! 15. Lang lebe die Kuo Min Tang! 16. Lang lebe die chinesische Republik! *Rabes*

3. Der offizielle Kampf gegen den Religionsunterricht

Ein Vorstoß gegen die Missionsschulen in China

Die „Ostasiatische Rundschau" berichtet (1925, 1) folgendes:

In chinesischen Schulkreisen ist schon seit langem eine Bewegung im Gange, die für die von den Missionen unterhaltenen Schulen Staatsaufsicht verlangt wie für die chinesischen Schulen. Diese Tendenz zeigte sich bereits in der „Nationalversammlung für Erziehungsfortschritte", die im Sommer in Nanking abgehalten wurde und von 900 Lehrern und Regierungsvertretern besucht war. Inzwischen hat im Oktober v. J. in Kai Feng-fu mitten während des Bürgerkrieges eine neue Versammlung getagt, die nach Informationen eines amerikanischen Berichterstatters folgende Resolution angenommen und dem Kultusministerium in Peking unterbreitet hat:

„Nach genauer Prüfung des ganzen Problems fordern wir, daß die Regierung alle erzieherische Tätigkeit, die von Fremden in China ausgeübt wird, unter ihre Kontrolle nimmt. Die fremde Schultätigkeit in China zeigt viele Übelstände, von denen die folgenden ganz besonders hervorgehoben seien:

1. In jedem Lande ist die Erziehung eine äußerst wichtige Angelegenheit der Regierung. Die Schulen, die von Fremden in China geleitet werden, stehen nicht unter Aufsicht der Regierung. Sie verstoßen somit gegen das ausschließliche Regierungsprivileg der Erziehung.

2. Jedes Land hat irgendwelche herrschenden Ideen, nach denen es seine Erziehungstätigkeit einrichtet. Fremde Rassen sind durch Charakter und Ideale von unserem Volk verschieden. Die Erziehung jedes Landes sollte den Bedürfnissen des betreffenden Landes entsprechen.

3. Durch die Unterrichtsmethode kaufen sich diese fremden Schulen die Zuneigung unseres Volkes und machen die Schüler tatsäch-

lich zu Kolonisten ihrer eigenen Länder. Wenn es vielleicht auch nicht beabsichtigt ist, so ist doch der Plan äußerst hinterhältig, denn die Wandlung im Charakter der Schüler vollzieht sich ganz unbewußt. Die Lehrer an den Schulen sind entweder Prediger irgendeiner Religion, oder sie benutzen ihre Stellung, um politische Ideen zu verbreiten. Bloße Erziehung ist nicht ihr eigentliches Ziel. Sie folgen ihren eigenen Neigungen und Ideen, ihr Verfahren stimmt nicht mit den Grundsätzen der chinesischen Regierung überein.

4. Aus den obigen Gründen ist es dringend notwendig, daß die Regierung die rechtmäßige Kontrolle der Erziehung in die Hand bekommt."

Die Resolution gibt dann weiter eine Reihe von Mitteln an, mit denen dieses Ziel der Erziehungskontrolle erreicht werden kann. Das letzte Ziel dieser Bestrebungen wird darin gesehen, daß nach einer Reihe von Jahren alle die von Missionen unterhaltenen Schulen vollkommen in die Hände der Regierung übergeleitet sind. Auf die Kosten, die diese Übernahme der Missionsschulen machen würde, geht die Resolution nicht ein. *1925*

Die chinesischen Bestimmungen über die Privatschulen

Erlaß Nr. 1129 des Unterrichtsministeriums an das Amt für Unterrichtswesen der Munizipalverwaltung des Sonderbezirks Tsingtau.

I. Abschnitt. Allgemeine Vorschriften.

§ 1. Privatschulen sind von Privatpersonen oder privaten juristischen Personen gegründete Schulen. Hierzu rechnen auch von Ausländern oder von Religionsgesellschaften gegründete Schulen.

§ 2. Für die Gründung einer Privatschule ist die Genehmigung der zuständigen Unterrichtsbehörde erforderlich. Ebenso können Umänderungen des Schulbetriebs und Einstellung des Lehrbetriebs nur mit Genehmigung der zuständigen Behörde erfolgen.

Private Universitäten, unabhängige Hochschulanstalten und Fachschulen unterstehen alle dem Unterrichtsministerium als der zuständigen Behörde. Private Mittelschulen und Elementarschulen unterstehen der Provinzialbehörde für Unterrichtswesen oder dem Amt für Unterrichtswesen der Munizipalverwaltung eines Sonderbezirks als der zuständigen Behörde.

Die zuständige Behörde für die privaten Universitäten, unabhängigen Hochschullehranstalten und Fachschulen angeschlossenen Mittelschulen und für die an höhere Mittelschulen angeschlossenen Elementarschulen ist die gleiche wie die für die sonstigen Privatmittelschulen und Elementarschulen.

§ 3. Privatschulen müssen bei der Unterrichtsverwaltung eingetragen werden und unterliegen deren Beaufsichtigung und Führung. Errichtung und Lehrplan der Privatschulen und damit verbundene Angelegenheiten müssen gemäß den geltenden Gesetzen und Verordnungen über das Unterrichtswesen durchgeführt werden.

§ 4. Schulleiter einer von Ausländern gegründeten Privatschule muß ein Chinese sein.

§ 5. Von Religionsgesellschaften gegründete Privatschulen dürfen Religion nicht als Unterrichtsfach haben, und beim Unterricht darf keine religiöse Propaganda erfolgen. Wenn in der Schule religiöse Feiern stattfinden, darf kein Schüler zur Teilnahme an ihnen gezwungen werden. In Elementarschulen dürfen religiöse Feiern nicht stattfinden.

§ 6. Wenn der Schulbetrieb einer Privatschule nicht ordentlich ist oder gegen die Gesetze verstößt, ist die zuständige Behörde berechtigt, die Eintragung der Schule zu löschen oder die Schule zu schließen. *27. August 1929*

Scharfe Kontrolle und Durchführung dieser Maßnahmen

In Schantung sind mehrere Missionsschulen geschlossen worden, nur weil man bei einigen Schülern christliche Bücher fand. Der nationale Erziehungskongreß in Nanking (März 1930) hat gefordert, daß die Christlichen Vereine junger Männer unter rein chinesische Leitung gestellt werden sollen, der christliche Einfluß in ihnen müsse beseitigt werden, da dieser eine Hemmung der Entwicklung des chinesischen nationalen Geistes sei. Ein Regierungserlaß bestimmt, daß in allen Missionsschulen „christliche Propaganda" auch außerhalb des Unterrichts verboten sei. Kein Schüler dürfe zu irgendeiner religiösen Veranstaltung aufgefordert werden. An keiner Schule sei eine Bibelschule oder theologische Abteilung zu dulden. Demgemäß sind die christliche Nanking-Universität und das christliche College in Schanghai aufgefordert worden, ihre theologischen Abteilungen aufzulösen.

Die Erziehungsbehörden in China haben auf die Missionsschulen in Swatau einen Druck ausgeübt, sich bei der Regierung eintragen zu lassen. Als die dortige Mädchen-Mittelschule dies unterließ, ordnete das Kantoner Erziehungsamt an, daß aus ihrem Namen die Worte zu streichen seien, die sie als Mittelschule kennzeichnen. Eine Schule, die darauf besteht, Religionsunterricht in ihrem Lehrplan zu behalten, darf demnach in ihrem Namen keine dem Regierungs-Schulsystem entnommene Bezeichnung verwenden. Ihre Schüler haben auch keinen Zutritt zu solchen staatlichen oder behördlichen Berufen, für welche ein Abgangszeugnis erforderlich ist.

In einigen Teilen Chinas ist man duldsamer. Aber wo Nanking die Macht hat, z. B. auch in Tsingtau, geht man sehr scharf vor. Die Mission sollte trotzdem nicht mit der Auflösung ihrer Schulen drohen, sondern sich jetzt in Geduld fügen. Es kommt sicher eine Zeit, in der dieser scharfe Kurs wieder aufhört. Die Missionsschulen üben doch durch ihren Geist einen starken, christlichen Einfluß aus.

Witte 1930

Weitere religionsfeindliche Haltung der Kuo Min tang in Schantung

Die Provinzialgruppe der Kuo Min tang in Schantung hat im Mai 1930 neue Richtlinien für die Behandlung der Missionsschulen herausgegeben. Die wichtigsten Punkte sind folgende: 1. Keine nichtchinesische Organisation darf Volksschulen und Kindergärten einrichten. 2. Keine religiöse Organisation darf Lehrerbildungsanstalten gründen. 3. Keine christliche Schule, in welcher religiöse Veranstaltungen irgendwelcher Art stattfinden, darf anerkannt werden. 4. Alle christlichen Schulen sollen gezwungen werden, die Anerkennung zu beantragen. Alle nichtanerkannten Schulen müssen nach einem bestimmten Termin geschlossen werden. 5. Die Präsidenten aller anerkannten Missionsschulen werden von der Regierung bestimmt. 6. In keiner anerkannten Schule ist irgendeine Art religiöser Propaganda erlaubt.

Von der Hetze gegen die christliche Schantung-Universität, die die einzige Hochschule in Schantung ist, ist früher berichtet worden. Vor mehr als einem Jahr hat diese Hochschule ihre Anerkennung beantragt. Bisher ist sie nicht erfolgt. Jetzt beantragt die Kuo Min tang, dieser Universität die Aufnahme neuer Studenten zu verbieten, weil sie nicht anerkannt sei.

Dies Vorgehen der Kuo Min Tang in Schantung ist Wahnsinn und Selbstmord. Die Missionsschulen in Schantung sind fraglos die besten Schulen der Provinz. Die Regierung hat kein Geld und keine Fähigkeit, um gute Schulen zu schaffen. Die Schulnot ist riesengroß. Trotzdem bekämpft man die Missionsschulen. Man kann nur hoffen, daß die Machthaber bald zur Besinnung kommen. Die Mission muß einstweilen leiden und besserer Zeiten warten (siehe unter C. S. 199).

Witte 1930

B. Stellung des Christentums im chinesischen Volksleben

1. Allgemeine Einflüsse

Konfuzianische Gelehrte wünschen Stärkung des Konfuzianismus durch das Christentum

1. Ein nichtchristlicher chinesischer Gelehrter hat sich (laut „Evangelist“ 1927, 48) jüngst einem Christen gegenüber über die Aussichten des Christentums in China folgendermaßen geäußert: „Ihre Religion breitet sich gegenwärtig langsam aus in China, aber warten Sie noch zehn Jahre, und ich sehe voraus, daß sie laufen wird wie ein Feuer im dürren Lande. Ich habe mich mit der Frage beschäftigt, warum das Christentum sich gegenwärtig nicht schneller ausbreitet in China, und glaube, drei Gründe gefunden zu haben: 1. Die Bekehrten dürfen nicht wie eine Herde den Ausländern folgen, sondern müssen in ihren eigenen Familien und unter ihrer chinesischen Umgebung bleiben und durch ihr alltägliches Leben beweisen, daß ihr Glaube Tat ist. 2. Die Christen müssen mehr von ihrem Glauben und ihrer Überzeugung reden. 3. Die Christen müssen ihrem eigenen Volke dadurch beweisen, daß sie von der Wahrheit ihrer Lehre tief überzeugt sind, daß sie mehr Opfer bringen für deren Ausbreitung.“ Diese Worte eines unbefangenen Beurteilers mögen zu denken geben, wenn sie auch vielleicht die Schwierigkeiten für die Missionschristen unterschätzen. *1927*

2. Der chinesische Professor Chao schreibt in der „International Review of Missions“, daß der Konfuzianismus als Religion in China tot sei, aber als Sittenlehre weiterlebt und im Bunde mit dem Christentum die Kraft werden kann, die China jetzt zur Gesundung braucht. Der Konfuzianismus mag im Christentum die Quelle zur eigenen Belebung finden und das Christentum im Konfuzianismus eine Bestätigung seiner Wahrheit. — Er vergleicht die alte chinesische Moral mit einem Pfeil, der von einem zu schlaff gespannten Bogen abgeschossen wird und zwecklos verfliegt; das Christentum ist nun die Kraft, die den Bogen recht spannt und dem Pfeil Richtung und Schwungkraft gibt, daß er sein Ziel erreicht. Denn nur mit diesem religiösen Hintergrund und dieser Schnellkraft kann er der Welt einen Dienst leisten. Ihm fehlte bisher Begeisterung und Auftrieb, die religiöse Tiefe des von Gott ergriffenen Herzens! „Die Tiefe und Höhe der christlichen Bruderliebe kann nicht ohne religiöse Harmonie mit Gott und ohne Verantwortungsgefühl vor ihm erreicht werden!“ *1929*

Viele Gelehrte haben freilich kein Verständnis für Religion

Im „Chinese Recorder“ (1928, S. 414 ff.) gibt Hunter Yen einen interessanten Bericht über die Urteile einiger geistiger Führer des heutigen China über Religion. Der bekannte Universitätskanzler Tsai

Yuan-pei hat sich in einem Vortrage über „Ästhetik als Ersatz der Religion" dahin geäußert, nach der Entwicklung der Wissenschaft sei Religion nicht mehr notwendig. Die Pflege der schönen Künste werde die Menschen zu sittlichem Handeln in der Zukunft der Menschheit anregen und bewegen. Wo im Westen der Welt noch Religion sei, werde sie nur noch aus alter Überlieferung gepflegt. Tsai Yuan-pei steht etwa auf dem Standpunkt des Konfuzius, der Belehrung, Beispiel und schöne Künste für die Motive der Sittlichkeit erklärte. Immerhin baute Konfuzius seine Lehre auf einem religiösen Hintergrunde auf, der bei Tsai Yuan-pei fehlt. Der bekannteste Philosoph des heutigen China, Hu Schi (siehe Ostasien-Jahrbuch 1928 sein kleines Drama: „Der Kampf um die Ehe in China"), leugnet die Existenz einer Seele als ewiges Sonderwesen. Die „Seele" ist ihm nur die Lebensfunktion des Körpers. Mit dem Sterben des Körpers hört die „Seele" auf. Unsterblichkeit ist ihm nur das Fortleben der sittlich edlen Wirkungen, die ein Mensch ausgeübt hat, und der Fortbestand der Menschheit in ihrer Gesamtheit. Der Gelehrte Liang Su ming hat in einem Buch über „Zivilisation und Philosophie im Orient und Okzident" erklärt, Religion werde ihre Bedeutung auch in der Menschheit der Zukunft behalten. Freilich brauche der Mensch Gott nicht mehr als Hilfe und Trost. Der Mensch kann sich selbst immer besser helfen, je mehr die Wissenschaft sich entwickelt. Der Mensch braucht Gott auch nicht, um Vergebung der Sünden zu empfangen. Der Mensch vergibt sich selbst seine Sünden im Hinblick auf seine guten Taten. Er braucht Gott auch nicht mehr, um einen neuen, lohnenden Sinn des Lebens zu bekommen. Er wird sein Leben selbst bilden, indem er sich dem Leben besser anpaßt und es voll bejaht, so wie es ist. So gewinnt er auch die Kraft und Freudigkeit zu rechten Taten. Nötig hat der Mensch Religion nur noch im Sinne Buddhas als Lebensabkehr von dieser Welt. Die Menschen, die dies Leben nicht leben wollen und können, fliehen aus der Welt, wie Buddha gelehrt hat. Der Gelehrte Tu Schiao-schih dagegen ist der Meinung, daß die Religion ihre bleibende Berechtigung behalten wird als eine Welt, die ebenso wirklich ist wie alle anderen Gebiete des Lebens. Religiöse Erfahrung sei ebenso wirklich wie wissenschaftliche Erkenntnis. Der Konflikt zwischen Wissenschaft und Religion sei nicht tiefgreifend. Die Religion muß nur alle abergläubigen Elemente von sich ausscheiden.

Witte 1929

Was die Chinesen vom Christentum erwarten

Auf der alljährlich in Nordamerika tagenden Missionskonferenz hielt der chinesische christliche Professor der Soziologie der St.-Johns-Universität in Shanghai, Tsu, ein Referat über „Jesus Christus im Denken Chinas", aus dem folgende Absätze entnommen sind.

In erster Linie hat uns Jesus Christus in den Stand gesetzt, „den Vater zu sehen". Weder der Buddhismus noch irgendeine andere heidnische Religion hat uns Gott als unsern Vater sehen lassen. Es ist einzig und allein Christus, der uns Gott in dieser seligen und gnadenvollen Verwandtschaft verkündigt hat. Die Philosophen der Griechen und Hindu waren Gottsucher. Aber das Menschengeschlecht erfaßte niemals Gott als Vater, bis Christus kam. Der Pantheismus, ein unklarer, dunkler und trüber Glaube, versuchte uns zu der Überzeugung zu bringen, daß alles und jedes Gott ist. Demgegenüber wuchs das andere Extrem, ein grober und roher Polytheismus, aus dem Bestreben heraus, Gott an bestimmten Orten festzubannen und sein Bild in Abbildern von Stein, Holz oder Lehm zu fassen. Aber wenn ich jene Schriftstelle lese, wo Philippus sagt: „Herr, zeige uns den Vater, so genügt es uns", dann glaube ich, daß der Apostel nicht allein dem geistigen Sehnen seines eigenen Volkes damit Ausdruck verlieh, sondern dem des ganzen Menschengeschlechtes für alle Zeiten.

In zweiter Linie hat uns Jesus die Erkenntnis ermöglicht, welches das wahre Wesen der Bruderschaft ist. Der Gedanke, daß die Menschen Brüder sind, findet sich unzweifelhaft in mehr oder minder klarer Weise in allen Religionen. Wir finden ihn im Buddhismus, aber weil dieser versäumte, ihn auf das ganze Menschengeschlecht auszudehnen, mußte er eine Auswahlbruderschaft der Mönche schaffen für diejenigen Menschen, die willens sind, ihr Leben ganz der frommen Religionsübung zu weihen. — Wir finden den gleichen Gedanken im Konfuzianismus ausgedrückt in der Vorstellung, daß „unter dem Himmel eine Familie" wohnt. Man fragt deshalb mit Recht, was dann der besondere Beitrag des Christentums zu dem Begriff der Bruderschaft ist. Sein Beitrag ist nicht der Gedanke der Bruderschaft an sich, sondern die Aufweisung seiner Quelle. Andere Religionen möchten immer wieder die Frucht genießen, ohne den Baum zu pflanzen; aber das Christentum zeigt uns einen Baum und wir bekommen seine Frucht zu essen. Der Kern der Sache ist sehr fein getroffen mit dem Wort: „Wir können nicht den Sinn des Wortes ‚brüderlich' begreifen, wenn wir nicht zuerst den Sinn des Wortes ‚kindlich' erfassen." Was Bruderschaft der Menschheit heißt, können wir nur erfassen durch unsere Kindschaft in Christus.

In dritter Linie hat Jesus die Quellen menschlicher Liebe für immer zu reichlichem Fließen gebracht. So vieles dem Besucher in China auch entgegentritt, was er mit Recht an dem Volk und seiner Kultur bewundert, so fallen ihm doch auch anderseits unleugbare Unvollkommenheiten auf. Die größte davon ist vielleicht die Gefühllosigkeit, der Mangel an mitfühlender Liebe, und die Unfähigkeit, Leiden anderer zu begreifen. Zwar muß man zugeben, daß sich im chinesischen Stamm oder Familienverband ein herrlicher Geist von

Hilfsbereitschaft findet; gleichwohl muß aber eingestanden werden, daß dem Chinesen dieses wunderbare, rein menschliche Mitgefühl völlig abgeht, das in einer wahrhaft christlichen Luft sich blühend entfaltet.

In vierter Linie hat Jesus Christus uns recht und besonders beten gelehrt. Es gibt kein Volk auf der Erde, das nicht betet; es gibt keine Religion in der Geschichte der Menschheit, die nicht auf das Gebetsleben den Nachdruck legt. Aber die Religion Jesu hat das Gebet völlig und endgültig zu einem rechten Gebet gemacht. Der Bauer in Tibet, der seine Gebetsmühle dreht, wenn er allmorgendlich an sein Tagewerk geht, ist ein Beter; meine alte Großmutter, die täglich um 4 Uhr früh ihr Räucherstäbchen anzündet und ihre Gebetsformel „Namo Omito Fu" dabei murmelt, ist eine Beterin. Aber erst der Christ wird ein rechter Beter. Wie gern stelle ich mir die Szene vor, wo eine Anzahl Jünger sich um den Meister schart mit dem Anruf: „Herr, lehre uns beten!" Damals kam von den Lippen Jesu jene wunderbare Antwort, das Gebet des Herrn. Wir in China kommen durch dieses Gebet zu einer persönlichen Religion und finden Gott wirklich.

Was ist nun, um zusammenzufassen, die große geistige Gabe des Christentums in China gewesen und kann und soll sie immer sein? Es ist die Anerkennung der Herrschaft Gottes im Leben des Menschen. Das scheint mir nämlich das innerste Bedürfnis im Leben meines Volkes zu sein, daß es dahin kommt, Gott im menschlichen Leben schlechthin anzuerkennen und seine Macht in jedem Leben, des Einzelnen wie der Gesamtheit, zu fühlen. *1927*

„Christliche" Überraschungen in China

Eine von einer chinesischen Zeitung veranstaltete Rundfrage, welches die zwölf bedeutendsten Männer Chinas seien, hat ein überraschendes Resultat ergeben, nämlich, daß die Mehrzahl der Genannten Christen sind; dabei war die Zeitung und ihr Leserkreis nicht etwa christlich, noch irgendwie religiös eingestellt. Am meisten Stimmen erhielt der von der amerikanischen Mission erzogene Dr. Sun Yat Sen, der Vater der chinesischen Revolution genannt wird. — Es folgt der bekannte christliche General Feng, in dessen Heer die Mehrzahl der Soldaten Christen sein sollen. — Der dritte ist Dr. Wellington Koo, ehemaliger Gesandter in London und Washington, der zwar kein getaufter Christ ist, aber dem Christentum sehr nahe steht. Er war der erste Präsident der Völkerbundsversammlung in Genf. — An vierter Stelle steht Dr. Wang, der China auf der Versailler Friedenskonferenz vertrat. Er ist ein leitender Führer des Christlichen Vereins junger Männer in China. Unter den anderen befindet sich noch ein chinesischer Pastorensohn aus Hongkong, dann der christ-

liche General Yen, Gouverneur von Schansi, der erfolgreich den Kampf gegen Opium und Mohnanbau geführt hat, endlich noch ein christlicher Sekretär, Dr. David Yui. *1925*

Ein Eroberungszug der Bibel

Vielleicht gibt es kein Volk auf der Welt, das die Gabe des Buches so zu schätzen weiß wie ein Chinese. Sie haben eine hohe Achtung, oft gesteigert bis zur Ehrfurcht, vor geschriebenen Schriftzeichen. Darum sind sie erfreut über jedes Buch, das sie geschenkt erhalten, und bringen das auch dem Buch der Bücher entgegen.

Die drei Bibelgesellschaften, die in China arbeiten, finanzieren das ganze Werk. Die britische und ausländische Bibelgesellschaft, die amerikanische und die nationale Bibelgesellschaft von Schottland beschleunigen jetzt die Auflagen und tragen alle Transportkosten.

Wer will sagen, ob nicht all diese Gärung und Unruhe in China vielleicht ein Umpflügen jungfräulichen Bodens ist, um die Saat göttlichen Segens in sich aufzunehmen? Jedenfalls wird das Unterbringen von 700 000 oder gar 1 000 000 Neuer Testamente in chinesischen Händen und vielen Herzen nicht verfehlen, eine geistige Erweckung hervorzubringen.

Vor zwei Jahren wurde der Plan einer Verteilung von hübschen Taschenausgaben des Neuen Testaments über ganz China von den Bibelgesellschaften angeregt. Sie trugen die Sache zunächst den Missionaren vor und sandten eine briefliche Anfrage an mehr denn 5000 Missionare mit der Anfrage nach ihrem Urteil und wenn zustimmend, wieviel Exemplare sie in ihrem Distrikt unterbringen könnten. Das Projekt wurde aufgegriffen und mehr als 600 000 Exemplare bestellt.

Das Ziel war nicht bloß, möglichst viel Neulinge zu erreichen und zum Licht der Welt zu führen, sondern auch unter den christlichen Bekennern das regelmäßige Lesen der Schrift anzuregen.

Wenn auch die Austeilung der Bücher erst ganz vor kurzem begonnen hat, so lassen sich doch schon einige Erfahrungen buchen. So schrieb ein Missionar aus Honan, der kürzlich von Räubern weggeschleppt war, aber entfliehen konnte, einen Brandbrief, der Testamente für seine von Räubern und Soldaten arg heimgesuchte Stadt nicht schnell genug herbeischaffen konnte. Er schreibt:

„Vor einigen Monaten erbat ich 2000 Testamente für meine Zentrale und für 800 umliegende Dörfer. Nun ist unsere Stadt neulich wieder von einer Räuberbande angegriffen worden, dann folgte eine Plünderung durch 1300 Soldaten. Die Räuber mordeten in der Stadt und führten gegen 700 Leute weg, die sie folterten, um ein Lösegeld um so schneller herauszupressen. Und doch merkt man deutlich, daß diese Zeit günstig ist für die Arbeiter im Weinberg des Herrn, von Haus zu Haus und von Laden zu Laden zu gehen und das Wort

des Lebens zu verteilen. Können Sie mir nun die 2000 gleich auf einmal zusenden?"

Da es mit dem Frachtgut zu langsam ging und zu unsicher war, sandten wir 1000 Exemplare mit der Post. —

G. Davis, amerikanischer Missionar und Vertreter der Bibelgesellschaft, Shanghai 1928.

Die Bibel in China

Vor einigen Jahren, so berichtet der „Chinese Recorder", hat der General Chang Tze Kiang in Verbindung mit der amerikanischen Bibelgesellschaft eine besondere Ausgabe von Bibeln und Neuen Testamenten herstellen lassen, in welche ein Blatt eingedruckt war mit der Erklärung des Generals: „Dies ist der größte Klassiker unter dem Himmel." Diese Ausgaben sind bereits vergriffen, teils verschenkt, teils billig verkauft. Jetzt hat derselbe General die Summe von 10 000 RM. zur Verfügung gestellt zu einer neuen Verteilung von Bibeln und Neuen Testamenten. *Witte 1930*

2. Soziale Hilfe

Ein Chinareisender schildert in der Zeitschrift „Chinese Recorder", was er von der Arbeiterwelt gesehen hat. Das sei hier zunächst kurz unter gewisse Überschriften zusammengestellt, die uns bei der Arbeiterfrage einfallen.

1. Arbeitszeit. Sie dauert 12 bis 18 Stunden in China; 12 Stunden nur, wo Tag- und Nachtschicht ist; in einer Streichholzfabrik von 4 Uhr früh bis 6½ Uhr nachmittags, also 14½ Stunden, mit nur wenigen Minuten Mittagspause. In einer Wolldeckenfabrik 16 Stunden, in einer Weberei 18 Stunden. Die Lehrzeit umfaßt drei Jahre, wo den jungen Burschen kein Lohn, nur Nahrung verabfolgt wird; danach werden sie meistens entlassen und sehen oft als Droschkenkuli durchzukommen. Ein Sonntag als Ruhetag ist natürlich im nichtchristlichen China nicht eingeführt; man hat meist nur zwei Ruhetage monatlich zum Reinigen der Betriebe.

2. Arbeiterschutz. Er fehlt auf allen Gebieten: weder hat man eine Schutzvorrichtung an Maschinen, noch hygienische Maßnahmen in den Fabriksälen, noch eine Versicherung gegen Unfall, Alter, Krankheit oder Arbeitslosigkeit. Der Phosphor in den Streichholzfabriken frißt namentlich den Jugendlichen Haut und Zahnfleisch entzwei; die ungesicherten Maschinen lassen Finger, Hand und Arm bei der geringsten Unvorsichtigkeit verstümmeln, und wer könnte 12 bis 18 Stunden, ohne zu ermüden oder einzuschlafen, an der Maschine sitzen? Die Baracken und Hallen, wo gearbeitet wird, sind oft so dunkel, daß in Webereien und Seidenspinnereien oder Sticke-

reien die Augen der dort angestellten Frauen und Mädchen schnell verderben. Kleine Mädchen bearbeiten die Kokons der Seidenraupe in brühendem Wasser, daß ihnen die Haut verbrennt und von dem Dampf die Augen verderben. Ein Fabrikbesitzer meinte ganz kühl: „Die kleinen Hände der Mädchen seien am geschicktesten, dabei macht es sich bezahlt." Solche Gesinnung zeigt das Brutale, Unchristliche der Gebildeten und Reichen dort!

3. Wohnungsfrage. Einer der dunkelsten Punkte im chinesischen Arbeiterleben! Wenn die Arbeitsschicht zu Ende ist, tritt der Teil der Arbeitenden, der ein eigenes Heim am Ort hat, den Heimweg an; die Frauen und Mädchen wanken übermüdet, oft mit einer Kinderlast auf dem Rücken, heim, soweit ihre gebundenen Füße das gestatten. Für die Fernerwohnenden halten Männer mit Personenschubkarren vor der Fabrik und fahren je acht auf einer Karre nach Hause. Den täglichen Fahrpreis müssen diese Frauen von ihrem kärglichen Verdienst bestreiten. Die Mehrzahl dagegen wohnt in Baracken, die mit jeder Fabrik verbunden sind und immer der Hälfte der Belegschaft „Unterkunft" gewähren, falls man es so nennen will. Die großen, oft zweistöckigen Räume sind in kleinere Verschläge eingeteilt, oft nur zehn Fuß im Quadrat, oder hallenartig mit kleinen, engen Schlafmatten belegt, wo je zwei Personen ein Bettlager — Brett mit schmutziger Decke — und einen Schrank haben und wo bei Schichtwechsel auch eben der Bettwechsel stattfindet. Dabei nicht immer die Trennung nach Alter und Geschlecht! Tuberkulose und Unsittlichkeit lassen die nicht Widerstandsfähigen untergehen. Irgendwelche Entschädigungen für Verstümmelungen, Unfälle, Arbeitsloswerden steht rechtlich nicht zu, es ist aber vorgekommen, daß für einen Todesfall des Verdieners der Familie fünf Dollar gezahlt werden, für einen gefallenen Maulesel aber 100 Dollar!

4. Lohnfrage. Kinder werden für zwölfstündige Arbeitszeit mit 6 bis 10 Cents (das ist doppelt soviel in Pfennigen) bezahlt, Frauen mit 15 bis 40 Cents den Tag, Männer mit 25 bis 80 Cents, die höheren Löhne 60 bis 80 Cents nur für Vorarbeiter und Aufseher. Oft werden aber diese Löhne nur dann ausgezahlt, wenn ein Maximum von Arbeit abgeliefert ist, so zum Beispiel in einer Weberei drei Stück Zeug zu 18 Fuß Länge pro Maschine! Ein Niederlegen der Arbeit in einer Fabrik ist nur selten möglich, da bei dem Überangebot von Arbeitskräften Hunderte auf Einstellung warten, der Austretende aber sich der Gefahr des Verhungerns durch Arbeitslosigkeit aussetzt. Eltern geben oft ihre Kinder in solche Fabriken kostenlos, bloß um einen Esser weniger zu Hause zu haben. Das Verhältnis von Kinder-, Frauen- und Männerarbeit ist ein ganz ungesundes und überschreitet noch die Lage, die wir im Kriege in der Industrie hatten, wo oft nur ein geringer Prozentsatz Männer dort tätig sein konnte. Die kleinen Kinder und Säuglinge werden von den Müttern mitge-

nommen in die Fabriken und schlafen im Fabrikraum, werden dort gestillt, spielen auf dem Fußboden oder unter den Maschinen oder bleiben in der Tasche auf dem Rücken der Mutter während der Arbeit. Irgendeine Schulbildung für die älteren besteht nicht. *1927*

Was soll geschehen?

Einzelne zu retten, ist gewiß der erste Anfang augenblicklicher Hilfe; die Mission hilft, soweit sie Mittel hat. Schulen und Kinderhorte, Krankenhäuser und Altersheime lindern viel Not. Aber es gilt doch weiterzugehen und dem Übel an die Wurzel zu greifen! Wahre Menschlichkeit und Christlichkeit rettet nicht bloß einzelne Sklaven, Trinker, Gefallene, sondern sucht das Grundübel zu beseitigen: Sklaverei, Alkoholmißbrauch, Prostitution und anderes. So versucht die Mission auch dort dem Grundübel zu steuern, indem sie die Verhältnisse ändert, und um das zu können, auch die Menschen ändern will. Was in anderen Ländern möglich war, ist in China auch möglich. So sei nur ein Beispiel angeführt: In Tschifu lebt ein christlicher Arbeitgeber; er hat die Arbeitszeit von 14 auf 10 Stunden herabgesetzt; er produziert jetzt mehr wöchentlich als bei der 14stündigen Arbeitszeit. Er gibt jeden siebenten Tag frei und zahlt doppelte Löhne, statt 15 Dollar 30 Dollar den Monat (mexikanischer Dollar = 2 Mark alter Währung); er hat Schulklassen eingerichtet für die jungen Burschen, Förderklassen für die Aufseher, ein Wohlfahrtswerk für seine Angestellten, einen Konsumverein und eine Sparbank. Arbeit von Jugendlichen unter sechzehn Jahren ist verboten. — Möglich ist also eine Umstellung auf menschlichere Grundlage, und je mehr ihr durch christlichen Einfluß folgen, je mehr und je gefahrloser wird sie sich vollziehen.

Auch die chinesische Nationale Christenkirche stellt sich auf das soziale Problem ein. Dabei kann sie die Fehler, die die abendländischen Kirchen auf diesem Gebiet begangen haben, Fehler, die von beiden Seiten der Beteiligten kamen, leicht vermeiden, wenn sie von vornherein dem Mißtrauen zwischen Kirche und Arbeiterschaft, das im Abendland doch teilweise unüberbrückbar herrscht, den Boden entzieht. Darum hat sie sofort bei ihrer Begründung in Shanghai 1922 unter ihre Programmpunkte die soziale Arbeit aufgenommen und folgende Forderungen zu den ihrigen gemacht und der Regierung weitergegeben:

keine Anstellung von Kindern unter 12 Jahren;
Einführung eines siebenten Ruhetages;
Arbeiterschutz-Gesetzgebung;
Beschränkung der Arbeitszeit;
Durchführung sanitärer Maßnahmen.

Vielleicht bewahrt sie damit die enorm anschwellende Arbeiterschaft Chinas vor der rein materialistischen und antireligiösen Einstellung, wie sie anderswo überwiegend herrscht. *1927*

Christliche Ehe- und Berufsreform

Ein bloßes Nachahmen der westlichen Sitten allein hilft auch nicht, denn mit dem Einführen und Freigeben der Ehewahl im Ehealter tauchen neue Probleme auf; jedenfalls löst diese Praxis auch nicht alle Fragen der Ehe, am wenigstens in einem Land der Unpersönlichkeitskultur wie in China. Es könnte aber und wird auch durch das Christentum eine Basis geschaffen, auch die Ehereform günstiger und erfolgreicher in Angriff zu nehmen. Denn nach christlicher Idee ist die Ehe eine lebenslängliche, geistig-leibliche Gemeinschaft zweier Persönlichkeiten, beruhend auf freier Einwilligung und auf der Gesinnung der Lauterkeit und Opferwilligkeit in gegenseitiger Liebe.

Hier liegt ein Hoffnungsstrahl von seiten des Christentums, das Männer und Frauen zu einer besseren Ordnung der Dinge führt. Nur langsam ist die chinesische, christliche Frau hier zur Mitarbeit gekommen und zu dem Entschluß, ihre Überzeugungen öffentlich zu bekennen, angespornt von christlichem Mut, Nächstenliebe und Freiheit. Noch ist es zu früh, von einer neuen Frauenmoral zu reden, die nicht von allen chinesischen Männern anerkannt wird, aber gute Anzeichen sind da.

In Shanghai ist von einer christlichen Chinesin eine Rechtsschule für Frauen begründet worden, der Frau eines Justiz-Exministers. Hier wird eine praktische Anwendung christlicher Gedanken auf die Stellung der Frau in Familie und Staat theoretisch bearbeitet. Im Bankgewerbe, als Lehrerinnen, als Schriftstellerinnen arbeiten eine ganze Reihe christlicher Frauen. Daß sich solche Emanzipation bis zur widernatürlichen Übertreibung steigerte, daß in der republikanischen Armee ein weibliches Amazonen-Korps auftrat und viele Tote hatte, kann bei dem führenden Einfluß der amerikanischen Mission auf Christentum und Revolution nicht wundernehmen.

Am meisten ist die selbständige weibliche Mitarbeit der Chinesinnen im religiösen Werk zu begrüßen. Die Generalsekretärin des christlichen Jung-Mädchenvereins kann mit den sozialen Ämtern der Hauptstadt aufs engste zusammenarbeiten und kann sie dabei stark beeinflussen. Als weibliche Führerin in religiöser und sozialer Arbeit gilt Fräulein Fan Ju Lung, die in der Leitung von Kongressen und Versammlungen allseitig Anerkennung fand.

So kämpfen christliche Frauen auf der ganzen Linie gegen die Nöte Chinas: Räubertum, Hungersnot, Ausbeutung der Arbeiterschaft, Fußverkrüppelung, Spiel, Opium, und es gilt auch hier immer mehr: Christenhilfe wird zur Selbsthilfe im Namen Gottes. *1925*

3. Die antichristliche Bewegung

Die Ursachen

Seit zwei Jahren machte sich in China eine Bewegung gegen alle Religion und besonders gegen das Christentum in steigendem Maß bemerkbar. Man macht der christlichen Mission zwei Vorwürfe: sie bringe in das chinesische Volksleben etwas Störend-Fremdes hinein, und sie sei nur die Vorkämpferin für den europäischen und vor allem den amerikanischen politischen und wirtschaftlichen Imperialismus. Daß China unter der Machtpolitik und dem rücksichtslosen Vorgehen der Großmächte schwer leidet, ist keine Frage. Es mag auch zugegeben werden, daß in der Vergangenheit die Mission von der Politik der christlichen Großmächte oft mißbraucht wurde, und daß heute noch manche amerikanischen Missionskreise sich zu stark in die wirtschaftlichen und politischen Angelegenheiten hineinziehen lassen. Aber im Großen wird die Missionsbewegung von diesem Vorwurf heute nicht getroffen. Und in einer Zeit, in der aus dem Westen alles nach China einströmt, auch alles Schlechte, ist das Fremde, das die Mission bringt: Bildung, soziale Hilfe, sittliche Erneuerung und religiöse Vertiefung ganz gewiß nicht störend, sondern wirkt aufbauend und wird auch vom Volke dankbar aufgenommen. Gleichwohl macht die Bewegung gegen das Christentum heute Fortschritte. *Witte 1924*

Die christliche Kirche wird von dem erwachenden chinesischen Volksbewußtsein heute von vier Gesichtspunkten aus kritisiert und scharf angegriffen:

1. Weil sie die Welt der Fremden darstellt und als Mittel fremder Ausbeutung der Nationalistenpartei denunziert wird. Dieser Angriff richtet sich also weniger gegen die christliche Religion als gegen den fremden Einfluß.

2. Die Kirche wird als Instrument des Kapitalismus verdächtigt. Man darf nicht vergessen, daß das industrielle Problem auch für China besteht. In diesem Vorwurf äußert sich daher derselbe Kommunismus, der auch in der westlichen Welt die Kirchen mit dem Kapitalismus identifiziert.

3. Die Kirche wird angegriffen als Pflegerin eines alten Aberglaubens und als Feindin des menschlichen Fortschritts. Hierin melden sich die agnostischen und atheistischen Tendenzen des jungen Chinas.

4. Der christlichen Welt wird vorgeworfen, daß sie nicht tue, was sie predige. Hier bekommt die christliche Mission in China den Gegensatz zwischen christlicher Predigt und heidnischer Lebensführung zu empfinden, der das ganze Abendland durchzieht.

Die chinesischen Angriffe zielen vor allem auf zwei Objekte. Einmal auf die missionarischen Erziehungsanstalten und sodann auf die christlichen Jungmännervereine. Die chinesische Volkspartei verlangt aus nationalistischen Gründen die Unterstellung der christlichen Schulen unter die Regierung und ihre Aufsicht. Dazu gehört die Forderung, daß diese Schulen durch Chinesenchristen geleitet werden und daß die Bibel von ihnen ausgeschlossen sei. Die chinesischen Christen selbst, in ihrem ebenfalls erwachenden chinesischen Nationalbewußtsein, stimmen dieser ersten Forderung durchaus zu. Die Christlichen Vereine Junger Männer werden aus ähnlichen Gründen boykottiert. China macht in dieser Hinsicht nichts anderes durch, als was die christlichen Völker des Abendlandes während des Krieges auch erlebten, indem das nationalistische Gefühl vielfach stärker war als das christliche. Der Gegensatz, der sich manchenorts auch in Angriffen des Pöbels gegen die Missionswerke Luft machte, ist daher nicht ohne weiteres als christentumsfeindlich auszulegen, sondern muß vor allem als Ausdruck des neuerwachten Nationalgefühls verstanden werden. *1927*

Die breite Basis

Die Organe, welche die antichristliche und antireligiöse Bewegung in China stützen.

Diejenigen Missionsmänner, welche diese Bewegung als unbedeutend und schnell vorübergehend schon 1922, bei ihrem ersten starken Hervortreten, glaubten abtun zu können, haben sich geirrt. Die Bewegung ist bisher gewachsen. Sie hat nach einem Artikel des Studentensekretärs Schen Ti-san im „Chinese Recorder“ (1925, 4) ihren Rückhalt an folgenden Organen:

1. Die Kuomintang-Partei, die Anhänger und Nachfolger Dr. Sun Yat sens, extrem sozialistisch mit Neigung zum Bolschewismus. Sie will das Volk befreien von militärischer Tyrannei und von der Ausbeutung durch die Fremden.

2. Die kommunistische Partei.

3. Die nationale Erziehungs-Vereinigung. Sie bekämpft sehr scharf die Sonderstellung der Missionsschulen, die religiöse Erziehung in denselben und den Einfluß der fremden Missionare auf sie.

4. Die nationale Studenten-Vereinigung. Sie kämpft in Anlehnung an die Volkspartei für die Abschaffung aller fremden Vorrechte und auch gegen die Missionsschulen.

5. Die Jung-China-Vereinigung, die sich aus der Renaissancebewegung, die vor einigen Jahren viel von sich reden machte, gebildet hat. Sie erstrebt die Ausbildung eines neuen, genuin chinesischen Geistes, frei von allem Fremden.

6. Die anti-imperialistische Vereinigung. Sie will China von den Verträgen befreien und auch von der Ausbeutung durch den Handelsimperialismus.

Viele Artikel in ihren Zeitschriften werden gegen Religion und Christentum geschrieben von früheren Studenten der Missionsschulen und sogar von solchen Studenten, die noch jetzt an Missionsschulen studieren. Jesus wird selten angegriffen.

Allen Religionen werden folgende Vorwürfe gemacht:

1. Sie sind konservativ und befördern nicht den geistigen Fortschritt.

2. Sie fördern denominationelle Unterschiede und Vorurteile. Sie arbeiten nicht für die Einheit und Harmonie aller Menschen.

3. Sie unterstützen den Aberglauben an übermenschliche Wesen. Sie sind Gegner menschlicher Erleuchtung.

4. Sie stärken das Unterordnungsgefühl, statt das Bewußtsein der Selbstentfaltung zu fördern.

5. Sie unterdrücken die Individualität.

Dem Christentum werden folgende Vorwürfe gemacht:

1. Es ist eben auch eine Religion, die unter obige Vorwürfe fällt.

2. Es enthält Dogmatismus und monopolisiert veraltete Lehren.

3. Es ist die Pioniermacht des Imperialismus und der fremden Ausbeutung.

4. Die Kirchen verbinden sich stets mit den herrschenden Klassen.

5. Sie gewinnen durch Darbietung äußerer Vorteile Anhänger.

6. Die Kirchen sind großenteils zusammengesetzt aus „Reinchristen" („Religionsessern") und Heuchlern.

7. Die Kirchen mischen sich in die politischen, bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten Chinas und anderer Länder ein.

8. Sie ersetzen einfach die Götter durch den Gott und fördern eine knechtische Haltung gegen die Fremden.

9. Die Kirchen stehen feindlich zur freien Entwicklung des chinesischen Volkslebens. *Witte 1925*

Ein Aufruf von 600 Studenten

600 Studenten in Shanghai haben sich dahin geäußert, daß sie nie eine christliche Schule besuchen wollen und davor warnen, daß andere es tun. Denn:

1. Das Christentum ist eine fremde Religion.
2. Die Missionare sind die vorgeschobenen Agenten der fremden Regierungen, die auf die Unterjochung Chinas hinarbeiten.
3. Christentum und Kapitalismus sind verbündet.

4. Die chinesischen Christen sind den fremden Kapitalisten zum Dienst verpflichtet für wirtschaftliche und politische Zwecke.
5. Die Schüler der Missionsschulen sind nicht patriotisch, da sie unter dem Einfluß fremder Lehrer sind.
6. Moderne Wissenschaft und Christentum stehen im Widerspruch, und viele christliche Lehren sind absurd.
7. Fremde Kontrolle über chinesische Schulen und Kirchen ist entehrend für die Chinesen und verhindert die Unabhängigkeit.

1926

Ein missionsfeindlicher Aufruf in Tsining

In vielen Tausenden von Exemplaren wurde in Tsining in Schantung der folgende Aufruf verbreitet und an die Mauern geklebt:

„Hallo! Die Schulkameraden, welche in solchen Missionsschulen, welche noch nicht registriert wurden, gewesen sind, werden auf pädagogischem Gebiet nicht für gleichberechtigt angesehen und nicht aufgenommen wie die anderen.

Hallo! Die chinesischen Christen und die Brüder von den Missionsschulen sollen erwachen! Das Christentum ist imperialistische Kultur und ein Mittel, mit dem man China schädigen kann.

Das Christentum kann die chinesischen Volksklassen umstürzen. Die Missionsschulen können die chinesische Jugend betäuben und umgarnen. Alle sollen das gründlich einsehen.

Das Christentum ist ein Vortrab für die imperialistischen Länder, welche China angreifen wollen.

Die noch nicht eingetragenen Missionsschulen sind ein Werkzeug der fremden Knechte.

Die Missionsschulen sind rebellisch und können das chinesische Erziehungswesen zerstören.

Wollen die Schüler, welche in den nicht eingetragenen Missionsschulen sind, die Jagdhunde der Fremden werden?"

An dem Grundstück der missionsärztlichen Station der Ostasien-Mission wurde dieser Aufruf nicht angeklebt, wohl aber an den Grundstücken der anderen Missionen. Der chinesische Stadtbeamte hat Gegenmaßnahmen zugesagt. *Witte 1929*

Zwei Aufrufe der Radikalen

1. „Christen! Wurde J e s u s, der u n e h e l i c h e, am 25. Dezember geboren? Glaubt es nicht. Nach dem ‚Chi Tu Mo Sha Lun' (‚Der Tod des Christentums'), geschrieben von dem Japaner Hsing Dei Ch'in, wurde im Westen die Astronomie sehr früh entwickelt. Das Himmelsgewölbe wurde in die zwölf Zeichen des Tierkreises eingeteilt. Die Sonne tritt am 25. Dezember in das Zeichen der Jungfrau. Die ersten Christen, welche unwissend waren, kannten die Tatsachen über die Geburt Jesu nicht. So dachten sie, daß der

25. Dezember, der Tag, an dem die Sonne in das Zeichen der Jungfrau eintritt, mit der Geburt Jesu von der Jungfrau Maria zusammenfalle. Jesus wurde nicht vom Heiligen Geist empfangen, sondern war die Frucht des unerlaubten Verkehrs der Maria mit Philippus, einem in Judäa stationierten römischen Offizier. Und ihr Christen nennt ihn noch heute den heiligen Sohn. Ihr Idioten betet noch zu dem heiligen Sohn, daß er kommen und euch von euren Sünden retten soll. — Quellen: 1. ‚Der Tod des Christentums.' 2. Die Encyclopedia Britannica; unter ‚Jesus' findet man die Namen von drei Männern, welche alle Wunder wirkten. Welcher von den drei ist euer heiliger Sohn?" *1929*

2. „Wilde Imperialisten und Kapitalisten haben die Christen, die ein freundliches Benehmen, aber verdorbene Herzen haben, als ihre Werkzeuge benutzt, Schulen einzurichten, um die chinesische Zivilisation auszurotten. Als einen Bestandteil ihrer wirtschaftlichen Angriffspolitik haben sie zahlreiche ungleiche Verträge geschaffen unter dem Vorwand, daß so die Christen geschützt werden sollten. Das liegt klar vor unseren Augen. Wacht auf, ihr Schulkameraden! Ihr und wir sind die Opfer eines dieser Institute, errichtet zur Unterdrückung unserer Zivilisation. Alle unsere jungen Leute sollten aufwachen und eine feste Front bilden, um einen Angriff zu unternehmen gegen die christlichen Schulen, gegen die Christen und ihre Werkzeuge und ‚die Jagdhunde der Fremden'. Wir glauben, wir sollten und können es erreichen, daß der christliche Glaube und die christlichen Schulen ausgerottet werden, ausgerottet für immer.

Schulkameraden! Wir alle sollten Mitglieder der revolutionären Jugendarmee werden, um Imperialismus, Kapitalismus und Christentum und seine verderblichen Einrichtungen auszurotten. Wir wissen, daß der Imperialismus sich hinter dem Christentum versteckt; daher müssen wir, bevor wir den Imperialismus niederwerfen, zuerst das Christentum vernichten."

Was Eindruck machte: „Jesus war ein Asiate"

In Limchow in Südchina überfiel neulich eine Horde unter der Führung eines bezahlten Agitators der Kommunisten den Gottesdienst am Sonntag morgen, um zu stören. Als sie dem Prediger vorwarfen, daß er ein Handlanger der Fremden sei und nicht vaterländisch sich betätige, da erwiderte der Angegriffene mit ruhiger Würde: „Ich stehe im Dienste Jesu, der gleich euch und mir in Asien geboren war und lebte. Er hat nie Europa oder Amerika besucht!" Als nun auch einige der Frommen sich laut zu dem einigen, wahrhaftigen Gott bekannten, verließen schließlich die Unruhestifter den Ort mit bösen Worten und Blicken, wie einer, der sich geschlagen fühlt. *1928*

C. Die Mission in China

1. Bestand, Anerkennung und Hetze

Für und wider!

Zur Ehre und Anerkennung der Führer des Nordens und Südens kann mit Befriedigung gesagt werden, daß sie der Mission keine Schwierigkeiten in den Weg legen. So hat erst kürzlich Tschiang Kai schek erklärt: „Ich bekämpfe das Christentum nicht. Die Missionen werden uns stets willkommen sein. Eine Vertreibung der Missionare aus China bildet keinen Punkt unseres Programms; sie können in unserem Lande ohne Hinderung arbeiten." Aber die radikalen Elemente, namentlich die russisch beeinflußten, arbeiten bewußt gegen die Mission. Sie sind die Hintermänner der antichristlichen Bewegung, die nicht im Abnehmen, sondern im Wachsen ist. Auch das Organ des Nationalen Christenrates stellt in seiner Nummer vom November 1926 diese Tatsache fest. Die nationalen Leidenschaften werden wachgerufen gegen die Mission als angeblich mit der Politik der Fremden im Bunde gegen die Freiheit Chinas und als angebliches Hindernis für den Ausbau einer rein chinesischen, konfuzianischen Kultur. *Witte 1927*

Erfolge der evangelischen Mission

Hat die Mission bisher Erfolg gehabt oder wird sie in Zukunft Erfolg haben? Wir dürfen wohl ohne weiteres sagen, daß weder die christliche Kirche in China vollkommen ist, noch alle Missionare Heilige sind. Das ließe sich unschwer beweisen. Es ist vieles in der chinesischen Kirche, was noch nicht auf der Höhe, noch nicht in Ordnung und was veraltet ist. Da sind noch viele Männer und Frauen, denen die anziehende Schönheit Jesu Christi durchaus nicht offenbar wird, und sie bilden mehr ein Hindernis als eine Hilfe für das Christentum. Es bleibt noch vieles zu bessern am Werk und an den Arbeitern.

Anderseits können wir aber auch nicht die Augen verschließen vor den mannigfaltigen Segnungen, die durch Leben und Werk der Missionare uns zuteil geworden sind. Es sind nicht wenige, deren Leben uns ein Bild des Meisters gibt. Viele chinesische Christen werden Gott ewig dankbar sein für solche Missionare und Missionarinnen.

Einige der wichtigsten Errungenschaften der Mission sind ganz gewaltige Zeugnisse für China, die unmöglich geleugnet oder widerlegt werden können: durch die Mission ist das chinesische Volk bekannt geworden mit dem Heiland und Freund der Welt; Unwissende sind aufgeklärt, Unterdrückte gehoben, Kranke geheilt worden; sie hat die Jugend erzogen, die sozialen Verhältnisse gebessert, den Aus-

tausch der Kultur gepflegt; in hundertfacher Weise haben die Missionare China gedient und geholfen als die besten Freunde des chinesischen Volkes. Gewiß hat der Missionar sein Ideal noch nicht erreicht; denn dieses Ideal ist hoch; aber der Erfolg, den die Mission bisher erreicht hat, ist genügend Bürgschaft für den Wert, den sie auch für die Zukunft haben wird.

Ja, wir gehen noch einen Schritt weiter: der Erfolg der christlichen Mission kann verdoppelt und verdreifacht werden, wenn gewisse Fehler und Mängel beseitigt werden. Es ist durchaus kein Grund zu fürchten, daß das Christentum in China den Boden verliert oder daß seine Tage gezählt sind. Laßt uns die Spur des Regenbogens durch den Regen hindurch verfolgen, laßt uns vorangehen im Glauben, einer größeren Zukunft entgegen! *Cheng 1928*

Bestand der deutsch-evangelischen Missionen in China

(Die folgenden Angaben umfassen alle Missionen des deutschen Kulturkreises)

Der erste deutsch-evangelische Missionar in China war Karl Gützlaff, der von 1831 an wertvolle Pionierarbeit leistete. Seit 1846 wirkt in der Kwangtungprovinz die Rheinische Mission (Barmen), in derselben Provinz seit 1847 die Basler Mission und seit 1872 die Berliner Missionsgesellschaft. Im Jahre 1885 begann die Ostasien-Mission (Allg. Ev.-Prot. Missionsverein in Berlin) ihre Arbeit zunächst in Schanghai Im Jahre 1898 verlegte sie sie nach der Provinz Schangtung (Tsingtau), wo zu gleicher Zeit auch die Berliner Mission eine neue Arbeit begann. Im Jahre 1890 eröffnete die Allianz-China-Mission in Barmen ihre Mission in Tschekiang und Kiangsi, in demselben Jahr begann die Hildesheimer Blinden-Mission die Gründung von Heimen für Mädchen in der Kwangtungprovinz. Im Jahre 1895 setzte die Pilger-Mission zu St. Chrischona (Basel) mit ihrer Arbeit in der Kiangsiprovinz ein, 1897 die Kieler China-Mission in der Provinz Fukien, 1899 die Liebenzeller Mission in Kiangsi.

Von den genannten Missionen werden die Basler Mission, die St. Chrischona-Mission und die Ostasien-Mission nicht nur von den evangelischen Christen in Deutschland unterstützt, sondern auch von den evangelischen Gemeinden in der Schweiz, im Elsaß, in Österreich und der tschechoslovakischen Republik, auch empfängt die Berliner Mission Hilfe von den evangelischen Christen in Österreich und der tschechoslovakischen Republik.

Heute stellt sich das Werk der genannten Missionen in folgenden Zahlen dar:

1. Baseler Mission (Provinz Kwangtung). 71 europäische Missionsarbeiter (darunter 27 ordinierte Missionare, 2 Lehrer, 3 Missionsärzte und 9 Schwestern). 393 chinesische Angestellte. 14076

Christen. 130 Schulen mit 5910 Schülern. In 3 Schulen wird Unterricht in Deutsch erteilt. Die ärztliche Arbeit verfügt über 66 Betten und behandelte im letzten Jahr 6238 Patienten.

2. Berliner Missionsgesellschaft (Provinzen Kwangtung und Kiangsi). 41 europäische Missionsarbeiter (darunter 19 ordinierte Missionare, 1 Arzt und 9 Schwestern), 161 chinesische Mitarbeiter. 5972 Christen. 40 Schulen mit 1160 Schülern. In 2 Schulen wird Unterricht in Deutsch erteilt. Die ärztliche Arbeit verfügt über 50 Betten und behandelte im letzten Jahr 6053 Patienten.

3. Rheinische Missionsgesellschaft (Provinz Kwangtung). 14 europäische Missionsarbeiter (darunter 1 Arzt). 47 chinesische Mitarbeiter. 2744 Christen. 17 Schulen mit 642 Schülern. In der ärztlichen Arbeit wurden im letzten Jahr 3449 Patienten behandelt.

4. Liebenzeller Mission (Provinzen Hunan und Kweichow). 80 europäische Missionsarbeiter (darunter 3 Ärzte). 172 bezahlte und 96 nichtbezahlte chinesische Mitarbeiter. 3720 Christen. 13 Schulen mit 389 Schülern. In der ärztlichen Arbeit wurden im letzten Jahr 52 221 Behandlungen vollzogen.

5. Allianz-China-Mission (Provinzen Tschekiang, Kiangsi, Mandschurei und Mongolei). 31 europäische Missionsarbeiter. 103 bezahlte und 133 nichtbezahlte chinesische Mitarbeiter. 2682 Christen. 8 Schulen mit 186 Schülern.

6. Ostasien-Mission (Allg. Ev.-Prot. Missionsverein) (Provinz Schantung). 6 europäische Missionsarbeiter (darunter 1 Arzt). 23 chinesische Mitarbeiter. Die Christen schließen sich einer selbständigen chinesischen Kirche an. 1 Schule mit 285 Schülern, in der Deutsch gelehrt wird. Die junge ärztliche Mission verfügt vorläufig über 12 Betten und behandelte im letzten Halbjahr 389 Patienten*).

7. Schleswig-Holsteinische, Ev.-Luth. Missionsgesellschaft in Breklum, die seit 1922 die Arbeit der Kieler China-Mission übernommen hat (Provinz Kwangtung). 5 europäische Missionsarbeiter. 25 chinesische Mitarbeiter. 190 Christen. 4 Schulen mit 400 Schülern.

8. St.-Chrischona-Mission (Provinz Kiangsi). 13 europäische Missionsarbeiter. 9 chinesische bezahlte, 26 unbezahlte Mitarbeiter. 559 Christen. 3 Schulen mit 35 Schülern.

9. Hildesheimer Blinden-Mission (Provinz Kwangtung). 3 europäische Schwestern. 7 chinesische Helferinnen. In ihrer Obhut sind 140 Kinder.

Wie klein die gesamte Missionsarbeit des evangelisch-deutschen Kulturkreises in China ist, ersieht man am besten aus einem Ver-

*) Seit Januar 1931 hat die Ostasien-Mission 10 europäische Arbeiter, darunter 2 Ärzteehepaare, 2 ärztliche Stationen mit 70 Betten. Die Mittelschule hat 455 Schüler.

gleich mit den evangelisch-angelsächsischen Missionen. Alle deutschen Missionen arbeiten in China mit 262 europäischen und 1164 chinesischen Missionsarbeitern, die angelsächsischen Missionen aber mit 7400 europäischen und amerikanischen und 25 969 chinesischen Missionsarbeitern. (Es sind die Zahlen genommen von Anfang 1928, wie bei den deutschen Missionen auch.) Die deutschen Missionen haben 9 Ärzte in China, die angelsächsischen 499. In den deutschen Missionsschulen werden 9076 Schüler unterrichtet, in den angelsächsischen 293 143. Die angelsächsischen Missionen haben 24 Hochschulen mit 2811 Studierenden, die deutschen Missionen haben keine einzige Hochschule. *Witte 1929*

Böse Gerüchte gegen die Mission

Ein besonderer Fall in Futschau zeigt, wie man nur allzu bereit ist, Mißverständnisse unaufgeklärt zu lassen und böse Gerüchte absichtlich zu nähren, um Zündstoff für den Mob gegen die Mission zu sammeln und explodieren zu lassen. In dem Missionswaisenhaus der spanischen Dominikaner starben einige Kinder in einer Woche an einer ansteckenden Krankheit; man holte den französischen Botschaftsarzt zur Leichenschau, da die katholische Mission dort unter französischem Protektorat steht. Sofort verbreiteten sich, ähnlich wie in der Boxerzeit, die fremdenfeindlichsten Gerüchte: die Weißen hätten die Kinder getötet, um aus ihnen Medizin zu kochen, und der französische Arzt habe dabei assistiert. Eine Rotte plünderte und brandschatzte daraufhin die betreffende Mission, die Nonnen flohen; die Regierung blieb tatenlos, nahm sich aber dann der zurückgebliebenen Kinder, meist Findlinge, an. Auf der Flucht erwischte man einen Missionar und zwei Schwestern, riß ihnen die Kleider vom Leibe und schlug sie blutig. Später wurden sie mit Hilfe eines Anhängers auf der Polizei in Schutzhaft genommen. Nun ging's weiter: eine amerikanische Mädchenschule und ein Frauenhospital der Methodisten wurde geplündert. Erst der General Ho der Südarmee gebot Einhalt.

Dieses inzwischen nun längst aufgeklärte Gerücht wird aber geflissentlich in andere Städte getragen und verleumderisch ausgenutzt. So erschien bald danach in Swatau ein Flugblatt, herausgegeben als Proklamation des lokalen Verwaltungs-Ausschusses der Kuomintang, obwohl das Hauptquartier in Hankau davor gewarnt hatte. Hier heißt es:

„Am 14. des Monats (Januar) wurde ein Kuli festgenommen, der aus dem Gehöft der Katholischen Mission in Futschau kam, mit zwei Säcken auf den Schultern. Was meint ihr, was in dem Sack war? Würdet ihr raten, daß die in Frage stehenden Säcke mehr als zehn tote Kinder bargen? Wißt ihr, wie diese Chinesen-

kinder ums Leben kamen? Die Köpfe, Körper und Beine trugen Würgmale, sie sahen aus wie gebratene Schweine! Es war ein erschütternder Anblick, genug, einen aufschreien zu lassen!"

Nachher fand man in der katholischen Mission Schüsseln und Instrumente zum Töten. Das ist der untrügliche Beweis für den Massenmord an unsern Kindern! Was für scheußliche Kreaturen sind doch diese Christen und bekehrten Chinesen! Wir erkennen in ihnen Waffen des Imperialismus!"

Wir erinnern uns an ähnliche Ausgeburten der Kriegspsychose daheim! Und Krieg gegen die Fremden ist ja faktisch in China, auch wenn die Obrigkeiten es immer verhüllen wollen. Sie haben eben die Massen und den Mob nicht in der Hand. So werden oft sogar Missionshospitäler überfallen, obwohl hier noch am allerersten die Chinesen die Überlegenheit der Fremden anerkennen, in ärztlicher Hilfe.

1927

Hetze gegen die Mission in China

Die chinesische Zeitung „Tung Schou Pao" schrieb am 16. November (1926): „Wir wollen nachdenken über die Kirche der Fremden in China: ist sie eine gute Sache? Englische Geschäftsleute pressen den Arbeitern das Blut aus und verwenden das Geld, das die Arbeiter erhalten sollten, zum Erwerb von Gütern in fremden Ländern. Warum kommen diese Männer nach China und helfen den Missionaren, das Evangelium zu predigen? Laßt uns über diesen Punkt nachdenken. Fremde Kapitalisten wollen China auspressen, aber sie wollen es in einer solchen Weise tun, daß die Chinesen den Schaden nicht merken. Daher gebrauchen sie zwei Methoden. Zunächst helfen sie den Missionaren, die Kirchen zu leiten, und sodann helfen sie ihnen, Schulen einzurichten. Das ist eine Vergewaltigung der Zivilisation und es geschieht durch Anwendung eines Chloroforms. Dies Beruhigungsmittel ist das Christentum." *1926*

Ein Chinese, der Wunder sieht, ein Gegenstück

Ein chinesischer Evangelist predigte kürzlich zu seiner Gemeinde über das Wunder und sagte dabei folgendes: Sagt nichts gegen das Wunder! Ich habe eins gesehen. Wenn ich an all das Geld denke, das für unsere Schulen, Kirchen und Krankenhäuser Jahr für Jahr so regelmäßig zu uns kommt, und noch dazu von Leuten, die Tausende von Meilen von uns fort wohnen und uns nie gesehen haben, so erscheint mir das als das größte Wunder; ein größeres sah ich nirgends!

2. Die Katastrophe der angelsächsischen Mission 1927

Alle Engländer und Amerikaner, mit Ausnahme ganz weniger, die den Anordnungen ihrer Regierung den Gehorsam verweigern, sind aus dem Innern abgezogen und in den Küstenplätzen versam-

melt, von wo sie langsam nach Hause abtransportiert werden. Auf dem Lloyddampfer „Saarbrücken“, der kürzlich hier durchkam, waren unter Deck als Mittelklasse 180 Kabinen eingebaut, die alle von englischen und amerikanischen Missionaren besetzt waren. Es ist mir nicht ganz klar, was diese Leute sich eigentlich denken. Daß die Regierung die Zurückziehung der Missionare verlangt hat, um die Hände für eventuelle Aktionen freizubekommen, ist ganz begreiflich. Weniger begreiflich ist, daß die Missionen so willig dabei mittun. Denn das müßten sie sich doch sagen, daß sie unmöglich je dort wieder anfangen können, wo sie aufgehört haben. Dieser Abzug ist eine furchtbare Katastrophe für die Mission, besonders für die protestantische, da die Katholiken sich nur dort zurückziehen, wo wirklich etwas passiert ist. Alle Institutionen, wie die Schantung-Universität in Tsinanfu, das Rockefeller-Institut in Peking usw. sind an die chinesischen Mitarbeiter übergeben oder alsbald geschlossen worden. Die Meinung der einen ist, ihre Regierungen würden die Chinesen zwingen, eines Tages alles schön mit den Entschädigungen für alle Verluste zurückzugeben. Die anderen, die der Wirklichkeit näher leben, meinen, die Chinesen müßten, wenn sie diese Anstalten wirklich betreiben wollten, die europäischen Kräfte selber wieder zurückrufen. Das Problem liegt hier in dem „wirklich“. Das setzt eine solche Menge von Erkenntnis und Selbsterkenntnis voraus, für deren Erwerbung eine Zeit nationaler Hochspannung kaum die geeignete Schule sein dürfte. Ich kann mir gar nichts anderes denken, als daß mit diesem Auszug eine ganz große Wandlung im Missionswesen hier beginnen muß. Schon hört man chinesische Stimmen, die sagen: nun ist es Zeit, die chinesische christliche Nationalkirche zu schaffen. Das chinesische Christentum wird angefeindet wegen gewisser Charakterzüge, die es durch die mit der Mission verbundene Entnationalisierung bekommen hat. Scheiden wir daher das Europäische aus dem Christlichen aus und verbinden das Nur-Christliche mit dem chinesischen Kulturerbe. *Seufert 1927*

Die Ursache

Ein japanischer Resident aus Hankau schreibt an Pastor Utschimura einen Brief mit folgenden Stellen (Intelligencer 1927, 6):

„Der zu erleuchtende Chinese erwachte eines Tages zu der Erkenntnis, daß die amerikanischen Sendboten eigentlich Handelsagenten waren der Amerikanischen Evangeliums-GmbH., die die Interessen der amerikanischen National-Expansion zu wahren hatten mit der Bibel in der einen, dem Dollar in der anderen Hand. Es war eine falsche Rechnung, die heiligen Lehren Jesu mit imperialistischen Zielen und politischen Motiven zu verbinden. Es war immer eine unerfreuliche Überraschung, im Innern Chinas mit Religionsverbrei-

tern zusammenzutreffen, die die materiellen Interessen ihres Vaterlandes zu vertreten als wesentlichen Bestandteil ihres Berufes ansahen und den Markt für Standardöl, Virginiablätter oder Ford-Wagen zu erweitern suchten.

In diesem Zusammenhang ist es interessant festzustellen, daß die Standard-Öl-Co., die Britische und Amerikanische Tabak-Co. und andere Gesellschaften ihre Vertreter nicht abberufen haben. Wenn der Chinese Zigaretten und Benzin von Amerika braucht, so braucht er auch Bildung, Hygiene und Evangelium von da." —

Das bezeugt wohl deutlich, daß an 5000 Missionare angelsächsischer Herkunft nicht bloß auf Befehl ihrer Konsuln handelten, als sie ihre Stationen verließen, sondern daß ein methodologisches Fiasko dahintersteht, das mehr und mehr zum Bewußtsein kommt, wenn auch die geschilderten Nebenleistungen nicht die einzigen der angelsächsischen Mission sind! *1927*

Der Eindruck auf die chinesischen Christen

Der Rückzug der Missionare ist von den einfachen Christen in China in verschiedener Weise aufgefaßt worden. Viele konnten weder den plötzlichen Umschwung der Ereignisse, noch die Notwendigkeit dieses unerwarteten Rückzuges in ihrem einfachen Verstand begreifen. Sie waren verblüfft und wußten nicht, was sie sagen oder denken sollten. Auf manche haben die Geschichten von Missionaren, die in ihrem Werk unter Opfern ausgehalten haben, größeren Eindruck gemacht als der einheitliche, von der Regierung angeordnete Rückzug der anderen. Der Rückzug der Missionare hat ferner bewirkt, daß chinesische Christen rasch entschlossen ein viel höheres, ja, in manchen Fällen ein außerordentliches Maß von Verantwortlichkeit übernommen haben. Wir werden nachher von Erfolgen und Mißerfolgen, von ermutigenden und enttäuschenden Erfahrungen hören und müssen uns jetzt schon mit der Frage der Rückkehr der Missionare auf ihre früheren Arbeitsfelder befassen.

Es tut uns aufrichtig leid um unsere Freunde, die Missionare, daß sie in eine solche Lage gebracht worden sind. Wir wissen wohl, daß viele mit dieser plötzlichen Wendung nicht einverstanden gewesen sind, und daß es ihnen einen bösen Strich durch ihre Rechnung gemacht hat. Es ist beschämend für uns, daß man China für so unsicher hält, daß es für das Leben unserer fremden Freunde keinen Schutz biete und daß die sofortige Abreise als das einzige Mittel angesehen wurde.

Was sagt uns nun aber der ganze Verlauf der Ereignisse, können wir einen Sinn darin entdecken? Fürs erste sollten die chinesischen Christen befreit werden von ihrer allzu starken Abhängigkeit von der Hilfe der Missionare, damit sich ihre eigenen Gaben und Kräfte entwickeln könnten; fürs zweite sollten die Missionare davor bewahrt

werden, sich zu sehr auf ihre Tüchtigkeit in der Leitung und Organisation zu verlassen und mehr ihren chinesischen Mitarbeitern trauen lernen. Wenn die gegenwärtige Not diese doppelte Frucht trägt, so dürfen wir dem Allmächtigen nur für seine Führung danken.

Cheng 1927

Einkehr und Umkehr

Verkürzte Abhandlung der amerikanischen Missionarin Willmott. (Chinese Recorder 1927, Nr. 8.)

„Wenn wir wiederkommen — darum kreisen alle unsere Gedanken! Als wir abzogen, merkten wir deutlich, daß ein anderer Wind wehte; wenn wir wiederkommen, wird die Lage eine andere als bisher sein! Neuregulierungen, eine andere Haltung des Volkes, auch in den Herzen unserer christlichen Freunde; auch wir selbst werden anders eingestellt sein! Wir sind genötigt, unser Werk, unsere Stellung und unsere Methoden zu revidieren! Ein Reinigungsprozeß hat begonnen! Folgende Methoden nenne ich als wertlos oder schädlich:

1. Das Vertun von Zeit für untergeordnete Dinge, als da sind Kupferzählen, Gelder einkassieren, Picknick-Programme aufstellen! Solche Technik können die Chinesen ebenso gut oder besser ausüben als wir.
2. Unterschiedloses Ausborgen von Geld, besonders an Schüler und Studenten unserer Schulen. Das gereichte oft mehr den Angehörigen der jungen Leute zum Vorteil als ihnen selbst.
3. Das Ausbreiten des Christentums in westlicher Form. Wohl kennen wir die Gefahren der Entwestlichung des Christentums, aber nichts Heiliges liegt in der Institution per se, sondern in dem Volk, dem es dienen soll; in der Narde, nicht im Alabastergefäß liegt der Wert! Wir müssen Schale und Behälter zu zerbrechen wagen! Unsere abendländischen Methoden haben den asiatischen Christus den Orientalen verdunkelt. China hat ein Recht, sich Jesus für sich selbst zu deuten. Christentum ist in China eine Treibhauspflanze geworden. Wir müssen die Türen weit aufmachen.
4. Dazu müssen wir unseren stillschweigenden Anspruch und unsere Prärogative, daß wir in allen Dingen das letzte Wort haben, ablegen. Die eben erlebte Auflehnung dagegen erscheint so als eine nicht ganz ungesunde Erscheinung. Wir sollten uns klarmachen, daß die Chinesen nicht unsere Programme, Methoden und Bevormundung schätzen, sondern nur unsere Freundschaft!
5. Und unsere Häuser müssen ein lebendiger Mittelpunkt zum Bau des Reiches Gottes werden, indem wir sie frei den Chinesen öffnen. Mag das bisher aus Verdruß über Ungebührlichkeiten der Chinesen unterblieben sein, aber es gibt

Augenblicke, wo man ihnen nie näher kommt als hier oder auf gemeinsamen Gängen und Ausflügen!

Wenn wir heimkehren, soll das unsere Frage an uns selbst sein: sind wir innerlich groß und gut genug für solchen hohen Freundschaftsdienst?" *1927*

Rückkehr und neue Missionspolitik der angelsächsischen Missionen

Es sind bis Ende 1930 etwa 82 Prozent der abgewanderten Missionare wieder auf ihre Posten zurückgekehrt. Natürlich müssen sie neue Weisungen über ihr Verhältnis zu den chinesischen Gemeinden und zur chinesischen Kirche von ihrer Leitung erhalten haben, die die strittigen Punkte zwischen beiden regeln. Diese Anweisungen sind teils eine verschnellerte Weiterbildung von früher beratenen Methoden, teils ein Kapitulieren vor den Forderungen der Chinesen.

Man kann die neue Lösung der angelsächsischen Missionen unter die beiden Begriffe: volle Übertragung (devolution, transfer) und gemeinsame Verwaltung durch einen Rat, Komitee oder Synodalausschuß zusammenfassen. Der American Board (die Kongregationalisten), Baptisten und United Church of Canada haben diesen radikalen Weg gewählt (International Review of Missions, 1928, 4). Sie haben die Verantwortung für alle Missionswerke der chinesischen Gemeinde und Kirche auferlegt, die Missionare sind der Kirche voll verantwortlich, nur die Gehalts-, Urlaubs- und Wohnungsfrage regelt die Missionsleitung. Auch ist der chinesischen Gemeinde die Anforderung und die Bestimmung über das Spezialistentum der einzelnen Missionare überlassen. Grundstücke, Gebäude und Institute sind den Chinesen übergeben oder geliehen.

Andere Gesellschaften sind den Weg der gemeinsamen Verwaltung durch ein gemischtes Komitee gegangen, so Methodisten, Reformierte, United Brethren, YMCA, Wesleyanische Methodisten, Londoner M.-Gesellschaft und die Presbyterianer; die beiden letzten haben Missionsräte und daneben chinesische Kirchenräte organisiert, die gemeinsam tagen. Diese gemischten oder gleichgeordneten Kommissionen sind die Verwaltungsbehörde des gemeinsamen Besitzes und Personals.

Was die Auswahl der zu ihren Stationen Zurückkehrenden betrifft, so haben American Board und Methodisten die weitherzigste Lösung gefunden, daß nur die Missionare zurückkehren sollen, die von den Chinesen vorgeschlagen und von der Leitung bestätigt sind und bereit sind, sich der neuen Lage anzupassen, d. h. sich mit der chinesischen Kirche zu identifizieren und sich ihr einzugliedern. Das von der Missionsgesellschaft kommende Geld soll von der chinesischen Kirchenleitung oder von jener Kommission verwaltet werden.

Alle Gesellschaften scheinen darin einig zu sein, daß sie keine Schadenersatzansprüche erheben und auch in diesem Sinn ihre Re-

gierung beeinflußt haben. Ebenso haben die meisten ihrer Regierung nahe gelegt — sofern es sich um amerikanische Gesellschaften handelt —, in Zukunft alle Verträge mit China auf die Basis der Gleichberechtigung zu stellen. Endlich hat auch der American Board einen bewaffneten Schutz ihrer Missionare abgelehnt und Ende 1927 gebeten: Regierung gewähre den Missionaren, die außerhalb der Konzessionen und geschützter Bereiche wohnen, nur solchen diplomatischen Schutz, der sich der Androhung und Anwendung militärischer Gewalt enthält! — Die im Januar 1928 abgehaltene Konferenz der Missionare hat sich dieser Kundgebung angeschlossen und allgemein den Rat erteilt, die Mission generell von dem militärischen Schutz zu befreien, da dieser Schutz sich als ein ernstes Hindernis der gedeihlichen Arbeit erwiesen habe.

Die Zukunft wird nun zeigen, wieweit diese neuen Methoden und Einstellungen verfrüht sind oder sich ersprießlich erweisen werden.

1930

3. Eingliederung der Mission in die chinesische Kirche

Eine christlich-nationale Forderung

1. Die chinesischen Christen wollen *mehr Anteil an der Verwaltung der Kirche*, sie streben auch sonst danach, pekuniär mehr zu leisten und aktiver zu schaffen an der Ausbreitung der Kirche. Es handelt sich nicht um eine Machtfrage. Auch die Missionare wollen nicht die Macht behalten. Die Missionare sind unsere besten Freunde. Aber die *Methode der Zusammenarbeit muß geändert werden*. Es muß ein Zusammenarbeiten nebeneinander sein. Die Mission war die *Kinderfrau* der chinesischen Kirche und hat vorzüglich ihre Pflicht getan, so lange das Kind klein war. Als gute Kinderfrau freue sich die Mission, daß ihr Pflegling gewachsen ist. Damit wird aber natürlich die Stellung der Kinderfrau eine andere. Das Kind wird selbständig. Die Mission muß und soll auch weiter helfen und raten und mitarbeiten, aber nicht mehr leiten. Es ist eine glänzende Rechtfertigung der Mission, daß die Kirche in China schon so weit gediehen ist.

Um nun die rechte Form der Zusammenarbeit zu finden, dazu ist viel Sympathie und viel Gebet nötig. *Zwei Gefahren* bedrohen dies neue Programm der Zusammenarbeit der Mission und der jungen Kirche. Zuerst, daß die Missionare vielleicht zu den chinesischen Christen noch kein rechtes Zutrauen haben und darum auch weiter die Macht behalten wollen. Sodann, daß die chinesischen Christen vielleicht denken, nun seien sie von lästiger Bevormundung frei und kommen ab vom Evangelium. Es sei aber zu hoffen, daß diese Gefahren überwunden würden, daß eine gedeihliche Zusammenarbeit sich entwickle und so die chinesische Kirche zur Selbständigkeit ge-

führt werde. Lieber sollten getrost einige Fehler gemacht werden, als daß man tatenlos bleibt. Die Christen des Westens seien den Christen Chinas sehr wertvolle Helfer durch ihre Geschichte, ihre Erfahrung und ihre Weisheit.

Die Mission muß ihre Arbeit in China, wenn es irgend möglich sei, noch verstärken. Es tun mehr Missionare not. Aber es müßten als Missionare Männer kommen des richtigen Geistes, helfen, nicht regieren zu wollen, bereit, auch unter Leitung von Chinesen zu arbeiten.

Die Kirche Chinas ist ein Teil der großen Kirche Christi im Westen. Die Kirche im Westen kann nicht leben ohne die Kirche in China, wie ebenso die Kirche in China dringend die Hilfe des Westens braucht. Das Leben in Ost und West ist verschieden, aber Christus ist ein und derselbe hier und dort. So muß eine enge Zusammenarbeit angebahnt werden zwischen Ost und West, die getragen ist nicht von Gedanken der Macht und Gewalt, sondern vom Geist Gottes. *Cheng 1923 in der Berliner Universität*

2. Damit man den Ansprüchen des wachsenden Nationalgefühls in China besser entsprechen könne, haben weitsichtige Männer die ganze Politik der ausländischen Missionen studiert. Da ich zu denen gehöre, die die wertvollen Einrichtungen, welche die Missionen China gebracht haben, voll zu schätzen wissen, und zu denjenigen, die wünschen, daß ihre Unternehmungen auf einen festen Fuß gestellt werden möchten, wage ich, die folgenden Vorschläge zu machen, die als Richtlinien für die Neuordnung ihrer zukünftigen Politik dienen können:

1. Daß in den Verträgen besondere Bestimmungen, die die Rechte der Missionare garantieren, weggelassen werden bei der Revision der Verträge, damit die politischen Verwicklungen in der Missionsbewegung beseitigt werden. Die veränderten Verhältnisse in China machen diese Vorbehalte überflüssig.

2. Daß die Missionare, die schon dort sind, und diejenigen, die hinausgeschickt werden sollen, aufgefordert werden, die chinesische Kultur eingehend zu studieren. Dies ist keine leichte Aufgabe, aber sie ist absolut notwendig, um ihren wahren Wert schätzen und die richtige Stellung einnehmen zu können dem chinesischen Volke gegenüber.

3. Daß man weiter danach trachte, die chinesische Kirche einheimisch zu machen.

4. Daß man sich anstrengen soll, mehr und mehr Chinesen dazu zu bringen, an den Werken der Mission teilzunehmen, und zwar an den erzieherischen, den medizinischen und kirchlichen. — Es sollten, damit man starke Führer bekommt, ihnen von der Mission die

gleiche Verantwortung und die gleichen Vorrechte übertragen werden, wie sie die Missionare genießen.

5. Daß die Missionsschulen soweit als möglich den Forderungen der Regierung entsprechen sollten und daß sie sich bei der Landesregierung oder denjenigen der Provinzen eintragen lassen, damit sie gesetzliche Berechtigung erlangen.

6. Daß die christlichen Mittel- und Hochschulen danach trachten sollten, mehr chinesische Vertreter in den Schulkommissionen oder unter den Direktoren zu haben, und daß solche Kommissionen ihre Büros und ihre Sitzungen in China halten sollten.

7. Daß die Missionsschulen ermutigt werden sollten, in Berührung zu bleiben und teilzunehmen an den Bewegungen der nationalen Erziehung, so daß sie als ein Glied der erzieherischen Kraft in China betrachtet werden und nicht als eine alleinstehende Erziehungsgesellschaft.

8. Daß der Religionsunterricht und der Besuch des Gottesdienstes in Missionsschulen freiwillig und nicht obligatorisch sei. Das Christentum kann wirksam gelehrt werden durch persönlichen Einfluß und die Schöpfung einer starken christlichen Atmosphäre.

P. Dr. Kuo 1926 in International Review of Missions

Ein Beispiel von voller Einordnung

Den extremen Forderungen der chinesischen Christen, sich ganz in ihre Kirche einzuordnen und sich der chinesischen Leitung unterzuordnen, hat nun eine Mission gewillfahrt; es ist der 1806 gegründete „American Board of Commissioners for Foreign Missions". Es ist der erste Fall des vollständigen „Transfers", wie die Chinesen es sich denken und wünschen. Besitz, Gebäude, Institute und Personal gehen ganz und uneingeschränkt in den Besitz der Chinesenkirche über, die sich den neuen Namen gegeben hat: „Promotional Board of the Chinese Congregational Churches." Auch die Missionare stehen ganz unter dieser chinesischen Kirchenleitung, in der natürlich prozentualiter auch einige Amerikaner sitzen; aber Stationierung, Urlaub, Pensionierung und Gehaltsregelung geht von der chinesischen Kirchenleitung aus.

Die Zahl der so in Transfer tretenden amerikanischen Missionare beträgt 117. — Man darf auf die Ergebnisse und Erfahrungen dieser Lösung gespannt sein. *1930*

4. Die Stellung der Ostasien-Mission

Eine chinafreundliche Kundgebung

Der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein (Ostasien-Mission) hat sich eingehend mit dem chinesischen Problem befaßt und hat auf seiner 41. Jahresversammlung in Chur am 30. September 1925 folgende Resolution gefaßt:

Der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein (Ostasien-Mission) erklärt auf seiner 41. Jahresversammlung in Chur (Schweiz) am 30. September 1925:

1. Wir bejahen Chinas Recht auf volle Freiheit im eigenen Lande und auf Abänderung der alten Verträge mit den fremden Völkern.
2. Wir erwarten von China die baldige Herstellung von Frieden, Ordnung und gerechten Gerichten im Lande, wie sie den berechtigten Maßstäben der heutigen Weltkultur entsprechen.
3. Es ist unser Ziel, auch in China die Mission als das wichtigste Mittel zur Völkerversöhnung ohne Rücksicht auf die politischen und wirtschaftlichen Interessen der westlichen Völker lediglich zum Heile des chinesischen Volkes zu treiben.

Die Selbständigkeit der chinesischen Christen gefördert

In China haben wir keine unmittelbare Gemeindegründung als Leistung unserer Mission beabsichtigt. Als der Verein gleich nach der Besetzung Tsingtaus dort seine Arbeit begann, wurde auch für dort der Plan einer Gemeindegründung nach einigen Jahren erwogen, aber die eingeforderten Gutachten unserer dortigen Missionare, D. Faber und D. Wilhelm, warnten: man solle einen Konflikt mit der dort noch arbeitenden und eine Gemeinde sammelnden anderen deutschen Missionsgesellschaft vermeiden, man solle ja keine neue Denomination neben den schon bestehenden schaffen, sondern es den Chinesen selber überlassen, sich Gemeinde, Kirche und gottesdienstliche Formen zu schaffen, denn wir wollten ja keine Kopie irgendeiner abendländischen Kirchenform herstellen noch Propaganda für sie machen. So haben wir alle sich zur Taufe Meldenden einem ortsansässigen chinesischen Pastor überwiesen und sind in dieser Praxis doppelt gerechtfertigt worden; einmal, daß sich in engster Verbindung mit unserer Mission eine selbständige Christengemeinde auf unserem Grundstück gebildet und sich Kirche und Schule gebaut hat und daß der Vorsitzende dieser Gemeinde Vize-Direktor unserer Missions-Mittelschule ist und jene Schule Vorbereitungsanstalt für unsere ist. Anderseits haben wir mit dieser Praxis der Entwicklung in China vorgegriffen, denn alles, was sich seit 1922 in der chinesischen Christenheit abspielt, tendiert in der Richtung von Selbstregierung, Selbstverwaltung, Selbstpropagierung! Unser Schweizer Inspektor Marbach hat sehr recht, wenn er im vorigen Jahrbuch schreibt: wenn diese unsere Methoden, oft genug als „ungläubige“ oder „rein kulturelle“ angefeindet, allseitig befolgt worden wären, dann hätte die evangelische Mission nicht den Zusammenbruch erlebt, wie sie ihn jetzt 1927 erfahren hat. Denn der Exodus von 70 bis 80 Prozent aller Missionare aus China bedeutet ein politisches und methodologisches Fiasko allerschlimmster Art. *1928*

5. Unsere Schularbeit

Chinesische Schulnot

China hat 1905 sein altes Examensystem abgeschafft, das in dreifachem Prüfungsaufstieg mit privater Vorbildung die Vorbedingungen schuf zum Erlangen der höchsten Beamtenstellen, wozu als Ausweis diente das Lesen, Lernen und Auslegen der konfuzianischen Klassiker. Die Kaiserin Tsihi und erst recht das republikanische China seit 1912 haben für eine moderne Form des neu zu ordnenden Schulwesens Sorge tragen wollen und Gesetze durchgebracht, die einen Bildungsaufstieg von der Elementarschule bis zur Hochschule ermöglichen, jedem unter Anleitung von Lehrern offen stehend. Es waren geplant sechs Jahre Grundschule, sechs Jahre Mittelschule und vier bis sechs Jahre wissenschaftliche oder gewerbliche oder pädagogische Hochschule. Nun hat China etwa 80 Millionen Schulpflichtige in unserem Sinn. Allein schon für die Vor- und Grundbildung jener 80 Millionen benötigte man etwa eine Million Schulen mit etwa zwei Millionen Lehrkräften. In Wirklichkeit hat das verarmte China 182 000 Schulen mit Lehrkräften meist primitivster Art, die acht Millionen Schüler unterrichten. Dazu kamen noch 5600 Missionsschulen mit einer halben Million Schüler.

Eines der ersten Gesetze der Republik war denn auch die gesetzliche Regelung der allgemeinen Schulpflicht für die Elementarschule. Aber woher soll das Geld für Gebäude, Lehrkräfte und deren Heranbildung kommen? Bisher hat man durch Enteignung oder Säkularisierung vieler Tempel und durch Einstellen brotlos gewordener Priester als Lehrer erreicht, daß von den Mädchen im Alter von 6 bis 12 Jahren 7 Prozent solche Schulen besuchen, von den Knaben allerdings schon 14 Prozent. Man darf also rechnen, daß von der neuen Generation 93 Prozent Mädchen und 86 Prozent Knaben analphabet bleiben.

Aus diesem Grunde haben sich denn auch die Missionen aller Schattierungen auf diesen Zweig der Hilfe und Nachhilfe geworfen und treiben ohne Ausnahme Schulmission. Unser Verein feierte 1925 das 25jährige Bestehen seiner Mittelschule in Tsingtau, die die größte deutsch-evangelische Missionsschule in ganz Ostasien ist mit jetzt 455 Schülern. *1930*

Die größte deutsche Missionsschule in Ostasien

ist unsere Missions-Mittelschule in Tsingtau. Durch Neubauten sind eben vier neue Klassenräume entstanden und im Internat Wohnungen für 30 neue Schüler. Die Oberklassen sind nun eröffnet und damit ist die Zahl der Deutschstunden wesentlich erhöht, wobei uns die Tatsache günstig ist, daß im Vorlesungsverzeichnis der chinesischen Tsingtauer Universität neuerdings Deutsch als Lehrfach erscheint;

auch brauchen es unsere Schüler, die an der Deutsch-Chinesischen Technischen oder Medizinischen Hochschule in Shanghai-Woosung weiterstudieren wollen, für die unsere Schule als Vorbereitungsanstalt anerkannt ist.

Beim Semesterbeginn Herbst 1930 stieg der Schulbesuch auf 455! Sie verteilen sich folgendermaßen:

Klasse	Alte Schüler	Neuaufgenommene	Zusammen	
A. Elementarschule.				
I	13	25	38	114
II a	25	13	38	
II b	23	15	38	
B. Niedere Mittelschule.				
I a	35	14	49	280
I b	38	10	48	
I c	—	48	48	
II a	36	—	36	
II b	22	19	41	
III a	28	1	29	
III b	27	2	29	
C. Höhere Mittelschule.				
I	34	6	40	61
II	15	0	21	
		Summa	455	455

Das Schulgeld betrug bisher pro Kopf und Semester 10 $; jetzt müssen die Elementarschüler 15, die Höheren 18 $ zahlen. Wohn- und Eßgeld der 140 Internaten ist von 30 auf 35 $ erhöht; außerdem wird von jedem Schüler ein allgemeiner Unkostenbeitrag von 1 $ erhoben. Die Schule hat einen Etat von 40 000 Mark und erhält sich, abgesehen von den Gehältern der vier europäischen Lehrer und der notwendigen Neubauten, selbst. Es unterrichten jetzt an ihr vier deutsche Lehrkräfte und 25 chinesische, für die Wohnungen auf unserem Grundstück vorgesehen sind und eben wieder um vier neue erweitert wurden. *Rabes 1930*

Das Alter der Schüler

Die zwanzig Schüler meiner Oberklasse sind im Alter von 15 bis 20 Jahren. Der große Altersunterschied erklärt sich daraus, daß in China noch kein Schulzwang durchgeführt ist und viele Eltern ihre Kinder erst zur Schule schicken, wenn diese zehn Jahre oder älter sind. Meist sind es Jungen vom Lande, die erst spät sich zur Schule entschließen. In der Stadt spielt die Schule schon eine ganz andere Rolle, und auch der einfache Mann schickt seine Kinder so früh

als möglich zur Schule, um ihnen eine gute Bildung und damit den Zugang zu höheren Lebensstellungen zu verschaffen. Ein großer Teil meiner Schüler ist auch schon verheiratet, hat Frau und Kinder im elterlichen Hause, und die Familie ermöglicht ihm das Studium. Über diese Familienangelegenheiten der Schüler erfährt man mancherlei während des Unterrichts. Behandelt zum Beispiel eine Lektion das Thema: „Heirat, Ehe", so kommt es vor, daß unter den kleineren Schülern ein Gekicher entsteht und wenn man sie fragt, deuten sie auf einen größeren und sagen: „Er ist verheiratet und hat gerade einen Sohn bekommen!" Es kommt auch häufig vor, daß während des Semesters ein Schüler Urlaub nimmt, um sich zu verheiraten. Nach drei bis vier Tagen kommt er wieder zurück und sitzt wieder auf der Schulbank. *Frau Seufert 1928*

Die vorgeschriebene Sun-Verehrung

Jeden Montag wird vor dem Unterricht ein vaterländischer Akt abgehalten. Der Sinn ist die Verehrung Sun Yat Sens, des „Vaters der Republik". Weil unser früherer Schulsaal jetzt mit als Klassenzimmer dient, da die Schüler sonst nicht unterzubringen sind, wird dazu der große Bibliotheksaal benutzt. Am Vorhang, der die Bühne verdeckt, hängt in halber Höhe das Bild von Dr. Sun. Daneben in großen Zeichen sein Testament. Zuerst kommen drei Verbeugungen vor dem Bilde, was aber nicht als religiöser Akt gilt. Dann wird die neue Nationalhymne gesungen, San Min Dschu J. Es ist das Lied der Kuomintang und lautet in Übersetzung wie folgt:

„Die drei Volksprinzipien muß unsere Partei verehren; denn so wird die Volksregierung (fest) gegründet, und der Weltfriede macht Fortschritte.
Soldaten und Gelehrte! Ihr müßt
als Führer des Volks unermüdlich von früh bis spät arbeiten,
den Volksprinzipien gehorsam sein,
schwören, eifrig und mutig zu sein,
sicher im Glauben (an den Erfolg),
fest in der Treue,
ein Herz und eine Tugend —:
das müßt ihr von Anfang bis zu Ende durchführen."

Nach dem Gesang des Liedes, dessen Melodie übrigens recht glücklich getroffen ist, erfolgt das gemeinsame Lesen von Suns Testament. Danach sind zwei Minuten Stillschweigen. Dann hält der chinesische Direktor, Herr Liu, eine kurze Ansprache. Eine tiefe gegenseitige Verbeugung von Schülern und Lehrern beendet die etwa viertelstündige Feier. Wir Europäer haben völlig freie Hand, ob wir teilnehmen wollen oder nicht, und niemand verargt es uns, wenn wir das nicht tun.

Die Kuomintang sucht ihre Herrschaft schon in ganz jungen Kinderherzen fest einzurichten. Dem dient der Parteiunterricht, den sie als ordentliches Lehrfach in allen Schulen eingerichtet hat. Jede Klasse hat wöchentlich eine Stunde „Parteilehre". Der Lehrer dazu wird von dem Propagandaamt geschickt. Anscheinend klappt die Sache aber noch nicht hervorragend. Wenigstens hat in den zwei Monaten des jetzigen Herbstsemesters schon ein dreimaliger Lehrerwechsel stattgefunden. *Rabes 1929*

Die christliche Beeinflussung

Was nun die religiöse und sittliche Beeinflussung der Schüler betrifft, so findet sich dazu in den einzelnen Unterrichtsfächern ständig Gelegenheit. Nach den chinesischen Unterrichtsbestimmungen dürfen von der Regierung anerkannte Privatschulen — und zu diesen zählt unsere Schule — innerhalb des Stundenplans keinen obligatorischen Religionsunterricht erteilen. Wir nehmen daher jede sich bietende Gelegenheit wahr, um mit den Schülern über religiöse Dinge zu sprechen und sie sittlich zu beeinflussen. Sie zeigen dafür auch großes Interesse. So sind zum Beispiel in unserem Lesebuch verschiedene Abschnitte, die sich mit Christentum, Jesus und Kirche befassen. Sie sind jeweils der Ausgangspunkt einer Besprechung. Im Geographieunterricht bietet sich Gelegenheit, mit ihnen über die verschiedenen Religionen der Welt zu reden, auch über ihre eigene. Ich lasse mir von ihnen Worte des Konfuzius sagen und zeige ihnen an Worten Jesu die christliche Auffassung, wie ich überhaupt immer versuche, ihnen die Gestalt Jesu nahezubringen. Sehr scheu sind die christlichen Jungen, zu bekennen, daß sie Christen sind. Sie scheuen sich, davon vor ihren nichtchristlichen Mitschülern zu reden. Diese Zurückhaltung gilt es zu achten, um nicht durch taktloses Fragen die Seelen zu verletzen. Man erfährt trotzdem von diesen Dingen genug, wenn man die Schüler außerhalb der Unterrichtsstunden näher kennenlernt. Auch das Weihnachtsfest gibt Gelegenheit, die Schüler mit unserem religiösen Leben bekanntzumachen und ihnen die Gestalt Jesu vor Augen zu stellen. Neben unseren Schulgebäuden liegt die Kirche der selbständigen chinesischen Christengemeinde; dorthin gehen jeden Sonntag viele unserer Schüler. Auch Weihnachten findet dort alljährlich eine Feier statt und im Anschluß daran eine kleine Bescherung. In diesem Jahre nahmen fast alle unsere Schüler daran teil. Am Weihnachtsabend schicken wir den Lehrern und Schülern, die in der Schule wohnen, Weihnachtsgebäck, Apfelsinen und Rosinen, um sie auch an unserem deutschen Weihnachtsfest teilnehmen zu lassen. Diese Süßigkeiten werden in große rote Tüten verpackt, die Lehrer erhalten schön hergerichtete Körbchen mit Gebäck und Früchten. Manche Lehrer und Schüler besuchen uns in den Weihnachtstagen, um unseren Christbaum zu sehen. *Frau Seufert 1926*

Die Schule als Missionsmittel

Trotz der durch die chinesische Regierung erschwerten Lage für Missionsschulen durch das Verbot jeglichen Religionsunterrichtes (vgl. S. 165 ff.) rät der Leiter unserer Schule, Dr. Seufert, ruhig weiterzuarbeiten und auch so noch die Schule als Missionsmittel zu betrachten; denn:

1. Es ist der einzige Weg, heute noch an die chinesische Jugend heranzukommen.
2. Wir müssen Chinas Kampf um eine religionslose Schule verstehen. Wenn die Regierung christlichen Religionsunterricht zuließe, dann müßte sie auch konfuzianischen und buddhistischen zulassen.
3. Wie jeder Pfarrer und Religionslehrer der Heimat verbotenen Religionsunterricht in die anderen Fächer, die ihm offen stehen, verlegen würde, so geschieht das in den Missionsschulen unter Kenntnis und Duldung der Behörden.
4. Ein Schulstreik oder Schließen der Missionsschulen würde deren Enteignung durch die Regierung Vorschub leisten, denn alle Missionsanstalten, die nicht in Betrieb sind, können nach heutigem Recht enteignet werden. Dann käme China in den vielleicht erstrebten Besitz dieser Anstalten. *Seufert 1930*

6. Unsere Ärztliche Mission

Ein Aufruf für ärztliche Mission in China

Die Chinesen, das größte Volk der Welt, ein uraltes Kulturvolk, begabt, fleißig, strebsam, leiden unsagbar unter überaus traurigen gesundheitlichen Zuständen.

Was das heißt, daß ein Land mit 400 Millionen Menschen ohne genügende, moderne Gesundheitsfürsorge ist, das kann sich ein heutiger Europäer nicht vorstellen. Wie sind wir verwöhnt durch Ärzte, Apotheken, Krankenhäuser, Heilstätten und Kinderfürsorge mit ihrer über die Grenzen der Völker hinaus helfenden Liebe! Natürlich gibt es auch bei uns noch viel Elend, Not und Jammer in dieser Hinsicht. Aber in China gibt es nur in ganz geringem Maße Hilfe. Wohl haben die altchinesischen Ärzte eine ganze Anzahl erprobter, guter Hausmittel. Aber ihre Anwendung bleibt ungenügend und oft unwirksam, weil ihnen die wissenschaftliche Kenntnis vom Wesen der Krankheiten und vom menschlichen Organismus fehlt. Und Bekämpfung und Vorbeugung gegenüber den wild wuchernden Seuchen sowie die gesamte Chirurgie, die in Europa glänzend entwickelte Operationskunst, sind ihnen bisher erst sehr wenig bekannt.

Und wie wüten in diesem unermeßlichen Volk die Seuchen und Krankheiten! Die Cholera, die Lepra (Aussatz), der Typhus, der

Flecktyphus, die Ruhr, die Schwarzen Pocken raffen jährlich Hunderttausende hin. Die Tuberkulose-Sterblichkeit ist eine ungeheuerliche; aber nichts geschieht dagegen. Erschütternd ist das Elend der Augenkranken und Erblindeten.

Diese große Not der Krankheiten wirkt in China um so verheerender, als das Land seit 15 Jahren von dauernden, schweren Bürgerkriegen zerrissen und von entsetzlichen sozialen Mißständen (Räuberunwesen, Überschwemmungen, Hungersnöten) heimgesucht ist.

Trotz alledem hat dies Land eine große Zukunft. Es ringt sich neues Leben empor. Alle großen Völker Europas und Amerikas, die in Politik, Wirtschaft und Kulturbeziehungen mit China Verkehr pflegen, sind bemüht, den Chinesen in ihren Nöten zu helfen. Da müssen auch wir das Unsrige tun.

Im Rahmen dieser echt menschlichen, großzügigen Liebestätigkeit hat die ärztliche Mission eine besondere Bedeutung. Seit 25 Jahren hat unsere Ostasien-Mission in Nordchina eine erfolgreiche ärztliche Missionsarbeit entfaltet. Vor dem Kriege erhielten in ihren Krankenhäusern in Tsingtau und dem Hinterland jährlich etwa 10 000 Kranke ärztliche Hilfe. Jetzt wollen wir in Tsining, einer lebhaften Handelsstadt tief im Innern der Provinz Schantung, eine neue missionsärztliche Station gründen. Tsining zählt 300 000 Einwohner. Die Stadt liegt am Kaiserkanal und hat eine große Zukunft. *Witte 1925*

Das Christentum der Tat

Will man die Herzen dieser Menschen gewinnen, dann gilt es, ihnen den Tatbeweis zu liefern, daß wir ihnen wirklich nur Gutes bringen und helfen wollen, ohne Vorteil und Lohn. Da nützt kein Reden von dem Guten, das das Evangelium in die Herzen pflanzen will, da nützt kein Predigen der Liebe, die Gott zu uns hat und die wir zu ihnen haben, da nützt nur das Handeln der Liebe, die in die schlimmsten Nöte hineingreift und die Elenden, um die sich keiner ihrer Landsleute, auch ihrer Priester nicht, kümmert, heraushebt aus dem Jammer. Wenn das geschieht, dann beginnt ein Fragen und Staunen. Warum tun die Fremden so selbstlose Tat, die Fremden, denen man nur schlechte Dinge zutraut? Und die Chinesen beginnen zu ahnen, daß hier Wundermächte Dinge schaffen, so edel und gut, wie sie sie bisher nicht gekannt haben.

So bahnt man den Weg, der die Herzen für das Evangelium öffnet. Sie lernen sehen: da ist etwas Gutes, Erquickendes, das uns hilft. Für solche guten Taten sind gerade die Chinesen recht empfänglich, die einen sehr nüchternen Geschäftssinn haben und bei jeder Sache gleich fragen, was sie nützt. Ihnen liegt der Schluß nahe und ist zwingend: Wenn die fremde Religion so gute Taten tut, die die eigenen Religionen nicht tun, dann ist die mehr wert als die alten. Es

bestand darüber kein Zweifel, welches die Not war, die durch ihre Größe unendliche Qualen schuf und die man leicht mit Erfolg bekämpfen konnte; es war und ist bis heute „Die Not der Kranken"!

Witte 1927

Eröffnung der Poliklinik in Tsining

Wir haben am 6. Oktober 1926 eröffnet, nachdem meine Frau mit unserem im September geborenen Sohne eingetroffen war. Da die Zeiten hier recht unruhig sind und unser Missionsverein noch ganz unbekannt ist, nahmen wir von einer Feierlichkeit bei der Eröffnung Abstand, sondern begannen einfach mit zwei Wochen freier Behandlung, um erst einmal bekannt zu werden. Dadurch hatten wir natürlich gleich einen ziemlichen Zustrom an Kranken, der durch Glücksfälle begünstigt, auch heute noch anhält, nachdem wir längst dazu übergegangen sind, uns die Selbstkosten an Verbandstoffen und Medikamenten ersetzen zu lassen. Das tun auch alle andern Missionshospitäler, denn sonst schätzt der Chinese die erhaltene Medizin nicht, wirft sie weg oder verkauft sie weiter. Natürlich gibt es auch Leute, die glauben, wir seien hier, um Geschäfte zu machen, trotzdem wir mit unserer Medizin viel billiger sind als die viel schlechtere chinesische Medizin. Doch darf uns dies nicht hindern, an unserm Grundsatz festzuhalten. Sie werden schon mit der Zeit merken, daß uns andere Gründe zu unserer Tätigkeit hier bewegen als reine Gewinnsucht. Wir haben zum Beispiel mit der Freiabgabe von Binden unsere Erfahrungen gemacht. Wenn wir verlangten, daß die Patienten gebrauchte Binden gewaschen zurückbringen sollten, so taten sie das selbstverständlich nie, bis wir für jede neue Bezahlung verlangten. Erst dann erschienen plötzlich die alten in sauberem Zustande wieder. Jetzt wissen sie es allmählich, daß wir uns nicht betrügen lassen, und machen eigentlich keine Schwierigkeiten mehr. Daß armen Patienten die Verbandstoffe und Medikamente geschenkt werden, ist sicher, doch behalten wir uns diese Entscheidung vor, ohne uns erst in lange, zeitraubende und nutzlose Dispute einzulassen. Sonst kämen wir vor lauter Verhandeln zu keiner Arbeit.

Wir haben unsere Tätigkeit so eingeteilt, daß morgens von 9 bis 12 Uhr die eigentliche Poliklinik abgehalten wird, zu der die Gebühr für die Eintragung ein Diao (etwa gleich 25 Pfennig) beträgt. Dafür wird dann eine Krankheit bis zu Ende behandelt. Wir haben die Morgenzeit gewählt, weil die hier noch tätigen Amerikaner ihre Poliklinik nachmittags von 2 bis 4 Uhr haben. Wir haben nachmittags von 3 bis 5 Uhr eine zweite Sprechstunde, zu der die Eintragungsgebühr ein Dollar unter sonst gleichen Bedingungen beträgt. Natürlich kommen fast alle Patienten, auch die reichsten, morgens, so daß wir den Nachmittag für Operationen und Arbeiten im Laboratorium frei haben. Auch verstehen die meisten Patienten die

Eintragungsgebühr so, daß sie mit ihrer einmaligen Entrichtung fürs ganze Leben für sich und ihre Familie abonniert sind. Da werden wir erst ganz langsam unsere eigentliche Absicht durchsetzen können.

Ellermeier 1926

Eine junge Selbstmörderin

Das Ende von stürmischen Szenen, die meistens aus Eifersucht entstehen, ist der Versuch der jungen Frau, sich durch Gift das Leben zu nehmen. Oft zieht sie den Tod dem Zusammenleben mit dem ungeliebten Manne vor, den sie ja meist erst am Hochzeitstage zum ersten Male sah; oft zwingt sie das Verhältnis zur Schwiegermutter oder zu den Nebenfrauen dazu. Ist die Sache harmloser, so will sie nur der ganzen Familie einen Schrecken einjagen und den Gatten zwingen, ihr wieder seine Sorge und Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die beliebtesten Vergiftungsmittel sind Streichholzköpfchen (hier gibt es keine Sicherheitszündhölzer) und Opium. Zu uns kommen diese Fälle meist spät am Abend oder nachts. Wir sitzen gemütlich beisammen, draußen ist es stockdunkel, man hört nur die monotonen Klagelaute der Bettler und alle Stunden den schönen vollen Glockenton eines nahen Tempels. — Da pocht es laut und hastig an unser Außentor, die Heilgehilfen holen uns erschreckt herbei und nach vielem Hin- und Herreden durch das verschlossene Tor wagen wir endlich aufzumachen. Gleich schiebt sich ein Haufen Menschen herein, aus dem klagende, ermunternde und erklärende Stimmen zu uns dringen. Der flackernde Schein einiger Papierlaternen gibt der ganzen Gruppe etwas Schaurig-Romantisches. In der Poliklinik spielt sich immer dasselbe ab: Die Patientin stöhnt, der bleiche Ehemann sucht zu trösten, die Mütter und Schwiegermütter reden uns tot und lebendig, die übrigen Männer warten ruhig und vernünftig ab, bis wir mit den Vorbereitungen zur Magenspülung fertig sind. Alles atmet beruhigt auf, wenn man der sich sträubenden Patientin glücklich den Magenschlauch eingeführt hat, und dann beugen sich etliche Köpfe über den mit Stallaternen (unserer einzigen Beleuchtung) kümmerlich beleuchteten Trichter, in dem der Mageninhalt erscheint, und wie aus einem Munde klingt es jedesmal: lä—la (das heißt: sie sind gekommen), wenn die braune Opiumbrühe oder die Streichholzköpfchen auftauchen. Nach beendigter Behandlung ergießt sich der Schwarm unter vielen Worten wieder hinaus, das Hoftor wird verriegelt, und im Gehöft ist es wieder so still wie vorher.

Ellermeier 1927

Unsere Augenärztin operiert

Eine besondere Ecke haben wir für Augenkranke eingerichtet, das ist mein Reich. Hier geht es meistens lebhaft zu, da die Augenkranken gut die Hälfte aller Patienten ausmachen. Wenn ich meine Patienten im Geist durchgehe, so fallen einige Typen auf, die ich

näher beschreiben möchte. Wer kommt da mit langsam gewichtigem Schritt, geführt von einem Diener, durchs Tor? Es ist ein chinesischer „Arzt", wie wir später erfuhren, etwa fünfzig Jahre alt, mit grauem Schnurrbart, dessen Enden herunterhängen, und einer Brille, die durch Größe und Alter auffällt. Der Diener, der jeden seiner Schritte bewacht, und der tastend vorgestreckte Stock deuten an, daß er sehr schlecht sieht. Er geht zwei Schritte vorwärts, bleibt stehen, hebt den Kopf, setzt die Brille zurecht, schaut interessiert um sich, nickt mit dem Kopf, schmunzelt und geht wieder zwei Schritt, bis er vor unserer Polikliniktür angekommen ist, an der wir schon erwartungsvoll stehen. Eine tadellose tiefe Verbeugung gilt meinem Mann, die nächste mir. Wir bitten ihn, näher zu treten, und sind froh, als er endlich unter dauernden Verbeugungen auf dem Stuhl sitzt. Seine Gesichtsfarbe ist merkwürdig gelb, seine Pupillen sind auffallend eng, ein unangenehmer, betäubender Geruch umgibt ihn. Wir bekommen auch bald heraus, daß er seit 18 Jahren Opiumraucher ist. Er hat auch die üblichen Magenbeschwerden und klagt über Schlaflosigkeit. Seine Augen sind seit Jahren schon entzündet, auf dem einen sieht er fast nichts mehr, mit dem andern so schlecht, daß er nicht allein ausgehen kann. Nach der Untersuchung sage ich ihm, daß das schlechte Auge nicht mehr zu retten, das bessere durch Tropfen oder später durch Operation wesentlich zu bessern sei. Beides nimmt er mit dem gleichen, selbstverständlichen Kopfnicken hin. So kommt er nun täglich mit denselben höflichen Verbeugungen, fragt, ob ich gut gegessen habe, greift mit feierlicher Bewegung an seine Brille, setzt das Ungetüm, das aus zwei großen Fenstergläsern und einem höchst komplizierten metallenen Gestell besteht, ab, behauptet, mit dieser Brille viel besser sehen zu können, zählt aufs genaueste die Tropfen, die er in die Augen bekommt und verabschiedet sich mit Dank und Verbeugung. Als ich ihm nach drei Wochen die Operation vorschlage, ist er sofort damit einverstanden und erscheint mit Frauen, Kindern, Diener und Bettzeug schon einen Tag früher als bestellt. Das Zimmer links vom Eingang, das wir ihm anwiesen, wandelt sich in einen Taubenschlag um. Ein Teil der scheinbar sehr großen Familie ist immer bei ihm und seine beiden Frauen, die eine ist etwa 45, die andere 20 Jahre alt, wechseln sich in der Betreuung des Alten ab. Doch zu bestimmten Tageszeiten herrscht auffallende Ruhe in dem Raum, so daß ich mich veranlaßt sehe, zu außergewöhnlicher Zeit einmal überraschend nachzusehen. Ich will die Tür öffnen, sie ist verschlossen; ich klopfe an, nichts rührt sich; ich klopfe noch einmal an, der Diener öffnet eine kleine Spalte, ein widerlich süßer Geruch schlägt mir entgegen. Im Raum kann ich zuerst vor Qualm nichts erkennen, allmählich unterscheide ich in einer Ecke einen Knäuel Menschen, aus dem sich erschreckt und verlegen der Alte, seine Frauen und halberwachsenen Töchter lösen. Sie alle rauchten Opium. Was

sollen wir da machen? Verbieten konnten wir es nicht, da ja durch eine plötzliche Entziehung die Ausfallserscheinungen oft lebensgefährlich sind. Wir versuchten, ihm das Unmoralische im Nachgeben dieser Leidenschaft klar zu machen und sprachen mit ihm über eine Entziehungskur, die natürlich nur möglich ist, wenn wir ein Krankenhaus und angelernte Pfleger haben; in diesem Falle würde der Erfolg der Kur sicher an der Energielosigkeit des Patienten scheitern, der zugab, nur in möglichst kurzer Zeit und ohne seine Mithilfe geheilt werden zu wollen. Die Operation verlief gut, der Patient erschien in halb benommenem Zustand auf dem Operationstisch; da seine Pupille durch eine große, undurchsichtige Narbe auf der Hornhaut verdeckt war, schnitt ich ihm ein Stück aus der Regenbogenhaut unter einem durchsichtigen Teil der Hornhaut heraus. Die Heilung verlief unter dem dauernden Reiz des Rauchens nur langsam. Doch der Patient hatte Zeit, Ruhe und Geduld, und getreulich kam er Tag für Tag und freute sich kindlich über die Fortschritte im Sehen, sah nur nicht ein, daß ich ihm nur einen Tropfen ins Auge tat, und meinte, je mehr desto besser. Als ich ihn entließ, war er gar nicht damit einverstanden.

Frau Ellermeier 1927

Operation bei 35°

Ich habe bisher, auch infolge unserer beschränkten Bettenzahl, fast nur dringliche chirurgische Erkrankungen aufnehmen können, so vor zehn Tagen zwei Kinder mit Blasensteinen. Erst 5 und 7 Jahre alt, litten sie schon über ein und zwei Jahre an den fürchterlichsten Schmerzen beim Wasserlassen. Fast schon wollte ich der großen Hitze wegen ihre Aufnahme bis auf den Herbst verschieben, denn operieren bei 35 Grad im „kühlen“ Zimmer ist eine Tortur. Der Schweiß läuft nur so in Strömen, und wenn ich glücklich nach der letzten Naht die Gummihandschuhe ausziehen darf, so kann man das Wasser aus dem Handschuh nur so ausgießen. Trotz dicker Mullbinde um die Stirn läßt es sich doch nicht vermeiden, daß einmal ein Tropfen Schweiß auf das Operationsfeld fällt. Doch da sah ich einmal, welche Qualen diese Kinder ausstehen mußten. Es war geradezu fürchterlich. Am anderen Morgen um 6 Uhr operierten wir; beide Kinder hatten Steine so groß wie ein kleines Hühnerei. Und acht Tage später sprangen sie beide schon wieder froh und vergnügt auf dem Hof herum. Und die beiden Väter sind so glücklich, daß sie nicht wissen vor Freude und Dankbarkeit, was sie sagen sollen. Beide sind weit hergekommen. Ein Rikschakuli hatte die Kunde vermittelt, daß in Tsining ein weißer Arzt sei, der auch Armen hülfe. Und gestern sind sie nach Hause gegangen: „Wo wir hinkommen“, sagten sie, „wollen wir deine Kunst und Güte rühmen, und unser Herz soll ewig dir gehören.“ So sprachen sie fortwährend unter tiefstem Kotau, kein Dichter könnte blumenhafter sprechen als diese beiden armen Menschen.

Haensel 1928

Qualen aus Aberglauben

Die ärmsten Patienten, die noch in den Krankenzimmern lagen, waren schwerverwundete Soldaten, die durch Lungenschüsse und durch Granatverletzungen elend zugerichtet waren. Das Leben des einen, der nun sterben muß, hätte der Arzt durch Amputation eines Beines retten können. Der Patient wäre zur Operation auch bereit gewesen. Da kamen seine Eltern und Verwandten und untersagten die Operation. Warum? „Das Leben im Jenseits sei wichtiger als dasjenige auf Erden; ihr Sohn dürfte nicht einbeinig, verstümmelt, in den Himmel." So muß der arme Mensch weiter leiden und vor Schmerzen aufschreien, bis ihn der Tod erlöst. Wie furchtbar greift doch da oft der Volksaberglaube ins Menschenleben ein. — Dort trägt eine arme Mutter ein Mädchen auf den Armen. Das rechte Äuglein des Kindes ist erblindet. Wir fragen den Arzt, woher dies komme. Antwort: Auch diesem Kinde haben die Leute kurz nach seiner Geburt mit einem Akaziendorn in den Augapfel gestochen. Als der Arzt den Heilsgehilfen nach dem Grunde dieses fürchterlichen Eingriffs fragte, wollte er ihm keine andere Auskunft geben als die: „Ich kann Ihnen den Grund dieser oft an kleinen Mädchen vorgenommenen ‚Operation' nicht sagen, denn das ist viel zu schmutzig und zu schlimm!" — Unglaublich viele halb oder ganz blinde Menschen habe ich hier am Kaiserkanal angetroffen! Wahrlich, da ist Spitalhilfe bittere Notwendigkeit. *Marbach 1928*

Zu viel verlangt

Es kam eine Frau mit Tuberkulose. Sie war bitter enttäuscht, daß das Leiden nicht nach einem Verbande behoben war, trotzdem ich ihr vorher genau Bescheid gesagt hatte. Sie erschien auch wirklich nur noch zweimal und blieb dann weg. — Oft betrachten sie uns als Apotheke, in der man sich für alle Krankheiten Medizin kaufen kann, natürlich unter der Bedingung, daß man sein Geld zurückerhält, wenn die Krankheit doch nicht besser wird. Ob sie diese Gewohnheit von den Amerikanern haben, die selbst es ähnlich machen, weiß ich nicht. Wir wollen das nicht einführen und geben nie Medizin ohne Untersuchung ab. Wir kämen sonst auch zu leicht in den Verdacht des Geschäftemachens. Zudem wird da oft Unmögliches verlangt. So erschien kürzlich ein Mann, der für seine 300 Li (150 Kilometer) entfernt wohnende blinde Mutter Medizin kaufen wollte, daß sie bestimmt wieder sehend würde. Als wir nun nach der Art des Leidens fragten, war er höchst erstaunt und zweifelte sicher an unserm Können, als wir seine Forderung nicht erfüllten. — Ähnliche unmögliche Forderungen werden oft gestellt. So brachten sie uns einmal ein sterbendes Kind an, das schon tot war, ehe wir es sahen. Sie waren erstaunt, daß wir nicht mehr helfen

konnten, und zogen schimpfend ab. Das war noch ein für uns recht günstiger Ausgang. Arme Leute lassen sonst die Leiche einfach liegen, für deren Beerdigung man dann sorgen muß. — An unser Können stellen sie bisweilen hohe Anforderungen. So brachten sie uns sogar einmal ein schon einige Stunden totes Kind mit der Frage, ob wir noch helfen könnten. Als wir dies verneinten, gab es erst ein großes Geschimpfe, bis sie schließlich friedlich und beruhigt abzogen. —

Die Wünsche der Patienten gehen oft ins Phantastische. Ein Soldat verlangte, ich sollte ihm sein Auge (er hatte die ägyptische Augenkrankheit) herausschneiden und ein anderes geben. Jede andere Behandlung lehnte er in wenig kluger Weise ab. Doch auch die oberen Zehntausend sind nicht bescheiden in ihren Wünschen. Erschien da gestern eine junge Dame, in ihrem Äußeren ähnlich einem Meißner Porzellanfigürchen: buntseidene Hosen, eine helle Jacke aus Seide, Alter, ich glaube 16 Jahre, Grazie und Anmut à la Rokoko. Es dauert lange, bis der wahre Grund des Kommens ans Tageslicht kommt. Ich frage nach Alter, 26! nach Kindern, zwei Mädchen. Sie fragt, ob ihr Puls gut ist, ihre Lungen, ihr Herz, schließlich, da sie bald wieder ein Kind erwartet, ob das Kleine lebe. Doch das muß, streng der Sitte gemäß, meine Frau horchen. Das sind aber alles Dinge, die ihr keine Kopfschmerzen machen, das kommt jetzt: ob sie wohl einen Jungen oder ein Mädchen bekommen werde. Hier versagte leider mal wieder meine Kunst und die arme kleine Frau mußte ohne Trost abziehen. Fragte nicht nach Schuld oder sonst was, aber ließ durch ihre Dienerin beim Hinausgehen unauffällig einen netten Dollarschein auf den Tisch legen, bestieg vor dem Hause ihre Rickscha, Dienerin in die zweite, Diener in die dritte, ein Wink und ab. *Haensel 1929*

Trauriger Wettstreit zweier Frauen

Eigentlich wollte ich diese beiden Operationen an zwei aufeinanderfolgenden Tagen vornehmen, aber die beiden Patienten, zwei Frauen, eine junge und eine alte, konnten sich nicht einigen, wer zuerst an die Reihe kommen sollte. Die Junge sagte zu mir bei der Abendvisite: „Operiere mich zuerst, ich habe zu Hause zwei kleine Kinder, die Alte da (flüsterte sie noch) hat ja nichts zu tun, die kann ruhig warten." Und die Alte sagte: „Operiere mich zuerst, denn ich bin blind, und leise sagte sie noch, die Junge da kann ja warten, die hat ja Augen." Und so flüsterten sie mir abwechselnd ihre Gründe noch ein paarmal vor, und der Ernst und Eifer, mit dem sie es taten, aus Sorge, die andere könnte den Vorrang bekommen, war einfach rührend. Im zweiten Zimmer liegt eine Frau, deren Fuß infolge hochgradiger künstlicher Verkrüppelung ganz vereitert ist, und eine zweite, die sich mit ihrem Nachbar in der Betrunkenheit geschlagen

hat, wobei dieser ihr einige kräftige Messerstiche versetzt hat, drei allein ins Gesäß. Zum Zweck der Blutstillung waren die Wunden mit Sägespänen ausgefüllt, das hiesige allgemein übliche Volksmittel, außerdem krochen bei ihrer Einlieferung schon die Fliegenmaden aus den Wunden. Die Frau war im übrigen so dreckig, daß mir grauste, obwohl ich ja hier viel Kummer in dieser Beziehung gewohnt bin. Nachdem sie aber jetzt gebadet ist, die Haare entlaust sind und sie einen weißen Schlafanzug an hat, sieht sie in ihrem neuen, weißen Bett richtig hübsch aus. Meine übliche Frage bei der Visite: Nun, gnädige Frau, sind Sie satt? Haben Sie Wanzen oder Läuse? wird stets als besonders freundlich und teilnahmsvoll empfunden. Es war ja auch ein schwerer Kampf, bis wir diesen Grad der Ungezieferfreiheit erreicht hatten. *Haensel 1929*

Die Außenpraxis

Diese Art der Praxis ist besonders anstrengend, da die häuslichen Verhältnisse in den allermeisten Fällen doch sehr einfach sind. Auch muß man erst die Lebensgewohnheiten der Leute genau kennen, ehe man die Behandlung in den Häusern übernehmen kann. Ein Beispiel mag zum Beweise der Schwierigkeiten angeführt werden. Unter der Diagnose „Cholera“ wurde ich vor einigen Tagen in das Haus eines Nachbarn gerufen. Wer die Diagnose stellte, weiß ich nicht. Wohl ein „Kollege“, dem die Sache etwas ungemütlich geworden war und der sich geschickt entfernt hatte. Ich fand eine schwerkranke Frau vor mit hohem Fieber und kaum fühlbaren Puls, die in einer Nacht angeblich 20 Stuhlentleerungen gehabt hat. Letztere Angabe war nicht zu kontrollieren, da später der Durchfall aufhörte. Die Patientin hatte den Stuhl der Einfachheit halber auf den mit Ziegel schlecht gepflasterten Boden entleert. Das Zimmer war vielleicht 2 zu 4 Meter groß und war bei meiner Ankunft voller Menschen, die mit viel Gerede die arme Kranke bedauerten. Kinder spielten auf dem Boden. Man mag die Folgen gar nicht ausdenken, wenn es wirklich Cholera gewesen wäre. Es war aber zum guten Glück nur eine gründliche Darmverstimmung, denn nach zwei Einspritzungen von Kampfer und vorgeschriebener Diät, die ich überwachte, war die Geschichte in Ordnung. Es ist sicher schwer für einen Arzt, eine Chinesin zu behandeln, da allerlei Vorurteile zu überwinden sind. Aber einer Frau eine Spritze zu geben, ist das schwierigste, was ich bis heute hier erlebte. Angst vor der Spritze ist selbstverständlich und mag erlaubt sein. Als ich aber für die Injektion eine bestimmte Körperstelle frei zu machen verlangte, wurde diesem Wunsche zwar Rechnung getragen, aber so, daß höchstens ein talergroßer Fleck entblößt wurde, so daß ich eben einspritzen konnte. Alles andere war mit zahlreichen Decken sorglich verdeckt. So mag die ganze Sache recht harmlos klingen. Das Geschrei und

die Umstände dieser Prozedur muß man gesehen und erlebt haben. Zu beschreiben sind sie nicht. Daß ich noch dazu die Reinigung des Zimmers anordnete, mag ein weiterer Grund dafür gewesen sein, daß man mich nicht mehr rief, sondern mir nur später mitteilte, daß die Frau genesen sei. Das genügte mir ja auch. Es ist nämlich hier nicht Sitte, daß der Arzt Besuche macht, wenn er nicht ausdrücklich gerufen wird. Gegen diese Gewohnheit wagen wir vorerst noch nicht anzugehen. *Haensel 1928*

Arbeit in der Kriegszone

Diese Belästigungen durch die Soldaten wurden während der nun folgenden Kriegszeit (1928) fast unerträglich. Zu Tausenden und Abertausenden zogen sie hier bei uns vorbei, mit ihren kleinen vierrädrigen Karren, mit dem großen Schlachtmesser, mit Teekännchen und Regenschirm, und ein Teil auch mit Gewehren, ununterbrochen, Tag und Nacht, polterte es an unserem Hause vorbei. Und jeden Morgen mußte ich durch diese Völker, die oft die engen Straßen für Stunden verstopften, meinen Weg bahnen, um zu den Kranken und Verwundeten in der Stadt zu gelangen. Ich wurde jedesmal reichlich beschimpft, und das „Schlagt den Hund tot!" war auch nicht selten. Unser poliklinischer Behandlungsraum war während der Belagerung Tsinings reichlich zerschossen, eine Granate war durch die Decke hinein- und durch die Tür wieder hinausgeflogen. Meine Bettlägerigen — es waren alles zurückgelassene schwerverwundete nördliche Soldaten — die überhaupt nur noch am Leben waren, weil sie auf meinem Hofe und in meiner Pflege lagen, denn ein Chinese tötet nicht einen anderen Chinesen auf dem Hofe eines Ausländers, sie waren in eine finstere kleine Kammer hineingeworfen und lagen nun da wie ein Haufen von Fischen, die ans Land geworfen sind. Alle übrigen Räume waren überfüllt mit den siegreichen südlichen Soldaten.

Da man ja auch nicht wissen konnte, ob man leben oder sterben durfte, denn mit den Südlichen kam eine ungeheure Hetzpropaganda, um die nördlichen Führer und die Ausländer zur Hölle zu verdammen — mit dem Erfolg, daß in jenen Tagen auch der hiesige amerikanische Missionsarzt ermordet wurde —, so ergaben sich die armen nördlichen Soldaten einer stillen Resigniertheit; ich schien auch so ein Sündenbock zu sein, der den Nördlichen half, denn ich verband ja diese Leute jeden Tag vor den Augen der Südlichen. Als mich deswegen einer zur Rede stellen wollte, sagte ich ihm: „Für mich seid ihr alle Chinesen, ob ihr nun vom Norden oder vom Süden oder vom Mond kommt."

Dann wurde es von Tag zu Tag besser, bis man mich sogar bat, ein chinesisches Militärlazarett zu übernehmen. Es ist das ein Lazarett, wo 150 Menschen in finsteren Hütten bei 40 Grad Wärme eng ge-

drängt auf dem Fußboden lagen; fast sämtlich mit zerschossenen Beinen, reglos, seit vielen Tagen im eigenen Unrat, die Wunden unverbunden, mit ganzen Bergen von dicken weißlichen Fliegenmaden bedeckt, nur notdürftig mit einem alten, schmutzigen Sacktuch bedeckt; dazu ein maßloser, geradezu grauenhafter Gestank. Hier gab es wochenlange schwerste Arbeit, und als alles tadellos geworden, da wurden meine Frau und ich mit Schimpfworten davongejagt. Solche Beispiele von chinesischer Dankbarkeit gibt es massenhaft. So habe ich einen nördlichen Offizier fünf Wochen bei mir verborgen, ihm noch in aller Heimlichkeit eine Kugel aus dem Brustfellraum herausgeholt; der Mann hockte acht Tage mit kaltem Angstschweiß auf der Stirn, an allen Gliedern kläglich schlotternd in seiner Ecke, bis er wieder etwas Lebensmut geschöpft hatte. Und als er gesund war, da verschwand er, ohne Dank und ohne Abschied, um eines Tages als stolzer südlicher Offizier an mir vorbeizugehen.

Aber nie vergessen werde ich den armen Kuli, der meinen Glauben an die Chinesen und an das Vorhandensein menschlich berührender Gefühle in diesem Volk wieder etwas aufrichten sollte: Ein Mann mit geheiltem Durchschuß des Ellbogengelenks brachte vier Flaschen eines trinkbaren Biers, und das bei einer Außentemperatur von 40 Grad im Schatten. *Haensel 1928*

Entbindungen

1. Vor einigen Tagen wurde ich zu einer Gebärenden gerufen, die eklamptische Anfälle hatte. Zufällig erfolgte gerade bei meinem Kommen ein Anfall, und nun setzte ein wahnsinniges Geschrei der etwa zehn beteiligten Frauen ein. Im Nebenzimmer kniete vor dem Hausaltar ein altes Weib und rief den an der Gebärenden beschäftigten Frauen Befehle zu, ohne diese Szene überhaupt zu sehen: Reißt sie am Zopf! Sofort riß ein Weib in unbarmherziger Weise am Zopf. Faßt sie an die Gurgel! Sofort knetete ein anderes Weib am Halse herum. Brüllt ihr ins Ohr! Sofort brüllte ihr ein drittes Weib ins Ohr. Alle schrien gleichzeitig: „Tochter, kehre zurück", dies wohl hundertmal hintereinander. Leider konnte ich nicht sehen, woher die im Nebenzimmer Kniende ihre therapeutischen Erleuchtungen hernahm. Es war eine scheußliche Tortur. Vor diesen rasend gewordenen Weibern wagte ich auch nicht einzugreifen, bis eine Frau zu mir sagte: „Ach, so hilf du doch!" Gott sei dank ließen diese Hyänen nach, und nach einer halben Stunde waren Mutter und ein gesundes Knäblein gerettet.

2. Nun noch ein Bild aus der Außenpraxis. Vor einiger Zeit wurde ich zum erstenmal zu einer Geburt gerufen, einer über zwölf Stunden verschleppten Querlage einer Zwillingsgeburt. Was es da alles zu sehen und zu erfahren gab, ist wohl einzigartig.

In einer finsteren, kleinen Kammer, nur spärlich von einer Kerze beleuchtet, lag eine Frau und neben ihr, in die schmutzigste Watte gewickelt, ein Neugeborenes, wie man mir sagte, 12 Stunden alt. Aus der Scheide der Kreißenden schaute ein abgestorbenes Ärmchen heraus. Ich lagerte die Frau quer ins Bett und wunderte mich dabei, daß der kleine Neugeborene immer mitgezerrt wurde. Und erst da sah ich im Schein der Kerze, daß das Kind noch gar nicht abgenabelt war. Ich wusch mich sofort, und nach einer heißen halben Stunde war alles beendet und nach weiteren 20 Minuten auch die Nachgeburt. Jetzt kamen nun wieder die vier Lau tai tai zu ihrem Recht (Lau tai tai = Hebamme), die Herren Ärzte hatten sich schon vor meinem Kommen verzogen. Es begann die Abnabelung: die Nabelschnur wurde, während ich über die schnelle Beschaffung einer sterilen Schere nachdachte, über die Bettkante gelegt und mit einem hölzernen Eßstäbchen solange auf der harten Kante hin und her gerubbelt, bis sie durch war. Ein für den Neuling ziemlich erschütternder Anblick. Inzwischen bemühte ich mich, für die Frau eine saubere Vorlage zu bereiten, doch ehe ich damit fertig war, war die Frau bereits versorgt: ein altes, braunes, vor Dreck starrendes Wischtuch versah dieselben Dienste. Diese Familie gehört zu den reichsten Leuten Tsinings. Sie ist so reich, daß alle männlichen Angehörigen dieser Familie nicht zu arbeiten brauchen. Leider starb am nächsten Tage die Frau während des Essens urplötzlich an einer Embolie. Infolgedessen fragte man mich, ob sich mein Honorar von 100 Dollar nicht etwas ermäßigen ließe. Ich glaubte in Anbetracht der reichen Familie sagen zu dürfen, sie sollten nur nach Belieben zahlen. Angeblich sind nämlich die Chinesen so vornehm, daß sie sich bei dieser Redensart nicht lumpen lassen. Bisher war ich allerdings jedesmal damit reingefallen und diesmal auch wieder. Mein Kassierer begnügte sich mit der Mindestgebühr von drei Dollar. Nur ganz arme Kuli werten meine Arbeit und bringen ein Schächtelchen Zigaretten oder ein paar Eier.

Haensel 1929

Zwischen Leben und Tod

Ein elender, kalter Stall, ähnlich wie bei uns auf dem Lande ein alter unbenutzter Gerümpelschuppen hinten auf dem Hofe, in der Ecke zwei Lagerstätten. Ich sehe nur ein Wirrwarr von Menschen, bis sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt, und dann: auf dem einen Bett im Schoß der hockenden Großmutter ein kleines Kind, in Lumpen gewickelt, mit einer vor Dreck starrenden Wunde auf der Stirn, nur mit dem üblichen chinesischen Pflaster, einem Stückchen Papier, verklebt. Das Kind hat Wundstarrkrampf, war einige Tage bei einem chinesischen Arzt in Behandlung, der — als er das nahe Ende sah — riet, mich zu rufen und damit verschwand. Auf dem anderen Bett lag die Mutter, vom kranken Kind in die Brustwarze

gebissen. Das Kind mochte wohl sechs Jahre alt sein. Daß Kinder mit sechs Jahren noch gestillt werden, ist keine Seltenheit, das Gegenteil ist die Ausnahme. Unsere alte Dienerin ist stolz darauf, ihren Sohn bis zum neunten Lebensjahr gestillt zu haben. Doch dies nebenbei. Ich gab beiden Kranken eine Injektion, und am anderen Morgen ging ich wieder hin. Die Mutter sei dank der Spritze gesund geworden, hieß es, jedenfalls war sie verschwunden, dem Kind ging es nicht besser. Ich injizierte noch einmal, obwohl es hoffnungslos war, und ging nach Hause. Eine halbe Stunde später kamen die Angehörigen, das Kind sei tot. Und am Nachmittag kamen sie wieder, sie möchten Medizin haben, dem Kind ginge es etwas besser. „Nanu!" sagte ich, „ich denke, es ist tot?" „Ja, aber sie hätten zwei Stunden lang geklagt und gerufen, und da sei es wieder lebendig geworden." Ich habe meinen aufgeklärten Pfleger gefragt, das Wort „tot" sei wohl identisch mit „bewußtlos". „Nein", sagte er, „das Kind wäre gestorben gewesen".

Ich habe nun Gelegenheit gehabt, dieses Klagen mit anzuhören. Der Zweck dieses Klagens, ein fürchterliches, grauenerregendes Geschrei, ist, den Geist des Gestorbenen zu bitten, noch einmal durch die eigens geöffnete Haustür zurückzukommen, um wieder im Körper Platz zu nehmen.

Ohne Tortur, aber mit gleichem Gebrüll, sollte ein anderes Kind vom Tode aufwachen. Es war zwei Tage später, als ich von einem Vater zu seinem Töchterchen gerufen wurde. Als ich auf den kleinen schmutzigen Hof in größter Eile kam, da hörte ich schon in der Hütte des kranken Kindes das entsetzliche Geschrei: Kehre zurück!!! Che lai baaa! Che lai baaa! Eine Frau stand außen vor der Tür, aus der der Geist des Kindes entweichen wollte, und schlug mit einer großen Schöpfkelle immer zur Tür hinein, gleichsam, als wollte sie den Geist in ihrem Schöpflöffel auffangen, um ihn wieder ins Zimmer hineinzuschöpfen. Damit der Geist das sterbende Kind leichter wiederfinden sollte, hatte man es innerhalb des Raumes vor die offene Haustür gelegt, das arme Kind, statt es in seinem warmen Bettchen zu lassen. Es hatte ein solches, denn die Leute waren sehr reich.

Was mögen außer solchen Torturen die armen chinesischen Patienten noch alles aushalten müssen! Man wird sagen: Diejenigen, die unsere ausländische Medizin gekostet haben, werden ja einsehen, daß ihre abergläubischen Mittel nichts helfen. Aber der chinesische Medizinmann sagt natürlich: Ja, das war meine Medizin! Und stirbt ein Patient in meiner Behandlung — man kommt ja fast immer zu spät zu uns —, so sagt der chinesische Arzt: Ja seht, die Ausländer können auch nichts. Im übrigen sind die chinesischen Anschauungen und Gewohnheiten viel zu alt, als daß sie in wenigen Jahrzehnten beseitigt werden könnten. So störe ich auch nicht die Chinesen in ihrem Glauben an ihre Medizin und ihre sonstigen Maßnahmen, denn erstens ist

Glaube alles, zweitens: störe ich sie zum Beispiel in ihrem Geistergeschrei und der Patient stirbt, so machen die friedlichen Leute sich Vorwürfe, daß sie auf mich gehört haben, und die Gehässigen schüren gegen mich. Ich warte, bis sie sagen wie jene Frau: So hilf du doch. Und drittens: Ist mein Werk gut, so wird es auch ohne viel Schwatzens meinerseits reifen. Zu allem gehört mehr Glück als Geschick. Ersteres ist mir öfters beschieden. *Haensel 1930*

Eine Ehrentafel für Dr. Haensel

Am 23. Juni nachmittags meldete der Pförtner Besuch an: zwei chinesische Herren, Gesunde! Das war noch nie vorgekommen! Ich ging hinaus, um sie zu empfangen, und sie stellten sich vor als höhere Beamte des Tsininger Gefängnisses, das ich seit vielen Monaten als Arzt versorge. Sie kamen mir zu melden, daß mir das Gefängnis am 26. Juni eine große Ehrentafel überreichen wolle. Das war eine Überraschung! Eine Ehrentafel, und zwar eine so wunderschöne, wie ich noch nie eine gesehen hätte! Und das wäre überhaupt ein Fest, wie es Tsining seit der Kaiserzeit noch nicht erlebt hätte! Mit Musik und Festumzug durch die ganze Stadt, und die Vorbereitungen hätten ihnen schon sehr viel Geld gekostet, dafür würde ich ihnen nach der Überreichung etwas Tee geben! Es würden wohl so sieben Gäste sein!

Das Fest rückte näher und das Festprogramm nahm festere Formen an. Bestimmt war endlich, daß 37 Personen zum Festessen kommen wollten, und zwar sollten 30 Gäste, die Unterbeamten und die Musik, ein chinesisches Essen mit vielen Gängen bekommen, während das hohe Direktorium, sieben an der Zahl, eine absolut ausländische Behandlung erwarteten, allerdings auch lukullischer Art!

Am verabredeten Tage um 1 Uhr hörte ich die Musik und der Festzug erschien. Voran die Kapelle, in der Pauken und Trommeln am stärksten vertreten waren; laut muß sie sein, laut! Dann auf einem großen, rot behangenen Tisch die große Ehrentafel mit der Inschrift:

Dem, der die Welt rettet und den Menschen
neues Leben bringt!

Dazu mein Name und der Name der Stifter. Und dann erschienen die hohen Gäste. Jetzt stand der Zug auf unserem Poliklinikhof.

Es war so voll, daß man sich nicht um seine eigene Achse drehen konnte. Mit Mühe wand ich mich aus dem Knäul, um vor mein Denkmal zu treten, vor dem ich mich nun dreimal mit den hohen Würdenträgern zusammen verbeugen mußte. Jetzt hielt der Oberste seine Ansprache, da aber seine Heimat im südlichen China liegt, verstand niemand auch nur ein Wort, auch überwog die Anzahl der langgezogenen ääääns die Anzahl der gebrauchten Worte. Als ich mit meiner Gegenrede beginnen wollte, setzte die Musik mit Trompetengeschmetter und Paukenbumbum ein, vielleicht wollte sie nicht zum zweitenmal einen unverständlichen Wortschwall über sich ergehen lassen!

In einer kurzen Atempause rief ich schnell: Essen! Das wirkte wie ein Blitz: die Musik verstummte und alles stürzte zu den Tischen.

Die hohen Herren vom Direktorium hatten große Mühe mit den Messern und Gabeln, aber sie hatten es sich ja einmal so gewünscht! Nach dem Essen fand eine Besichtigung des Krankenhauses und des ganzen Grundstückes statt, auch des Festsaales, wo für die 30 Unterbeamten gedeckt war. Denen muß es herrlich geschmeckt haben, denn hier brauchte man 3½ Stunden für das Essen, und der Fußboden war vor Essenresten nicht mehr zu erkennen! *Haensel 1930*

Jesus heilt —

ein Bild mit diesem Titel, das uns auf unsere Bitte ein Herr R. aus Aachen aus seinen Ersparnissen gestiftet hat, ist nun in Tsining eingetroffen und erfüllt seinen Zweck. Auch Dr. Haensel dankt in seinem letzten Brief und beschreibt den Eindruck: „Solche Bilder sind wirklich sehr fein und ich habe meine helle Freude daran, mit den großen und kleinen Kindern davor zu sitzen und zu fragen:

Wer ist denn das?
Antwort: Jä Su.
Was macht er denn da?
Antwort: Kan Bing! (Er heilt.)

Besonders mit den kleinen Kindern das Bild zu betrachten, ist eine große Freude." *1929*

Unser chinesischer Hospitalpastor

Der Pastor Han Tsoa J stammt aus einer halbchristlichen Familie: sein Vater war getauft und ein treues Mitglied der Presbyterianischen Kirche. Seine Mutter ist nicht getauft worden. Er selbst empfing die Taufe nach einer längeren Vorbereitung in der presbyterianischen Kirche vor 31 Jahren, und zwar im 28. Lebensjahr. Er ist heute also 59 Jahre alt. Er ist verheiratet und seine Frau und sein Sohn sind ebenfalls Mitglieder der obengenannten Kirche. Gegenwärtig ist er Kirchenältester in der presbyterianischen Gemeinde in Tsining und Prediger an deren Kirche. Schon sehr bald nach der Taufe hat er lediglich für diesen Predigerberuf gearbeitet, so daß er bereits vor 29 Jahren Evangelist geworden ist. Auch heute noch hat er diesen Posten inne. In unserem Hospital ist er nur nebenamtlich tätig.

Aber wenn er im Krankensaal von Bett zu Bett geht, zeigt er auf die dort aufgestellte Ehrentafel, liest den Kranken die Inschrift vor, da sie es meist selbst nicht können, und erklärt ihnen, daß sie eigentlich nicht dem Arzt gilt, sondern deutet sie auf den, in dessen Auftrag der Arzt ihnen nur hilft:

„Der die Welt rettet und den Menschen neues Leben spendet." *1929*

Schwester Hanni Moser eröffnet eine Poliklinik

Wie bin ich froh, Erfreuliches aus meiner Arbeit berichten zu können. Am 12. Februar konnte ich in zwei gemieteten Räumen von Tai-tung-schen eine kleine Poliklinik errichten und eröffnen.

Dank der tatkräftigen Hilfe von Herrn Dr. Seufert kam die Arbeit sobald zustande, die mir nun so viel Freude macht. Tai-tung-schen ist wohl der ärmste und meist bevölkerte Teil von Tsingtau. Diese kleine primitive Poliklinik kann ich gut allein besorgen. Gleich der Anfang war gut: am ersten Tag 12, am zweiten Tag 15 und am dritten Tag schon 20 Patienten, und so ging es jeden Tag weiter, und nach zwei Wochen hatte ich schon 500 Konsultationen! Die Poliklinik besuchen Frauen und Kinder.

Viele Kinder mit gräßlichen Hautkrankheiten kommen, unglaublich viel mit Krätze. Und wie froh sind sie doch, wenn nach drei Tagen die Sache meistens gut ist. Zu sehen bekommt man Verletzungen oft arger Art: Geschwüre, Lues, Abszesse, Lupus, Krebs in einem schon gräßlichen Stadium. Und die vielen Augenkrankheiten, Blinde kommen eine ganze Menge.

Viel Freude machte mir eine Frau, die hatte eine schlimme Handphlegmone; die Hand und der Arm sahen einige Tage recht bedenklich aus. Doch nun ist sie über den Berg, und die Hand sieht von Tag zu Tag besser aus. So auch eine Frau mit einer großen Martitis (Entzündung und Eiter in der Brust), ganz rot und prall gefüllt mit Eiter; ein kleiner Einschnitt, aus dem mehr als ein Liter Eiter abfloß, und nach einigen Tagen war die Entzündung weg. Es ist doch oft unbegreiflich, was für eine gute Heilhaut die Chinesen eigentlich haben.

Auf die Praxis in Tai-tung-schen mußte ich schon dreimal. Das erstemal zu einem Kind mit Pocken ganz gräßlicher Art, wie ich sie noch nie zu sehen bekam, über und über voll, kein Plätzchen Haut blieb frei und doch kam das Kind durch. Dann wurde ich zu einer Frau mit Typhus und einem Mann mit Schlaganfall gerufen.

Auch kamen schon etliche Male Leute aus Litsun, einem großen Dorf etwa eine Stunde von Tsingtau entfernt, und sagten mir, ich möchte doch auch zu ihnen kommen, und es sei doch besser, wenn ich zu ihnen käme nach Litsun, es können doch nicht alle Kranken den weiten Weg bis Tsingtau machen. Ich bin jeden Morgen etwa drei Stunden in Tai-tung-schen. Unsere Poliklinik ist der Christengemeinde gegenüber in der Nähe des Marktes günstig gelegen.

Moser 1930

Unsere Poliklinik in Tai-Tung-Tschen überlaufen!

Erst am 12. Februar wurde unsere kleine Poliklinik eröffnet, und jetzt in den ersten Tagen des Mai haben wir schon 3423 Behandlungen gehabt, davon sind 1620 neue Zugänge. Es gibt Tage, wo

man denken könnte, es sei eine Kinderklinik, soviel Kinder jeden Alters kommen zur Behandlung. Die Kinder haben meistens Haut- und Augenkrankheiten, Würmer, alle möglichen Verletzungen und Infektionskrankheiten. Die verschiedenen Hautkrankheiten sind durch Vernachlässigung meist in einem fürchterlichen Zustand. So kam ein sechs Wochen alter Säugling mit Krätze, über und über aufgekratzt, nirgends ein Flecklein heile Haut am ganzen Körperchen. Da das Kind Tag und Nacht weinte, entschloß sich die Mutter dazu, es zu bringen, und in einer Woche war es geheilt. Man kann ruhig sagen, daß die meisten Ekzeme Dreckausschläge sind. Augenkranke (Trachom) sind diejenigen, die täglich am meisten vertreten sind, in allen Stadien. Männer und Frauen mit Verletzungen, Haut- und Geschlechtskrankheiten, Geschwüren, Lupus, Furunkel, Drüsen, Panaritien, Dysenterie, Typhus, Pocken besuchen die Poliklinik. Tuberkulose und Krebs sind auch hier eine Volksseuche.

Täglich gibt es Panaritium und Handphlegmonen zu behandeln, Verbrennungen, die unglaublich schnell heilen. So war bei einem Mann die eine Körperhälfte verbrannt und ist in fünf Wochen geheilt. Die Heilhaut der Chinesen ist wundervoll, das erlebt man täglich von neuem. Auch die grausigsten und vernachlässigsten Verletzungen heilen verhältnismäßig gut und schnell. Mehr Mühe und Sorgen hat man bei den Augenkranken, wo man trotz intensiver Behandlung manchmal nach Wochen fast noch keinen Erfolg sieht. Die wenigsten haben die Geduld, die lange Behandlung durchzuführen; wenn sie schon Jahre und Monate die Krankheit haben und zum Ausländer in Behandlung kommen, so soll es in einigen Tagen gut sein, sonst kann er eben nichts. Spaß machen ja die Dreckekzeme, die meistens in einigen Tagen heil sind, wo man täglich beobachten kann, wie schnell auch die schlimmsten heilen.

Daß man in einer chinesischen Poliklinik auch noch andere Anhänger mitbekommt, ist Tatsache, und man muß außer Schmutz und Spuckerei auch kleine Tierchen mit in Kauf nehmen. Von Schmutz und dem vielen Ungeziefer kann man was erzählen, wenn man eine Nacht in einer chinesischen Hütte zugebracht hat, wie ich vor einigen Tagen. Ich wurde spät abends zu einer Geburt geholt: Gesichtslage (Beckenverengung), Mutter schwer lungenkrank und durch die lange Dauer der Geburt aufs äußerste erschöpft, die Herztöne des Kindes schlecht. Durch eine wehenanregende Injektion, die ich machte, ging dann die Geburt schnell zu Ende. Das Kind ganz stumm. Wie staunten die etwa 20 Lau tai tai (Hebammen), die zugegen waren, als ich das Kind, mit dem Kopf nach unter, an den Beinchen nahm und ihm einige tüchtige Schläge hinten drauf gab, bis es tüchtig schrie! Fast machten sie Anstalten, mir das Kind aus der Hand zu nehmen; glaubten sie doch, es sei tot. Das war ein ungemütliches, wildes Getue um mich herum. Doch die Freude, als es zu schreien anfing und

es ein Junge war nach vier Mädchen, da war ich dann plötzlich ein Hai Dai-fu, guter Doktor! Denn zuerst standen mir diese Hebammen feindlich gegenüber. Der Mann wurde bei uns wegen einer großen Handverletzung behandelt, und der wollte, daß ich geholt wurde. Die ganze Zeit, wo ich dort war, wurde jede meiner Bewegungen verfolgt. Als ich ankam, hatte ich die größte Mühe, die Frau einigermaßen zur Geburt herzurichten, und die Hosen, die in einem fürchterlichen Zustand waren, zu entfernen. Nachdem alles in Ordnung war und ich mich auf den Heimweg machte, konnte ich es fast nicht aushalten, so wimmelte alles an mir von Wanzen, Flöhen und Läusen. Am nächsten Tag aber, du mein großer Schrecken, als ich die Frau besuchte, womit sie gar nicht gerechnet hatten, die Frau in den unglaublichsten, im Schmutz erstarrten Hosen und Lumpen im Bett, das Kind ohne den Nabelverband, an dessen Stelle nur ein großes, schwarzes Pflaster! Daß ich an eine Infektion bei Mutter und Kind dachte, ist begreiflich. Doch alles ging normal, sogar die schwer lungenkranke Wöchnerin erholte sich ganz ordentlich.

Der zweite Fall meiner nächtlichen Praxis war eine Opiumvergiftung in einer Spelunke im Hafenviertel. Kampfer und Magenspülung taten ihre Wirkung. In dieser Spelunke war mir aber ungemütlich zumute, in jeder Ecke so ein besudelter Raucher. Der Diener, der mit mir war, meinte am nächsten Morgen, da komme er aber nicht mehr mit, er hätte Angst. Doch wenn mitten in der Nacht so ein Dutzend Kerle vor der Türe stehen und die Tür fast einrennen, weiß ich nicht, ob es ratsam wäre, nicht mitzugehen. Auch hörte ich hier noch nicht, daß man einfach von der Bildfläche verschwindet und nur gegen hohes Lösegeld loskommt. *Moser 1930*

Eröffnung unseres Wunsch-Hospitals in Tsingtau

Inzwischen hat sie nun auch unser Hospital eröffnet, das nach unserem im Dienst in Tsingtau verstorbenen Missionsarzt Dr. Wunsch den Namen

Wunsch-Hospital

tragen soll. Das Erdgeschoß ist vollständig fertig. An Räumen sind da ein kleines Zimmer für den Türhüter, ein Wartezimmer für die Patienten, ein großer Behandlungsraum, ein kleinerer für Frauen, Apotheke und Operationssaal. „Mein ganzer Stolz", schreibt Hanni Moser, „wer diese beiden Räume sieht, ist ganz begeistert davon, so fein sauber finden alle es für ein chinesisches Hospital! Chinesen und Ausländer kommen, es sich anzusehen. Die Patientenzimmer sind luftig und groß mit je sechs Betten. Wir können im Erdgeschoß 25 bis 30 Patienten aufnehmen. Auch Diener- und Waschräume sind in Ordnung und in Betrieb. Bis nun noch für einen großen Betrieb alles in Ordnung ist, braucht es noch einige Zeit". *1930*

D. Chinesisches Gemeinde- und Kirchenleben

1. Die chinesische Christenheit, Bestand und Beurteilung

Wachstum der Christenheit

Im Jahre 1807 gab es nur einen protestantischen Missionsarbeiter in China, Morrison. Erst zehn Jahre später konnte er den ersten Chinesen, Liang A Fa, zum Prediger machen. Heute arbeiten Zehntausende von Chinesen als Pastoren und Prediger, Evangelisten und Kolporteure, Ärzte und Pfleger, Seminarprofessoren und Schullehrer, und neben ihnen stehen christliche Frauen in Menge als Ärztinnen und Pflegerinnen, Lehrerinnen und Bibelfrauen, Arbeiterinnen auf dem sozialen Gebiet und in der christlichen Jungmädchenbewegung. Vor 25 Jahren noch klagte ein Missionar in einer großen Versammlung, daß die chinesischen „Gehilfinnen" nur brauchbar seien, wenn man sie unter dauernder Aufsicht halte! Heute arbeiten eine Menge von chinesischen Pastoren ganz selbständig und der Führer der chinesischen Kirche ist ein Chinese. 16 Jahre brauchte Morrison, um die erste chinesische Bibelübersetzung fertigzubringen, die in 21 Bänden erschien. Heute ist die Bibel in 39 verschiedenen Übersetzungen vorhanden, die je in einem Bande zu haben sind. Im Jahre 1807 gab es keine protestantischen Kapellen, Kirchen oder Schulen in China, selbst als Morrison 1834 starb, gab es noch keine Apotheken, Hospitäler oder Anstalten unter protestantischer Leitung. Heute zählen diese Einrichtungen nach Zehntausenden und über eine Million Schüler besuchen christliche Schulen. —

Bestand 1929: 402 000 Evangelische zu etwa 2,4 Millionen Katholiken, also 1 : 5.

Milieu der chinesischen Christen

Bis heute ist das Christentum in China *überwiegend Großstadtbewegung*. Und obwohl immer wieder auf die Wichtigkeit der Evangelisation des Landes hingewiesen wird, wird doch dauernd hauptsächlich die Großstadtarbeit verstärkt, und faktisch meiden Missionare und chinesische Pfarrer nach Möglichkeit das dauernde Wohnen in vorwiegend ländlichen Orten. Man soll das niemandem verdenken. Denn in den rein ländlichen Dörfern und Städten zu wohnen, bedeutet ein Martyrium, bedeutet Ausschluß aus jeder westlichen Gemeinschaft, bedeutet Trennung von den größeren Kindern und auch Gefahren. Auch alle Beförderung zu besseren Stellungen vollzieht sich in den Großstädten.

Dies Großstadt-Christentum ist naturgemäß ganz eng verwachsen mit der Bewegung der Modernisierung alles Lebens nach westlicher Art. Hier herrscht ein frischer Zug geistiger Regsamkeit.

Und bei der umfassenden Weitherzigkeit der Arbeitsart der angelsächsischen Mission, der jede pietistische Enge fehlt, die Mückenbekämpfung und Abortverbesserungen, Wegebauten und Milchvertreibung auch für wichtige Missionsarbeit hält und die in den Y. M. C. A. und Y. W. C. A. für die gebildete Jugend geradezu vorbildliche, auf christlicher Grundlage aufgebaute, aber ohne jede Aufdringlichkeit arbeitende Klubhäuser eingerichtet hat, wird durch diese Missionsarbeit ein sehr großer Kreis der modern-gerichteten Chinesen von der Verkündigung des Christentums erreicht und mit dem Evangelium bekanntgemacht. Daß von diesen gebildeten, modernen Kreisen ein verhältnismäßig geringer Prozentsatz den Übertritt zum Christentum vollzieht, ist an sich bedauerlich, aber trotzdem ist die geleistete Arbeit wertvoll und absolut notwendig.

Daneben gibt es natürlich in den Großstädten auch schlichte Kreise, die gleichfalls vom modernen Leben erfaßt und im Bestand ihres altchinesischen Seins irgendwie erschüttert sind. Die Mehrzahl der Kirchenglieder der christlichen Großstadtgemeinden besteht aus diesen einfachen Leuten, die, abgesehen von ihrer religiösen inneren Gestimmtheit, wie oben dargelegt, in der Mission ein willkommenes Mittel begrüßen zu sozialem Aufstieg. *Witte 1925*

Charakteristik der chinesischen Christen

Die junge chinesische Christenheit nimmt an den nationalen Emanzipationsbestrebungen vollen Anteil. Ja, sie stellt sogar einen großen Teil der Führer, da die ältere Generation der Auslandstudenten, die heute die wichtigen Verwaltungsposten in den Staatsämtern besetzt, vielfach durch die Missionsschulen auf ihr Auslandstudium vorbereitet worden ist. Das Schlagwort der jüngeren christlichen Generation ist: „to help the country". Man muß dieses Losungswort in englischer Sprache wiedergeben, weil damit der geistige Ursprung und der Sinn der Bewegung am besten bezeichnet ist. Das darin ausgesprochene Verantwortungsgefühl und der damit verbundene Geist der Aktivität sind westlichen, oder besser gesagt, amerikanischen Ursprungs. Die damit eingeschlagene Richtung auf das politische und soziale Gebiet zeigt ebenso deutlich den Einfluß amerikanischer Religiosität.

Kritische Beobachter haben schon geäußert, das junge Christentum Chinas bestehe aus lauter „Anti": Antiimperialismus (das heißt gegen die Vorrechte der Ausländer), Antimilitarismus (das heißt gegen die Vorherrschaft der Militärgouverneure in China), Antiopium, Antinikotin, Antialkohol usw. In der Tat ist jede chinesische Christengemeinde der Ausgangspunkt zahlloser Vereinsgründungen, die irgendeinem politischen oder sozialreformerischen Zweck dienen. Gerade die Vielgeschäftigkeit, die Freude am öffentlichen Auftreten, die Redelust und Redefähigkeit, die ihre jüngeren Mitglieder beider-

lei Geschlechts auszeichnet, ruft Zweifel an der Ernsthaftigkeit und Gründlichkeit aller ihrer Bestrebungen wach. Manche Visitenkarte ist zur Hälfte bedruckt mit den Namen der öffentlichen Ämter und Ehrenämter, die der junge Würdenträger bekleidet. Auf der anderen Seite gibt es aber auch eine ganze Reihe jüngerer Beamter in sehr hohen Stellungen, die in ihrer freien Zeit sich ohne Scheu an der Evangelisationsarbeit ihrer Gemeinden in der Öffentlichkeit beteiligen. Aber auch die vielen Antibestrebungen, so sehr sie sich heute noch an der Oberfläche bewegen mögen, sind eine Notwendigkeit für China. Die sozialen Übel sind vorhanden und werden sich dem erwachenden Volksbewußtsein immer mehr als Hebel erweisen. Die bewundernden Darstellungen des chinesischen Wesens, die durch die europäische Literatur gehen, vergessen häufig zu sagen, daß sie ein Idealbild geben und daß zwischen dem „Geist Chinas" und der Volkssittlichkeit eine tiefe Kluft besteht, ebenso wie zwischen dem „Reich Gottes" und dem „Christentum". Man mag noch weiter gehen und zu beweisen versuchen, daß und warum von dem „Geist Chinas" mehr gelebte Wirklichkeit geworden ist, als das Christentum von seinem Geiste durchzusetzen vermochte, — das ändert alles nichts an der Tatsache, daß die Volksübel vorhanden sind und der Überwindung bedürfen. Die Frage, aus welchem Geist die Erneuerung Chinas kommt, ist heute noch ungelöst und läßt sich auch theoretisch gar nicht lösen, da die Wirklichkeit zu viele irrationale Elemente enthält. Darum hat die in dem jungen Christentum vorhandene Aktivität ein Recht darauf, als Wert an sich, unabhängig von ihrer gegenwärtigen Erscheinung, beurteilt zu werden.

Daß das junge Christentum ebenso wie die überkommenen Religionen vorhandenes religiöses Bedürfnis nicht voll befriedigen kann, zeigt sich ferner in dem Aufkommen von Mischreligionen, die in irgendeiner Weise das Wertvolle der fünf Religionen (Christentum, Islam, Konfuzianismus, Taoismus, Buddhismus) zu vereinigen suchen. *Seufert 1925*

Die Zukunft

Welches die Zukunft dieses chinesischen Christentums sein wird, wird schließlich bestimmt durch die Frage, wieviele religiöse Kräfte das junge chinesische Christentum aus seiner bisherigen christlichen Erziehung aufgenommen hat. Hat es sich bei seiner „Missionierung" wirklich um eine Ausrüstung mit christlich-religiösen Kräften gehandelt, so daß diese der Antrieb in der neuen Entwicklung bleiben werden, so kann man der Zukunft gegenüber unbedenklich sein. Irgendwie und wann muß sie dann Wertvolles bringen. Ist aber dieses nicht der Fall gewesen und hat es sich bei der „Missionierung" um nicht viel mehr als um Ethik, Volkshygiene, Demokratie usw., also um die Schalen, wohl wertvolle Schalen, aber

doch Schalen und nicht Kern gehandelt, dann kann man nur einen Synkretismus erwarten, dessen Herz mehr nationalistisch als christlich gefärbt ist. *Seufert 1929*

2. Die chinesische Nationalkirche; sie braucht Missionare

Die Fundamente

Eine chinesische Nationalkirche wird erstrebt seit Mai 1922, als in Shanghai der Nationale Christenrat begründet werde. Daß sie in ihren Einzelgemeinden nicht bloß ideale Vollchristen hat, weiß sie ebenso gut, wie es Paulus von seiner Gemeinde in Korinth wußte. Im Gegenteil, viele dieser Neuchristen haben die alte Ethik und Moral abgestoßen, in dem neuen Leben und Glauben sind sie oft zu wenig gefestigt, daher findet man manche haltlose Christen in diesen Reihen, besonders jugendliche Elemente, die unreife politische Gedanken mit ihrem Christsein verquicken.

Aber selbständig, wie diese Kreise nun einmal sind, fordern sie Selbstregierung, Selbstausbreitung und Selbstfinanzierung; da dieser letzte Punkt der wundeste ist, nach ihrer eigenen Einsicht, so fordern sie ganz offen, daß die Missionen ihnen Grundstücke, Gebäude und Stationsgelder von der Heimat frei überlassen sollen. Sie stellen dabei die Logik auf: Alles, was an Geld und Gut da ist, ist fürs Reich Gottes bestimmt; nun — wir sind das Reich Gottes, soweit es für China bisher in Erscheinung getreten ist! So fordern sie auch für die chinesischen Angestellten völlig gleiche Gehälter wie für die europäischen.

Bei der Beratung der schwierigen heutigen Lage ist das Ziel aufgestellt worden, jetzt sei es Zeit, die einzelnen, getrennten Kirchen der verschiedenen Missionen zu einer einheitlichen evangelischen Kirche zu vereinigen. Ein beträchtlicher Teil der Delegierten hat seine Entschlossenheit bekundet, diesen Plan in die Tat umzusetzen. Daß es ein wesentlicher Fortschritt wäre, wenn es wirklich zur Bildung einer einzigen evangelischen Kirche käme, ist fraglos.

Ob aber die heutige chinesische Christenheit die Arbeit der Missionen entbehren kann und ob dies überhaupt zu ihrem Besten wäre, solange sie selbst sich noch keine eigene Gestalt gegeben hat, ist durchaus zu bezweifeln. Da müßte sich die chinesische Christenheit erst entschließen, die Frage ihrer Selbständigkeit als eine geistige Frage aufzufassen und unter Heranziehung der Kräfte unter den Fremden, die ihr als wirkliche „Lehrer" gelten, den Charakter des chinesischen Christentums herauszuarbeiten. Genau in demselben Maße, als die einheimischen Lehrer Chinas erscheinen, werden die fremden Lehrer, welcher Nation sie auch seien, verschwinden. Solange dieser Beweis innerer Selbständigkeit nicht erbracht ist,

können die Missionen schwerlich ihre Arbeit als getan ansehen und darauf verzichten, auf ihre Weise an der Lösung des vorliegenden Problems mitzuarbeiten. *1928*

Der Nationale Christenrat

Anläßlich seines fünfjährigen Bestehens gibt der Nationale Christenrat in China (NCR.) einen Tätigkeitsbericht heraus, der hier im Auszug mitgeteilt sei. Der Nationale Christenrat ist herausgewachsen aus der Zusammenarbeit der verschiedensten Bewegungen zur Verbreitung des Christentums in China, die 1877 zum ersten Male eine Konferenz in Schanghai hielten. Das setzte sich dann in weiteren Konferenzen 1890, 1900 und 1907 fort, die alle noch reine Missionskonferenzen waren. Erst 1913 wies die Versammlung ein Drittel chinesische Teilnehmer auf. Neun Jahre lang arbeitete dann das China-Fortsetzungs-Komitee unter der bewährten Leitung von Dr. Cheng und Pfarrer Lobenstein, bis es 1922 eine Nationalkonferenz nach Schanghai berief, deren Generalthema „Die chinesische Kirche" war; die Hälfte der etwa tausend Delegierten waren Chinesen und der Hauptertrag war die Einsetzung des Nationalen Christenrats. In der grundlegenden Kundgebung hieß es:

> Es versteht sich von selbst, daß Fragen der Lehre und der Kirchenpolitik außerhalb der Befugnisse des Nationalen Christenrats liegen. Seine Funktionen sollen beratender Art sein, aber es ist beabsichtigt, daß er im Namen der zusammengeschlossenen Kirchen und Missionen handelt und deren gemeinsame Interessen vertritt, wenn das im Einvernehmen mit den Wünschen der mitwirkenden Körperschaften geschieht.

Somit will also der Nationale Christenrat nicht als ein Generalstab der protestantischen Christen in China gelten, sondern als Diener der Kirchen und Missionen.

Es wurden fünf Kommissionen eingesetzt mit den Spezialaufgaben: Vertiefung des geistlichen Besitzes, Schaffung eines Informationsbüros, Erforschung aller einschlägigen Probleme, Förderung der einheimischen Kirche und endlich Darstellung der christlichen Einheit.

Die Zahl der Mitglieder wurde auf 100 festgesetzt, deren Majorität Chinesen sein sollten. In den fünf Jahren haben ihm 131 Mitglieder angehört, von denen 68 Chinesen waren und die verschiedensten Organisationen vertraten. Der augenblickliche Bestand umfaßt 54 Chinesen und 35 Fremde. Bei der großen Zahl und dem Zerstreutwohnen der Mitglieder kann eine Vollversammlung nur jährlich einmal stattfinden; ein Geschäftsführender Ausschuß von 21 Gliedern erledigt das Laufende. Zum Sekretär wurde der schon genannte Dr. Cheng nach seiner Rückkehr aus Europa ernannt.

Die Finanzen des Nationalen Christenrats fließen, abgesehen von einem Grundstock vom Fortsetzungs-Komitee in Höhe von 20 000 $, fast alle aus angelsächsischen Missionsquellen, fürs letzte Jahr so:

Angelsächsische Gesellschaften	46 000 $
Kontinentale Gesellschaften	1 300 $
Chinesische Beiträge	3 000 $

Die einzelnen Büros geben dann über ihre Leistungen Rechenschaft. —

Auch mit der Kritik an der ganzen Einrichtung und den Leistungen des Nationalen Christenrats hält der Bericht nicht zurück. Der Austritt der großen China-Inland-Mission aus dem Nationalen Christenrat wird dokumentarisch belegt und ebenso die Absage von 32 prominenten Missionsmännern an den Nationalen Christenrat bei dessen Kundgebung zum Aufheben der Verträge. Die hinter dem Austritt der China-Inland-Mission zweifellos stehende Kritik an der modernistischen Einstellung des Nationalen Christenrats wird beantwortet mit einem gewissen Offenlassen der Frage. Der Bericht verweist auf die eingangs formulierte Abmachung, wonach Glaubensfragen und Kirchenpolitik nicht zum Ressort des Nationalen Christenrats gehören sollen. Dennoch haben die Mitglieder der Konferenz in Schanghai zur Beruhigung der Zweifler ihre Beziehungen zum christlichen Glauben so formuliert:

> Wir Glieder der Konferenz bekennen mit Freuden unseren Glauben und Gehorsam gegen Gott, den allmächtigen Vater, zu Jesus Christus, seinem Sohn, unseren Heiland, der uns geliebt und sich für unsere Sünden dahingegeben hat, und zum Heiligen Geist, dem Herrn und Geber des Lebens. Wir erkennen die Heilige Schrift als oberste Norm des Glaubens und Lebens an und bestätigen die christlichen Grundwahrheiten der verschiedenen Kirchen, denen wir angehören. Die Konferenz ist indessen nicht berufen, als Konzil mit Autorität ein Urteil über Fragen der Lehre und des kirchlichen Lebens zu fällen oder irgendein Glaubens- oder Lehrbekenntnis zu formulieren.

Eine einseitige Stellungnahme, sagt der Bericht, sei danach nicht möglich, da jedes Glied der Konferenz wie des Rates die Freiheit habe, seinen Glauben nach seinen Überzeugungen auszudrücken. Es stehe fest, daß unter den christlichen Kräften in China auch solche figurieren, die mit Anbetung und Glauben an Jesus sehr verschiedene Anschauungen verbinden. Als wirkliche Vertretung der Christen müsse man eine weitherzige, alle umspannende Basis haben. Auch sei die Literatur des Nationalen Christenrats sehr vielseitig im Charakter und vermeide jeden Streit. *1924*

Eine Kundgebung des Nationalen Christenrats im Oktober 1926

„Ein Aufruf an alle die, welche Christi Weg des Lebens suchen."

1. Das innere Leben.

Da wir es für wichtig halten, den Weg des Lebens Christi zu finden, so sind wir von neuem der Dringlichkeit uns bewußt geworden, die Bibel zu lesen und zu beten als der ersten Erfordernisse. Die Bibel enthält das Zeugnis der Liebe Gottes und ihrer Offenbarung in dem Leben Jesu Christi. Um Gott kennen zu lernen und Christi Weg zu finden, müssen wir in der Bibel forschen. Es gibt in der Kirche noch viele, welche überhaupt nicht lesen können; diese müssen es lernen. Unter denen, die es können, bemühen sich viele nicht um das Bibellesen; diese brauchen gute Hilfe zum Forschen und andere Anregung, daß ihre Freude an der Bibel gefördert wird. Aber beim Bibellesen brauchen wir das Gebet. Gebet bringt uns in Gemeinschaft mit dem Vater und mit seinem Sohne Jesus Christus. Daraus entspringt unendliche Kraft, Hoffnung und Mut, uns verliehen durch den Glauben an Christus. Sein Hauptwert ist nicht seine Erleuchtung über Einzelfragen, auch nicht die Führung in unserm Leben; es ist die Erhaltung der innigsten Vereinigung zwischen dem göttlichen und dem menschlichen Geist.

2. Das Familienleben.

In der Familie haben wir den natürlichen Boden für die Auswirkung des Christuslebens. Der Fortschritt und die Entwicklung der Religion hängt ab von dem Samen, der im Herrn gesät wird; hier können wir die Grundsätze unmittelbar anwenden. „Wer seine Eltern ehrt, wird die der andern ehren; wer sich um seine Kinder kümmert, wird auch für die anderer Sorge tragen*)." Jesus Christus sagt: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst — wie vielmehr dann die, welche den ersten Anspruch an uns haben. Die Familie ist der Ort, wo die religiöse Unterweisung der Jugend beginnen muß. Wenn das geschieht, so wächst das Kind unbewußt in einer Atmosphäre der Liebe auf, und so wird sein Geist täglich erneuert und Tugend wird entfaltet auf einem stetigen, natürlichen und anhaltenden Wege. In dieser Zeit, in welcher die religiöse Erziehung in den Schulen angefochten wird, ist es eine wichtige Sache, daß sie in den Häusern in guter Weise erteilt wird. Wenn wir es hieran fehlen lassen, welche Hoffnung haben wir dann für die Religion?

3. Die weiteren Beziehungen.

Jede Beziehung zu den Menschen muß für den Christen nach dem Wege des Lebens Christi bestimmt sein. Das ist eine unvermeidliche Folgerung unseres Glaubens. Es ist ganz unmöglich, Religion und

*) Konfuzianische Worte.

tägliches Leben zu trennen. Wer ein Christus-Leben führen will, muß seine Grundsätze stets seiner Umgebung gegenüber anwenden. Er muß aufbauen und er muß niederreißen. Er muß Christi Geist in jede Sphäre bringen, die Schule, das soziale Leben, die Politik, die internationalen Beziehungen usw., so daß in ihnen Christus als eine wirkliche Macht offenbar wird. Er wird auch danach streben, soziale Übel wie das Opium auszurotten, da er weiß, daß diese als Feinde Christi mit unerschütterlicher Entschiedenheit bekämpft werden müssen. Wie Christus den Tempel reinigte, so laßt uns das Volksleben reinigen.

4. Das Zeugnis.

Da wir in dem Weg des Lebens Christi das Ziel sehen, alles Beste und Wertvollste zu erlangen, so sollen wir in Leben und Tod fest an unserem Glauben halten. „Wenn wir selbst feststehen, werden wir auch andere feststehend machen; wenn wir unser eigenes Leben entwickeln, werden wir auch der Förderung anderer dienen*)." Als Christen sollen wir wissen, daß es nicht genügt, uns selbst zu retten. Allen gegenüber, die wir erreichen können, legen wir Zeugnis ab, daß sie auch die wahre Quelle der Liebe und des Lebens finden mögen. Es ist unsere Familienaufgabe, das Evangelium zu predigen und die Menschen zu Christus zu führen. So sollen wir unsere Hingabe an Christus beweisen und unserem Lande als loyale Bürger dienen.

Wir glauben, daß wir die Forderung der gegenwärtigen Stunde in China erfüllen, indem wir ein Christus-Leben zu führen versuchen und nach obigen Grundlinien es auswirken lassen. Wir lassen einen Aufruf an unsere christlichen Freunde ergehen in der Hoffnung, daß die Älteren und Brüder in Christus, unangesehen Rasse, Kirche oder theologische Unterschiede, sich in dem einen Dienst vereinen. Wir trauen, daß dies Werk durch geduldiges Gebet und unermüdliche Arbeit Gott angenehm sei. Alle, die Christi Nachfolger sind, mögen es hören und tun."

Die Stellung des chinesischen Nationalen Christenrats zur neuen Nankinger Regierung und zur Mission

Der Nationale Christenrat von China hielt kürzlich in Schanghai seine Jahresversammlung ab. Die Zahl der von diesem Rat vertretenen Christen beträgt etwa 300 000. Zwei Drittel der Ratsmitglieder waren Chinesen. Sowohl das Generalsekretariat (Dr. Cheng Ching Yi) sowie auch der Vorsitz (Dr. David Yui) und andere führende Ämter befinden sich in den Händen von Chinesen. Die chinesische Kirche entwickelt sich in ihren führenden Ämtern schnell

*) Konfuzianische Worte

zu einer Kirche von Eingeborenen. Der Rat sandte an den Reichspräsidenten und die Regierung von Nanking ein Telegramm, das um so bedeutungsvoller ist, als sich der Christliche Rat von China darin zur neuen Regierung bekennt und die Grundzüge einer zukünftigen Kulturpolitik andeutet. Das Telegramm hat folgenden Wortlaut:

„Nachdem die Nation jetzt geeinigt ist, hat die Ära politischer Führung begonnen: der Wiederaufbau ist im Gange, und die Nation freut sich dessen. Diese Organisation entbietet auf ihrer Jahresversammlung ergebenst ihre Glückwünsche. Wir erwarten von der Regierung, daß sie die Religionsfreiheit aufrecht erhält, sittliche Erziehung fördert, militärische Rüstungen einschränkt, Banditenwesen unterdrückt und für dauernden Frieden arbeitet. Diese Organisation wünscht mit ihren christlichen Glaubensbrüdern im ganzen Lande aktiv die religiöse Lehre von der universellen Liebe nach Christo zu propagieren und dadurch den Versuch zu machen, das große Werk des Aufbaues einer neuen Nation, wie es von Dr. Sun begonnen ist, zu vollenden. Bei der Arbeit des kommenden Jahres werden wir uns besonders widmen der Unterstützung der Regierung bei solchen Bewegungen, wie der Unterdrückung des Opiums, der Hebung des Familienlebens, der Verbesserung der Bedingungen der Land- und Industriearbeiter."

In den Beratungen des Rates wurden insbesondere die Beschlüsse der Jerusalemer Konferenz erörtert, die in chinesischer und englischer Sprache vorlagen.

Dann gab man noch einen Beschluß heraus über die Notwendigkeit der missionarischen Mitarbeit. Der Rat erließ eine Kundgebung auf lange Sicht, daß die Mithilfe der Missionare erwünscht sei, besonders für jede Art von praktischer Arbeit. Allerdings erwartet man, daß die Verwaltung mehr und mehr den verantwortlichen Händen der Chinesen anvertraut werde, aber man erwartet, daß auch die Missionare, besonders als Spezialisten beiderlei Geschlechts, in den Dienst der chinesischen Kirche treten. Es wird betont, daß heute geradezu ein Rufen nach dieser Hilfe bestehe.

1929

Man braucht Missionare

Bei der letzten Kantoner Missionarskonferenz, auf der deutsche und angelsächsische Missionen vertreten waren, hat man auf Anregung und Wunsch des Sekretärs des Chinesischen Nationalen Christenrats, Dr. Cheng Ching Yi, folgende Bitte an die Heimatorganisationen weitergegeben: In den letzten paar Jahren hat eine starke Abnahme von Missionaren in China stattgefunden; die Ausbreitung des Christentums ist von der Mission zu der Christlichen Kirche umzentriert worden. Ist da noch Raum für fremdländische Missionare? Wir chinesischen Führer bejahen diese Frage

vollauf! Denn das Werk der ausländischen Christen ist noch längst nicht fertig in China, und die Christianisierung Chinas übersteigt die Kräfte der chinesischen Christen bei weitem. Es kann nur durchgeführt werden durch Mithilfe internationaler Kräfte. — Darum ruft die Missionskonfernz unseren Heimatsgesellschaften und der Jugend dort zu, für die Fortsetzung und Vermehrung des Hilfswerkes zu sorgen. Der Ruf von China ergeht an Männer und Frauen, die mit den Chinesen in Kameradschaft zusammenzuarbeiten gewillt sind. Die Aufgabe, vor die sie gestellt werden, mag groß sein, aber es gilt mitzuarbeiten an der lohnendsten Zukunft des Christentums.

1930

Man greift zur Selbsthilfe

In West-China haben die chinesischen Prediger eine „fliegende Schwadron" gebildet, wodurch sie in den Stand gestzt sind, überall da sofort einzuspringen, wo ein Pastor in Gefahr ist, von der christenfeindlichen Propaganda überwältigt zu werden. Dort halten sie dann öffentliche Versammlungen, geben Antworten auf Fragen, verteilen Traktate, machen öffentliche Anschläge, ermutigen die Christen und suchen Versöhnung herbeizuführen, wo bisher trennende Gegensätze bestanden. Die Unkosten dieser Arbeit haben sie auf ihre eigene Tasche übernommen. Darüber hinaus haben sie sich schriftlich verpflichtet, die Beerdigungskosten für jeden zu bezahlen, der von Fanatikern erschlagen wird, und für ihre Witwen und Waisen zu sorgen. — Und dann reden immer noch „Chinakenner" davon, daß die Chinesen nur um äußerer Vorteile willen Christen würden!

1930

Eine großzügige Evangelisation in China

Auf dem im Mai in Hangchow abgehaltenen evangelischen nationalen Christenkongreß, an dem D. John Mott teilnahm, ist beschlossen worden, vom 1. Januar 1930 an einen fünfjährigen, groß angelegten Evangelisations-Feldzug in China zu unternehmen. Der Generalsekretär des Kongresses, Dr. Cheng, ist für diese Aufgabe ganz frei gemacht worden. Es ist die Hoffnung ausgesprochen worden, daß von diesem Feldzuge nach fünf Jahren die Christenheit Chinas einen großen Zuwachs zeigen werde. Wir wollen es hoffen. *Witte 1930*

3. Das Gemeindeleben

Die chinesische Christengemeinde in Tsingtau

Gegründet ist die Gemeinde in Tsingtau 1899, als wir eben unsere Missionsarbeit begannen, von dem amerikanischen Presbyterianermissionar Bergen. 1902 wurde der erste chinesische Pastor angestellt. Pastor Liu Se J ist auf einer theologischen Bildungsanstalt der Presbyterianer gewesen. Die Gemeinden besolden ihre Pastoren selbst.

Sie bekommen etwa 500 mexikanische Dollars (à 2 RM.) im Jahr! Die Mittel werden durch freiwillige Beitragsleistungen aufgebracht. Die Zahlungen finden viermal im Jahre statt, jedesmal nach der Abendmahlsfeier im März, Juli, September und Dezember. Diese Gelder verwaltet zusammen mit dem Pastor ein Ausschuß von drei Ältesten, der auch die sonstigen Geschäfte führt. Jährlich findet eine Gemeindeversammlung statt, in der der Ausschuß gewählt wird. Die chinesischen Pastoren haben oft durch Schulunterricht erhebliche Einnahmen.

An sonstigen Einrichtungen unterhält die Gemeinde eine Volksschule für Knaben und Mädchen, an der gegenwärtig 3 Lehrer und 3 Lehrerinnen unterrichten. Die Schule wird jetzt von etwa 150 Kindern besucht, die in Taitungchen von etwa 40 unter 2 Lehrern. Das Schulgeld beträgt monatlich einen Dollar.

Herr Tan Yü Feng, der Unterrichtsleiter an unserer Missions-Mittelschule, war jahrelang Vorsitzender dieser Christengemeinde, ist aber Anfang 1928 aus persönlichen Gründen zurückgetreten. Pastor Wang gab als Zahl des jährlichen Zuwachses an Neueintretenden in seine Gemeinde 20 an.

Das führt zum gottesdienstlichen Leben der chinesischen Christengemeinde. Jeden Sonntag vormittag findet Gottesdienst statt. An ihm nehmen auch einige unserer Schüler teil. Gesangbuch und Bibel bringen die Besucher mit. Die Gemeinde besitzt ein Harmonium, die in Taitungchen hörte ich selbst am letzten Sonntag ohne Instrument sehr frisch und kräftig, mit reiner Tongebung und zum Teil sogar mehrstimmig singen. Dem Eingangslied folgt ein Gebet des Pastors, manchmal ein gemeinsam gebetetes Vaterunser. Dem nächsten Lied folgt die Bibelverlesung (meist längere Texte). Wieder ein Lied und es kommt die Predigt über diesen Text. Sie dauert etwa 40 Minuten. Dann sammeln junge Leute das Armenopfer ein, das zu Weihnachtsbescherungen verwendet wird, und zwar sowohl für Gemeindemitglieder wie für Nichtmitglieder. Gebet und Gesang bilden den Abschluß des Gottesdienstes.

Kindergottesdienst findet nicht statt. Die Kinder besuchen — wie ich sah, in stattlicher Anzahl — den Erwachsenengottesdienst mit.

Es predigt nicht immer der „Ortsgeistliche", manchmal auch Laien. Letzten Sonntag hörte ich in Taitungchen einen chinesischen Gouvernementsbeamten über die Versuchung Jesu sprechen, die er in Verbindung mit der Versuchung Adams durch die Schlange brachte. Am Sonntag vorher hatte ein Presbyterianermissionar gepredigt. Aber das sind Ausnahmen. Nicht Ausnahmen sind aber Laienpredigten „auf den Gassen und Märkten" durch besonders eifrige und fähige Mitglieder der Gemeinde Taitungchen, die sich am Mittwoch in einem Abendgottesdienst von ihrem Pastor dafür vorbereiten lassen. Am letzten Sonntag waren zwei „Evangelisten" und eine Frau auf

Außendienst. So sehen wir in jungen chinesischen Gemeinden von früh an eine starke Betätigung des Laienelements.

Noch ein Wort über „Übertrittsunterricht" oder besser Katechumenenunterweisung. Wer den Wunsch äußert, in die Gemeinde aufgenommen zu werden, bekommt ein kleines Büchlein, in dem in Frage und Antwort die wichtigsten biblischen Tatsachen stehen. Dieses Buch muß „gelernt" werden. Je besser einer gelernt hat, desto besser besteht er die Prüfung, die der Pastor und die drei Ältesten mit ihm vornehmen. Das Büchlein enthält Fragen einfacher Art, etwa so: Wo hat Jesus gelebt? Wie lange? Wer war Moses? Welche zwei Arten von Sünde hat der Mensch? (von Adam her und die eigene). Auch Trinitätsfragen, deren Schwierigkeit ich im chinesischen Text selbst gern einmal studieren werde, außerdem das Vaterunser. Dagegen fehlen so wichtige Gleichnisse Jesu wie der barmherzige Samariter, der verlorene Sohn, die in solch ein Büchlein doch unbedingt hineingehören. —

Von Pastor Wang und den Ältesten der Gemeinde Taitungchen wurde ich sehr freundlich aufgenommen. Einer von ihnen, Herr Dschang, war früher Lehrer in unserer Mittelschule und ist Vorsitzender der Christengemeinde. An öffentlich einflußreichen Mitgliedern der Gemeinde nenne ich den jungen begabten Leiter der öffentlichen Volksschule in Taitungchen.

Auf meine Frage, wie er die Zukunft der chinesischen Christengemeinde in Tsingtau beurteile, antwortete Tan im günstigen Sinn. Es geht vorwärts. *Rabes 1928*

Das allgemeine Priestertum

Ein Baptistenbischof fragte einen Missionar, der soeben aus China zurückgekehrt war: „Wieviel eingeborene Gehilfen haben Sie in Ihrem Bezirk?" „3000", war die schnelle Antwort. „Ich meinte nicht die Zahl der Bekehrten", sagte der Bischof, „sondern die Zahl der eingebornen Missionare." „Ich habe die Frage wohl verstanden", erwiderte der Missionar, „ich kann aber meine Antwort nur wiederholen, denn alle Bekehrten sind Missionsarbeiter."

Das ist ein kühnes Wort. Wenn es auch bei weitem nicht immer so ist, wie dieser Missionar sagt, so ist es doch klar, daß das ein Ziel ist. Das Wort vom allgemeinen Priestertum darf nicht zur bloßen Redensart werden. Jeder einzelne, auch bei uns, sollte sein Leben so gestalten, daß seine Mitmenschen in ihm Gottes Geist spüren und es ihm anmerken, daß er zu denen gehört, von denen Jesu Wort sagt: „Ihr seid das Salz der Erde."

Preisausschreiben für chinesische Kirchenlieder

Wenn bei uns ein Unternehmen nicht blühen will oder Reklame machen muß, so veranstaltet es ein Preisausschreiben. Da der Gesangbuchausschuß der chinesischen Kirche dasselbe tut, so gibt sie

damit zu, daß es auf anderem Wege nicht mehr geht, daß z. B. die Not- und Bewährungszeit der letzten Jahre in Krieg, Hungersnot, Kommunistenhetze und Räuberplage da nicht fruchtbar geworden ist. Kirchenlieder fließen am besten aus persönlicher Erfahrung und gemeinsamen Notzeiten, aber wohl am wenigsten aus einem Preisausschreiben!

Der „Chinese Recorder" teilt in seiner Oktobernummer das Ergebnis mit. Lange Balladen waren dabei im Straßensängerstil, die die ganze christliche Geschichte von der Schöpfung an bis zur Apokalypse beschrieben und behandelten; dann wieder im klassischen Achtzeilenstil einzelne Punkte der christlichen Lehre darstellend; einige im Heilsarmeestil: Rette deine Seele! Die meisten Lieder bezogen sich aber auf Amtshandlungen und Familienfeste, und hier wieder besonders auf Trauungen. Es scheint, als wenn man hier den Mangel ganz besonders empfunden hätte.

Die Preisrichter wählten sechs der Dichtungen aus und erteilten einer den Hauptpreis mit der Überschrift: Das Todesopfer. Es ist ein Karfreitagsgesang und stammt von einem jungen Schüler der Bibelschule in Sunkiang. Es beschreibt in der Ich-Rede die leiblichen und seelischen Leiden Christi am Kreuz.

Das ganze Unternehmen wieder ein Beitrag zu der geistigen Unfertigkeit der chinesischen Kirche, die aber höchste Selbständigkeitsansprüche stellt. *1929*

Der „Christliche Verein junger Männer"

Dr. Yui, Generalsekretär des chinesischen Nationalkomitees der Chr. V. j. M., sagte einem Amerikaner in bezug auf die Vereinstätigkeit: „Wir sagen unseren 80 000 Mitgliedern nicht: Seht, das bietet euch der Verein! Wir sagen ihnen vielmehr: Seht, das wünscht der Verein, daß ihr anderen gegenüber ähnlich handelt! Wir wünschen nicht, daß unsere Mitglieder sich als Bevorzugte in Glaubenssachen betrachten, sondern als eifrige, tätige Kräfte. Unsere Mitglieder sind die Sturmtruppen der neuen Zeit in China. Zwei Dinge fallen in unseren Vereinen den Chinesen auf: Erstens sehen sie, was man unter einer guten Organisation versteht; und das hat China besonders nötig. Weil sie nicht miteinander zu arbeiten verstehen, deshalb sind sie als Volk zu schwach. Alsdann macht es auf die Chinesen großen Eindruck, daß wir in unseren Vereinen ganze Männer heranzubilden suchen, indem wir ihre körperlichen, geistigen und seelischen Fähigkeiten zu entwickeln uns bestreben. Die chinesische Philosophie ist voll von diesen Ideen: das Leben als etwas Ganzes anzusehen. So wissen die Chinesen es wohl zu schätzen, wenn die christlichen Grundsätze möglichst vollständig angewandt werden." *1929*

Die Christlichen Vereine junger Männer in China und die Kuo Min tang

Der Nationale Erziehungskongreß hat im März 1930 gefordert, die Chr. V. j. M. sollten ihres christlichen Charakters entkleidet und zu rein chinesisch-nationalen Vereinen umgewandelt werden. L. T. Chen, Generalsekretär des Schanghaier Chr. V. j. M. hat der Öffentlichkeit eine Denkschrift übergeben, in welcher er gegen die Absichten der Kuo Min tang protestiert: 1. Dr. Sun Yat sen sei ein warmer Freund der Vereine gewesen. 1923 habe er ihnen die beste Blüte gewünscht. Er habe damals gesagt: „Die Chr. V. j. M. verdienen öffentliche Anerkennung aus vielen Gründen, besonders wegen ihres vielfachen Programms, das für die Rettung Chinas wertvoll ist. Jedermann sollte dies anerkennen. Daher sind uns diese Vereine willkommen, da auch sie die Rettung Chinas erstreben." 2. Die Ziele der Vereine sind: a) Charakterbildung; b) Volksbildung; c) Heranbildung tüchtiger Bürger; d) Wirtschaftliche Wohlfahrt; e) Internationale Verständigung. Jedermann müsse diese Ziele als für China bedeutsam erklären. 3. Der christliche Charakter der Vereine sei heilvoll für das Land. Die Verfassung verbürge Religionsfreiheit. Nur in Rußland gebe es eine solche nicht. Aber alle Kulturstaaten der Erde hielten sie aufrecht. Auf wessen Seite wolle sich die Partei stellen? *Witte 1930*

4. Chinesisches Christentum

Recht und Grenze

Konfessionelle und dogmatische Bestimmungen, welche im Westen angenommen worden sind, können den Völkern des Ostens als Quelle der Information dienen in bezug auf die vergangene Geschichte des Christentums und als Anregungen, aber sie dürfen nicht zur Unterschrift und Annahme aufgezwungen werden, es sei denn, daß sie eine Bestätigung gefunden haben durch die religiöse Erfahrung der Chinesen. Das soll nicht, das möge klar zum Ausdruck kommen, irgendeinen Zweifel laut werden lassen gegenüber solchen großen und geschichtlichen Erklärungen der christlichen Kirche im Westen, Erklärungen, deren Bedeutung und Wichtigkeit nicht einen Augenblick geleugnet werden kann. Als diese Sätze formuliert wurden, waren sie für die Menschen der betreffenden Zeit eine Sache von „Leben- und Tod-Wichtigkeit". Es waren die ehrlichen und bestimmten Ansichten der Religion, die sie erfaßten, und sie haben wichtigen Zwecken gedient. Aber jedes Zeitalter hat seine eigenen Bedürfnisse, und ein Volk ist nicht völlig dasselbe wie ein anderes. Glaubenssätze erwachsen aus direkten religiösen Überzeugungen und Erfahrungen. Ohne Zweifel wird die Zeit kommen,

daß man in dem gesamten Christentum auch die Stimme der chinesischen Christen hören wird, aber ehe diese Zeit kommt, ist es nicht ratsam, sie zu zwingen, Dinge anzunehmen, die nicht ihre eigenen sind und an denen sie gering interessiert sind.

Aber soll das bedeuten, daß die chinesische Kirche isoliert und vom historischen Christentum getrennt werden soll? Soll das bedeuten, daß wir einen neuen Christus zu verehren und ein anderes Evangelium zu predigen haben? Keineswegs. Die Kirche in China ist durch und durch christlich und will es auch bleiben. Wir sind sicherlich nicht entwachsen dem wundervollen Gedanken der Vaterschaft Gottes und haben nicht ausgeschöpft die Quelle des Segens, die liegt in dem Glauben an unseren Herrn Jesus Christus. Wir wollen die ganze Welt wissen lassen, daß wir unser Leben mit dem Leben Jesu verschmolzen und die Brücke hinter uns verbrannt haben, ihm zu folgen, sei's bis in den Tod." *Cheng 1923*

Wege dahin

Der Weg sollte nicht schwer zu finden sein. Das junge Christentum enthält in seinen Reihen Kräfte, die die nötige Vorbildung für diese Arbeit mitbringen. Man findet auch unter den chinesischen Christen Leute mit guter altchinesischer Bildung. Nur ist diese in eigenartiger Weise aus dem Lebenszentrum in die Peripherie verschoben und zu einer rein literarisch-ästhetischen Bildung geworden, die in irgendeinem Winkel der Persönlichkeit ein verstecktes Dasein führt. Diese Seite müßte aktiv gemacht werden können, die in dem alten Bildungsgut vorhandenen bleibenden Lebenswerte neu erkannt und an dem neuen Geiste geprüft werden. Dann müßte alsbald die schichtweise Ablagerung der beiden verschiedenen Welten aufhören und eine gegenseitige Durchdringung ihrer Elemente einsetzen. Damit wäre der Weg zu dem Ziel betreten, das man heute herbeisehnt.

Alle von außerchristlichem Boden ausgehenden Erneuerungsbestrebungen müßten dann auch dem chinesischen Christentum zugute kommen. Sobald „das Ewige der Weisen Chinas" aus dem literarischen Bildungsgut herausgearbeitet und als gestaltende Kraft des Lebens erfaßt wird, muß eine Auseinandersetzung erfolgen, weil auf die Dauer nicht zwei verschiedene Kräfte den innersten Lebensantrieb geben können. Sie müssen sich vereinigen oder ausschließen. In diesem Augenblick muß sich auch die Stellung des chinesischen Christentums zu den nichtchristlichen oder antichristlichen religiösen Neuerscheinungen verändern. Diese sind ja genau so wie das chinesische Christentum mit fremden Elementen durchsetzt und, trotz des verschiedenen Ausgangspunktes, in Grundstimmung und Arbeitsweise ihm sehr ähnlich. *Seufert 1925*

Warnende Stimmen

1. In den chinesischen Christengemeinden sind allerdings Bestrebungen im Gange, den fremden Einfluß, auch den der Missionare, abzustoßen. Man will chinesisch werden. Aber es herrscht noch keine Klarheit über die Wege und Ziele. Man hat kein Verständnis für die dogmatischen Differenzen der verschiedenen Denominationen innerhalb desselben Bekenntnisses. Das ist durchaus berechtigt, denn die Chinesen wollen ja das Christentum und nicht die christliche Kirchengeschichte. Darum sind die Versuche, eine einheitliche christliche Kirche Chinas auf der Grundlage des evangelischen Bekenntnisses auszubauen, durchaus notwendig. Freilich darf man nicht übersehen, daß diese Vereinheitlichung wesentlich eine organisatorische Frage ist, da die religiösen Werte, die sich in jenen Denominationen ausleben, nicht zum vollen Bewußtsein gelangt sind. Diese Einigung ist eher ein Ergebnis politischer als religiöser Not.

Auch der Ruf nach eigenen Kultformen, der immer wieder aus den chinesischen Christengemeinden kommt, stammt aus einem Mißverständnis. Gewiß, man kann vieles, was allzusehr europäisch oder amerikanisch ist, durch etwas ersetzen, was als etwas mehr chinesisch erscheint. Aber das ganze junge China, gleichviel ob christlich oder nichtchristlich, lebt ja in einer geistigen Welt, in der Einheimisches und Fremdes bunt durcheinander wogt. Wie soll sie etwas Eigenes hervorbringen können, da sie doch keine Eigenart hat. Ehe nicht die innere Sammlung erfolgt ist, kann es keine äußere Gestalt geben. Die Selbständigkeit kann nur das Ergebnis einer selbsterarbeiteten Synthese von altchinesischem und europäisch-christlichem Geist sein.

Aber gerade auf Grund dieser Einschätzung ergibt sich die Notwendigkeit einer Kritik. Wenn man zum Beispiel dem Gottesdienst einer selbständigen chinesischen Christengemeinde, die durch die Betonung ihrer „Selbständigkeit", das heißt Unabhängigkeit von irgendeiner Mission, ihre Eigenart zum Ausdruck bringen will, beiwohnt, so erhebt sich in dem fremden Teilnehmer immer wieder die stille Frage: Wo ist die chinesische Seele dieser christlichen Religionsübung? Gesänge nach amerikanischen Melodien mit oft unglaublich schlechten Texten, Predigten voll volkstümlicher, oft zu volkstümlicher Rhetorik, aber mit fast ausschließlicher Einstellung auf das Ethische, lange freie Gebete, die nicht immer das Triviale vermeiden, bei festlichen Gelegenheiten diese Bestandteile des Kultus sich ins Endlose wiederholend (zum Beispiel bei einer Weihnachtsfeier 4½ Stunden vor der Gabenverteilung). Das Muster ist zu deutlich sichtlich. *Seufert 1925*

2. Der chinesische Nationalismus als christliches Problem wird von ernsten Christen in China empfunden, besonders in seiner

aggressiven Form im Verhältnis zum Christentum. In einer christlichen Studentenzeitschrift schreibt ein Pastor Liang darüber: „Wird der chinesische Nationalismus auch immer in der Defensive bleiben, wie er es heute ist? Was garantiert uns, daß nicht eines Tages, wenn er erreicht hat, was er will, nämlich die Befreiung Chinas von den Vorrechten der Fremden, daß er dann in die aggressive Form übergeht? Daß er dann in solche Bahnen kommt, wie wir es an dem westlichen Nationalismus erlebt haben, und die schwächeren Länder und Rassen ausplündert, wie Britannien, Italien, Frankreich, Japan und Amerika es tun? Wenn der chinesische Nationalismus sich so entwickeln sollte, dann entsteht für uns chinesische Christen die Frage, ob wir ihn nach dem Beispiel der westlichen Kirchen ertragen oder gar rechtfertigen wollen und damit alle christlichen Prinzipien in den Wind schlagen werden, oder ob unsere Kirche ihn verleugnen und sich damit der Gefahr der eigenen Auflösung aussetzen will. Über kurz oder lang wird unsere Kirche angesichts der Entwicklung im Abendland vor diese Frage gestellt sein und dann die Entscheidung zu fällen haben zwischen Verrat am Lande oder an der Religion." *1928*

3. Religionsmengerei. Wie berechtigt die Sorge ist, daß kleinere, in sich noch nicht gefestigte Gemeinden in China ohne Leitung eines Missionars dem Synkretismus verfallen könnten, zeigt die Mitteilung aus der Schansi-Provinz, daß eine dortige Landgemeinde während der Abwesenheit ihres Missionars sich der „Tung Ta Hui" (der großen allgemeinen Gemeinde) angeschlossen habe, einer Gesellschaft, die Buddhismus, Taoismus, Konfuzianismus und Mohammedanismus unter einer dünnen christlichen Tünche vereint. Viele der dort gesungenen Lieder sind christlich. Bei ihren Gottesdiensten werden Glocke und Räucherstäbchen benutzt. Die Vereinigung hat auch eine bischöfliche Ordnung. Der Leiter ist ein chinesischer Gelehrter, der eine Zeitlang auch als Politiker hervortrat. *1930*

E. Christliche Typen aus China

1. Ein umstrittener General

General Feng erzählt sein Leben

„Es ist mir leid, daß ich nicht in einer christlichen Familie geboren und nicht in einem christlichen Hause aufgewachsen bin [Feng wurde um 1880 im Innern Chinas als Kind schlichter Leute geboren]. Als ich 14 oder 16 Jahre alt war, kamen zahlreiche Dinge wider das Evangelium zu meiner Kenntnis, die es mir schwer machten zu glauben. Im Jahre 1900 während des Boxeraufstandes war ich einfacher Soldat. Damals sah und hörte ich viele Dinge, die mich weiter gegen das Evangelium einnahmen. Obgleich mein Herz für die Ausländer

fühlte, wenn ich sie grausam mißhandelt sah, schien mir ihre Lehre und ihr Leben äußerst verwerflich. Was sich damals ereignete, machte eine Bekehrung für mich äußerst schwierig; ich war nicht nur ein Ungläubiger, sondern meine ganze Lebensauffassung lief dem Willen Gottes zuwider.

Ich war dann aber in den Boxeraufständen als junger Soldat Zeuge einer Heldentat einer jungen Missionarin, Miß Morrill, geworden, die sich der wütenden Menge als Opfer anbot, um die anderen Insassen der Station zu retten, und am nächsten Tage unter Hilfeleistungen bis zuletzt (sie verband einen bei den Unruhen verwundeten Knaben mit dem Leinen ihres Kleides) das Martyrium erlitt. Das war der Anlaß zu einer anderen Beurteilung des Christentums.

Aber dann im Jahre 1901 hörte ich in Paotingfu die Predigt eines Ausländers über den Text: ‚Schlägt dich jemand auf die eine Backe, dem reiche die andere auch dar; und so er dir den Mantel nehmen will, so gib ihm auch den Rock.' Beim Hinausgehen aus der Kirche nahm ich den Tisch auf dem Rücken mit. Der Prediger lief mir nach und fragte mich, warum ich ihm seinen Tisch wegnähme. Ich antwortete, wenn es ihm ernst sei mit seiner Predigt, müsse er mir doch obendrein seinen Stuhl geben. — Im Jahre 1906, als ich Leutnant war, bekam ich infolge eines Insektenstiches ein böses Geschwür am Unterleib. Ich ging zu chinesischen Ärzten. Sie zuckten die Achseln und meinten, das sei eben ein venerisches Geschwür, wie es alle Offiziere hätten; die Kur währe mindestens zwei Monate und koste viel Geld. Da ich stets ein reines Leben geführt hatte, ärgerte ich mich über die Diagnose dieser Ärzte und schickte sie heim. Jemand sagte mir aber, daß vor den Toren von Peking ein Spital mit ausländischen Ärzten sei. Ich ging dorthin; sie untersuchten mich und sagten, ich könne in zwei Wochen gesund sein, wenn ich im Spital bleibe. Das tat ich auch. Die ausländischen Ärzte behandelten mich zweimal am Tag, ihre chinesischen Assistenten sogar dreimal, alle mit großer Sorgfalt und Teilnahme. Als ich gesund war, wünschte ich den Ärzten ein Geschenk zu machen; ich dachte an Schweinebraten und Wein oder etwas Derartiges, um ihnen meine Erkenntlichkeit zu zeigen. Die Ärzte aber sagten, ich brauche ihnen nicht zu danken; ich solle nur des Gottes nicht vergessen, der mich gesund gemacht habe und mich liebe. Die Erfahrung beseitigte die erste Hälfte meines Vorurteils gegen die Ausländer und veranlaßte mich, an Gott zu denken.

Im Jahre 1909 wurde ich in die Provinz Schantung versetzt, deren Gouverneur damals Hsü schi schang, der spätere Präsident von China, war. Die Armee lagerte bei Hsin min fu. In jenem Sommer herrschte die Pest; viele Japaner und Chinesen starben daran. Die Seuche drang auch ins Heer, viele Soldaten mußten ins Spital. Da ich sie oft zu begleiten hatte, riet mir der Arzt, mich impfen zu lassen. Ich tat das.

Als ich das ärztliche Honorar dafür bezahlen wollte, sagte er: ‚Es koste nichts; denken Sie aber an den einen Gott im Himmel, der Sie liebt.' Das hatte der andere Arzt auch gesagt. Dieser Umstand verminderte weiter meinen Haß gegen Gott um zwei oder drei Grad.

Zur Zeit der Revolution 1911 war ich in Lantschau, östlich von Peking. Ich und zwei andere Obersten wurden für Revolutionäre erklärt und sollten hingerichtet werden. Die anderen beiden ereilte ihr Schicksal; ich konnte nach Haus entfliehen. Ich wurde später wieder zum Obersten bestimmt, diesmal in Peking. Eines Tages ging ich in den Straßen, in der Nähe des jetzigen Finanzbureaus, spazieren. Da sah ich ein Plakat an der Wand. ‚Was ist das?' fragte ich. ‚O, ein gewisser Dr. Mott aus Amerika will unter der Leitung des Christlichen Vereins junger Männer besondere Vorträge halten. Sie können eine Eintrittskarte erhalten.' Ich nahm die Karte und ging; ich hörte Dr. Mott an dem Tage zwei Stunden lang und ebenso wieder am nächsten Tage. Diese vier Stunden von Dr. Motts Predigten, vereint mit meinen Erfahrungen mit den Ärzten, beseitigten beinahe meine Zweifel; ich war fast vom Glauben überzeugt. Ich dachte, das Christentum sei die einzige Religion, welche die Individuen, die Familie, die Gesellschaft und den Staat bessern könne. Herr C. T. Wang, der spätere chinesische Sekretär der Pariser Friedenskonferenz, war damals Dr. Motts Dolmetscher. Am Schluß des Gottesdienstes teilte er mit, es seien an verschiedenen Orten der Stadt Bibelklassen eingerichtet; wer das Christentum genauer kennen lernen wolle, solle seinen Namen angeben und in eine dieser Klassen eintreten. Ich meldete mich, und da ich nahe bei C. T. Wangs Haus wohnte, wurde ich dorthin eingeladen. Wir waren elf in unserer Bibelklasse. Sonntags besuchte ich gewöhnlich die bischöflich-methodistische Kirche. Eines Tages ging mir eine Predigt des Pfarrers Lin scho zu Herzen. Er predigte über den Text: ‚Liebet eure Feinde!' und führte aus: ‚Will man seine Feinde lieben, dann muß man erst seine Eltern und seine Geschwister lieben. Dann kann man auch daran denken, die Feindesliebe zu üben.' Nun glaubte ich ganz an das Evangelium und ließ mich in die Kirche aufnehmen.

Ich wurde alsdann Christ und habe als solcher viel Segen und viele Beweise der göttlichen Gnade erfahren. 1911 fand meine Bekehrung statt. Ich hatte ein leidenschaftliches aufbrausendes Temperament. Wenn vor dem Jahre 1911 einer meine Befehle nicht pünktlich ausführte, schlug ich zu, sogar bei Offizieren. Ich liebte sie nicht und sie mich nicht. In meiner Anwesenheit gehorchten sie, in meiner Abwesenheit verwünschten sie mich. Seit ich Christ wurde, behandelte ich meine Soldaten wie meine Hausgenossen und fand, das war viel wirksamer als vorher die Schläge. Es war die Liebe Gottes. Begingen sie Fehler, so vergab ich ihnen und redete mit ihnen von dem besseren Wege. Und das führte in neunundneunzig Fällen von hundert zum

Ziel. Ich bin in Szetschuan und in Kansu (zwei Provinzen) in großen Gefahren gewesen; meine Soldaten waren mit mir ein Herz und eine Seele." *1922*

Als Gouverneur der Provinz Schensi

General Feng ist zum Gouverneur der Provinz Schensi ernannt; keine Provinz hat einen christlichen Gouverneur mehr nötig als Schensi, wo seit der Revolution eine tolle Mißwirtschaft herrscht und Räubern, Stehlen, Ungerechtigkeit der Beamten, Opiumschmuggel an der Tagesordnung sind. Bei seinem Amtsantritt hat er folgende Proklamation erlassen, um gewissen Gerüchten zu begegnen:

„Die Verfassung der Republik China bestimmt, daß die Bevölkerung frei sei in ihren religiösen Übungen und in der Wahl ihrer Religion, ob sie den Lehren von Jesus Christus, Konfuzius, Buddha oder des Taoismus folgen will. Nun sind Gerüchte zu mir gedrungen, als ob ich aus Schensi jede Religion außer der christlichen ausschließen wollte. Obwohl ich selber ein Christ bin, ist dies jedoch ganz ausgeschlossen. Ich habe mich unserm Herrn Jesus Christus angeschlossen seit über zehn Jahren, und muß mit Bedauern bekennen, daß ich so manches nicht durchsetzen konnte, was in Einklang mit seinen Wahrheiten steht; wie sollte ich da andere Religionen ausschließen? Obwohl ein großer Teil der Offiziere und Mannschaften meiner Armee die Taufe empfangen haben, so ist doch auch noch ein Teil ungetauft. Aber diese christlichen Soldaten sind erfüllt mit dem Geist des Patriotismus, und mit ihnen zusammen werde ich jederzeit ohne Unterschied auch die nichtchristlichen gleich behandeln. Ich hoffe, daß die Öffentlichkeit solchen falschen Gerüchten keinen Glauben schenkt, sondern mit mir im Bunde entschlossen ist, die Wohlfahrt unserer Provinz zu fördern." — *1923*

Der christliche Sozialreformer

Mit Fengs Namen ist seit den letzten zwei Jahren einer der bedeutendsten Fortschritte des Christentums in der Armee verbunden, so daß schon das „China-Jahrbuch von 1921" ein besonderes Kapitel über diese christliche Bewegung brachte. Ein eben vorliegender Bericht eines Presbyterianermissionars, der den General besuchte, spricht von 966 Neugetauften und 4606 Abendmahlsgästen in dieser Armee. Erstaunlich ist die soziale Fürsorge des Generals für seine Soldaten: Nicht bloß, daß jeder ein sauberes Bett mit Moskitonetz hat, daß er sie mit „Kinder" und sie ihn „Vater" nennen und anreden, sondern in weitschauender Weise sorgt er für ihre Zukunft. Er hat Schulen und Handwerksräume eingerichtet, wo sie jeder einen Beruf lernen, um nach abgedienter Zeit sofort sich selbst erhalten zu können und nicht dem Bettler- oder Räuberstand anheimzufallen. Er

hat auch Heilstätten für Opium- und Morphiumkranke errichtet, in seiner Armee Tabak und Alkohol verboten und eine Schule für Offiziersfrauen errichtet, die überlaufen ist. Neben der christlichen Gesinnung pflegt er hauptsächlich die vaterländische, und hat sich in dem diplomatischen Kampf gegen Japan wegen der 21 Forderungen durch japanische Kanonenboote, die gegen ihn gesandt waren, weder einschüchtern noch zur Nachgiebigkeit bewegen lassen. Etwa vier Fünftel seiner Armee ist christlich.

Der General sorgt in jeder Hinsicht für seine Mannschaften und für die Offiziere. Er hat z. B. für die Frauen seiner Offiziere Nähmaschinen angeschafft und ihnen Unterricht im Nähen erteilen lassen durch eine Missionarin. Als er jetzt von einem angesehenen Europäer besucht und um seine Ansicht gefragt wurde, was China am meisten nottäte, antwortete er: „Wir brauchen mehr westliche Zivilisation in der Form von Eisenbahnen, Telegraphenlinien und anderen Erfindungen. Alle diese Dinge sind uns sehr nützlich. Aber am allernötigsten braucht China Jesus Christus."

Er äußerte sich ferner dahin, daß das Evangelium gepflegt werden könne als ein Mittel, die Macht des Bösen und alles Übel in der Welt zu überwinden, auch die sozialen Nöte. Die Mission solle Zufluchtsheime errichten für arme Kinder und alte Leute und in diesen Heimen Industrie-Unterricht erteilen lassen. Es fehle auch an Zufluchtsheimen für Prostituierte, die einen Rückweg zu ehrbarem Leben suchen. Man müsse sich der Kinder, deren Arbeit heute in China im bürgerlichen Leben noch nicht zu entbehren sei, so annehmen, daß ihre Kraft nicht in der Kindheit verbraucht werde, sondern sie einen Weg finden zu sozialem Aufstieg. Die chinesischen Prediger sollten eine größere breitere Bildung besitzen und im chinesischen Bildungsgang fest gewurzelt sein. Am besten sei, wenn alle Denominationen sich vereinten zur Gründung einer einzigen chinesischen Nationalkirche. *Witte 1924*

Beginnende Wandlung

Durch das imperialistische Gebaren der westlichen, christlichen Mächte in China, besonders nach den 1925 stattgefundenen Blutbädern in verschiedenen Städten durch Eingriff der fremden Polizei, wird Feng an Mission und Christentum irre und richtet folgende Kundgebung an die ausländischen Missionare:

„Ich habe lange darauf gewartet, daß die Missionsorganisationen und die fremden Missionare im Namen der Gerechtigkeit miteinander wetteifern würden, um ihre Haltung in der jetzigen Krisis klarzulegen. Aber ihre Zurückhaltung hat mich schwer enttäuscht. Ist es wahr, daß ihr Schweigen von Furcht diktiert ist oder soll es ihre Sympathie für die Angriffspolitik der Fremden decken? Oder be-

stimmt sie nationales oder Rassenvorurteil? Oder billigen sie den Druck der Kapitalisten? Wie wollen sie sich für ihr Stillschweigen rechtfertigen?

Ich bin in schwere Zweifel geraten, für was die christliche Lehre, die ich empfangen habe, eigentlich nutzen soll, und für welchen Zweck die fremden Länder überhaupt das Christentum hier auszubreiten wünschen. Ist es wahr, wie so viele behaupten, daß das Christentum in China nur ein äußerliches ist? Seit langer Zeit hat man die Missionare angeklagt, daß sie nur als Geschäftsspione nach China kämen. Wie werden die Christen dieser Anklage begegnen? Wehe uns, seit so langer Zeit schon ist die Moral des Christentums in der Zersetzung begriffen. England beansprucht das Christentum als Staatsreligion. England hat zuerst China mit dem Opium vergiftet. Ihm folgte der Raub von Hongkong und die Wegnahme der chinesischen Seezölle. Diese Maßnahmen verletzten schwer die Souveränität des Landes. Jetzt schlachten die Engländer unsere Volksgenossen ab, als ob diese noch unter den niedrigen Tieren ständen. Und zu meinem Entsetzen schweigen alle Missionare still dazu. Die Christen der Welt fallen heute abgrundtief." *1925*

Was er am Christentum vermißt

Das führende Organ der evangelischen Mission in China, der „Chinese Recorder", bringt in der Januar-Nummer 1928 bemerkenswerte Mitteilungen über General Fengs Stellung zum Christentum. Danach kann kein Zweifel darüber obwalten, daß Feng heute eine andere Stellung zum Christentum einnimmt als vor einigen Jahren. Die Zeit, wo er mit Begeisterung unter seinen Offizieren und Soldaten für das Christentum warb, ist vorüber. Es gibt keine Feldprediger mehr in seinem Heer, wie er sie früher in größerer Anzahl willkommen geheißen und in ihrem Wirken gefördert hatte. Er ist nicht gegen das Christentum, aber er tut auch nichts mehr für dasselbe. Von seinen Soldaten fordert er jetzt, daß sie die drei Prinzipien der Volkswohlfahrt des Dr. Sun Yat sen studieren und befolgen. Vielleicht hat das genannte Missionsorgan recht, wenn es sagt, Feng vermisse am Christentum ein soziales Programm. Darum habe er sich der Kuomintang zugewandt. Das Wort „sozial" muß hier im weitesten Sinne verstanden werden: das Christentum als die Menschengemeinschaften regelnde Macht. Auf diesen Gebieten (Wirtschaft und Politik!) zeigt das Christentum der bisherigen Christenheit sehr große Mängel. Das tritt gerade China gegenüber stark zutage und wird von den Chinesen stark empfunden. Es sind die „christlichen Völker", welche China gegen Recht und Gerechtigkeit knechten. Im Jahre 1925 schon hat Feng in dem scharfen Konflikt Chinas mit England auf diesen Punkt hingewiesen. Daß Feng als Staatsmann

diese Schwäche besonders stark empfindet, wird man verstehen. Der Stockholmer Weltkongreß hat gleichfalls darauf hingewiesen, daß es jetzt endlich an der Zeit sei, den Geist Christi auch im Wirtschaftsleben und in der Politik zur Herrschaft zu bringen. Leider geben die heutigen Verhältnisse in der Welt — man denke an die Abrüstungsverhandlungen — wenig Hoffnung, daß die „christlichen Völker" diesem Aufruf bald folgen werden, den Stockholm hat ergehen lassen.

Wir haben immer davor gewarnt, diesen „christlichen General" vorzeitig als Vorkämpfer des Christentums zu preisen, und haben gebeten, seine Entwicklung abzuwarten. Ein chinesischer Pfarrer, der längere Zeit in Fengs Heer gearbeitet hatte, berichtet, Feng habe darüber gescherzt, daß man ihn den „christlichen General" genannt habe. Er habe gesagt: „Ich bin nicht mehr ein ‚christlicher General'. Ich habe jetzt weder Gott noch Christus." Wohl halte er unter seinen Soldaten noch eine strenge Zucht, und spartanische Einfachheit zeichne auch ihn persönlich aus. Aber es seien doch Gerüchte in Umlauf, die ihn des Opiumhandels beschuldigten. Zwei anderen Christen habe Feng gesagt: „Gebt eure behagliche Lebensweise auf und macht euch dem einfachen Volke gleich im Geiste eures Meisters."

Es ist sehr bedauerlich, daß sich bei Feng diese Wandlung vollzogen hat. Andere Chinesen wissen klarer zu unterscheiden zwischen Christentum und Christenheit. Wir wollen hoffen, daß Feng sich wieder zurückfindet. *Witte 1928*

Als Gouverneur von Honan

Die „Peking and Tientsin-Times" vom 1. Januar 1929 bringt eine interessante Schilderung der Wirksamkeit Fengs in Honan. Er hat dort mit starker Hand der Räuberplage ein Ende gemacht, so daß sie dort so gut wie ganz verschwunden ist. Gegen die Hungersnot hat er Wegebauten eröffnet, so daß die Hungernden doch ihr Leben fristen können für den Arbeitslohn. Mit großer Strenge geht er gegen das Opium vor. Opiumhändler und -raucher werden ohne Erbarmen erschossen. Auch die Fußverkrüppelung wird energisch bekämpft. Frauen, die sich auf der Straße noch mit verkrüppelten Füßen zeigen, werden sofort von Polizisten angehalten und gezwungen, die Füße aufzubinden. Die Gehälter aller Beamten wurden auf 20 Dollar (= 40 Mark) monatlich herabgesetzt. Auf viele Beschwerden dagegen berief Feng eine Volksversammlung und hielt so darüber ein Volksgericht ab. Er sagte den Beamten vor dem Volk, die Soldaten, die ihr Leben einsetzten, erhielten nur 6 Dollar, so sollten sie zufrieden sein mit 20. Er selbst erhält aus öffentlichen Mitteln auch nicht mehr als 20 Dollar. Er schützt die Christen und die Mission gegen die Hetze der Radikalen, obwohl er selbst dem Christentum nicht mehr mit der früheren Hingabe

anzugehören scheint. In allen Städten sind auf seinen Befehl die Götterbilder in den Stadttempeln zerschlagen worden, darunter auch berühmte Götter, die das Volk hoch verehrte. Nicht alle seine Maßnahmen finden Beifall. Er hat sich geäußert: „Jetzt haßt ihr mich alle, aber nach fünf Jahren wird es anders sein.“ *Witte 1929*

Ein Lob für General Fengs Soldaten

Der Glanz, den Feng Yu Hsiangs Armee auf Tsining geworfen hat, war leider nur von kurzer Dauer und ist in diesem Monat jäh zu Ende gegangen. General Feng hat auf höheren Befehl die Provinz Schantung räumen müssen, was seine Truppen, diszipliniert wie sie sind, in der ruhigsten und besten Ordnung getan haben. Uns persönlich tut der Weggang dieser Truppen sehr leid. Wenn auch der hiesige General sagte, es gäbe keinen Gott, sondern nur Sun Yat sens Testament, welches die ganze Welt glücklich machen könnte, so verband uns doch mit diesen Truppen eine unsere Arbeit sehr fördernde sachliche Freundschaft. Wir hatten täglich durchschnittlich etwa 50 Patienten (Soldaten) in der Poliklinik zu behandeln und außerdem immer noch Bettpatienten, soviel wir aufnehmen konnten. Über den Grund, warum Feng Schantung hat räumen müssen, schweben die gegenteiligsten Gerüchte. Am wahrscheinlichsten erscheint der, daß Japan fürchtet, Feng würde als Gouverneur der Provinz Honan und Schantung zu mächtig, und deshalb mit der chinesischen Regierung übereingekommen ist, Feng zum Rückzug nach Honan zu bewegen. Das tat die Regierung um so lieber, als auch ihr ein zu mächtiger Gouverneur unsympathisch ist.

Die Stadt Tsining wird wohl noch einige Zeit an das kurze Regiment der Fengschen Armee denken, denn dem Schlendrian des alten Asien ging es während der Zeit elend schlecht. Straßen wurden gebaut, nicht wie früher, wo erst lange Geld gesammelt wurde, das, ehe der Bau beginnen sollte, längst von der Baukommission verbraucht war — für private Zwecke —, sondern es wurde befohlen, in dieser Woche ist die Straße X fertig! — und sie war fertig. Die „Straßen“ in der Stadt wurden aus Gräben erst in gangbare Wege verwandelt; jeden Abend mußten die Gassen gefegt werden, die bequeme Sitte, wegen eines Aborts nicht erst in Verlegenheit zu geraten, wurde rücksichtslos abgeschafft und es wurden eigens für diesen Zweck Örtlichkeiten geschaffen. So lag ein ungewohnter Glanz auf der Straße. Ja, als einmal gelegentlich eines kurzen Besuches eines katholischen Missionars ein Maultierkarren vor unserem Hoftor stand, wurde, als unser Gast wieder weiterfahren wollte, die Weiterfahrt polizeilich verboten, dieweil der Esel, einem natürlichen Bedürfnis Folge leistend, die Straße verunreinigt hatte. Erst als ich Besen und Schaufeln herbeibringen ließ, konnte die Fahrt losgehen.

Fengs Regiment war ein ungeheurer Eingriff in das höchste Gut des Asiaten: die persönliche Freiheit. Besonders seine Sanierungsmaßnahmen stellten Schranken auf, die für den Asiaten sonst nicht vorhanden sind. Alles, was Tüchtiges geleistet wurde, es war nichts gegen das Opfer, das die persönliche Freiheit bringen mußte, und darum atmeten die Tsininger wieder auf, als sie das strenge Regiment wieder weiterwandern sahen.

Feng hatte hier in kurzer Zeit ein großes Autoverkehrsnetz geschaffen; 4—5 Autobuslinien gingen von hier aus, um überall nach Nord und Süd und Ost und West Anschlußlinien zu haben. Ja, als wir zu Ostern einen Ausflug nach Jenschufu machten, wurde uns sogar ganz umsonst ein Auto zur Verfügung gestellt. Leider ist auch dieser kurze Glanz nach wenigen Wochen seines Bestehens mit Fengs Abgang verschwunden und nachdem vor einigen Wochen noch der Tsininger Bahnhof durch die rebellischen roten Speerträger in Brand gelegt worden ist, ist auch noch der letzte Schein einer bestehenden Eisenbahnverbindung von hier nach Jenschufu verschwunden.

Der einfache Soldat in der Fengschen Armee war anständig und wohlerzogen; nie lümmelte er sich auf der Straße herum, stets hatte er Dienst von morgens 5 Uhr bis abends 9 Uhr. Tag für Tag wurde morgens beim Aufstehen und abends zum Schlafengehen eine kurze gemeinsame „Andacht" gehalten, eingeleitet durch die Vorlesung des Testaments Sun Sat Yens, dann folgte ein gemeinsames Lied, das Chinas Größe, Knechtschaft und Freiheitsdrang bezeugt, und zum Schluß ein dreifacher Ruf: die Ausländer nieder! nieder! nieder! Trotzdem begegneten uns alle Soldaten mit der größten Achtung, ja, was sogar ungeheuer war: eines Tages sprach der hier stationierte General bei mir persönlich vor, um sich zu erkundigen, ob noch Offiziere und Soldaten bei mir Schulden hätten. Und am nächsten Morgen war die ganze Summe bezahlt. *Haensel 1929*

2. Christliche Persönlichkeiten

Dr. Cheng Ching J

Dr. Cheng Ching J, der von der Schanghaier Nationalkonferenz 1922 erwählte Präsident, hielt am 5. Juni in der Universität Berlin einen Vortrag über „China und das Christentum". Er führte etwa folgendes aus*): Er fühle sich als Bruder mit den Christen in Europa innerlich verbunden. Alles, was er sei, verdanke er der Mission. Die Zustände in China seien in den letzten Jahren sehr traurig gewesen und seien auch heute noch düster. Das Land sei durch zwei Regierungen in zwei Teile zerrissen. Zahlreiche Räuberbanden machten alle Zustände unsicher. Die große Masse des Volkes

*) Vergl. dazu S. 191.

lebe in bitterster Armut und in Unbildung. Selbst Lesen und Schreiben seien ihr unbekannt. Es sei fast wie ein Wunder, daß China trotzdem Ansätze zu neuem Leben zeige. Tatsächlich sei neues Leben aus dem alten Stamm sichtbar. Es gehe voran im Erziehungswesen, in der Industrie und auch in der Entwicklung politischen Sinnes. Auch in religiöser Hinsicht komme China vorwärts. Heute würden die Früchte der hundertjährigen protestantischen Missionsarbeit immer erfreulicher sichtbar: „Ich kann getrost sagen, die Aussichten für das Christentum waren noch nie so günstig wie jetzt. Früher glaubten die Chinesen, China sei die Welt. Darum lehnten sie alles Ausländische als wertlos ab. Das Christentum erschien ihnen nur gerade höchstens für die ganz Armen passend. Jetzt herrscht in China ein sehr starkes Verlangen, sich weltliche Wissenschaft anzueignen und auch das Christentum kennen zu lernen. Gerade in den gebildeten Kreisen ist man heute sehr geneigt, das Christentum zu studieren."

Vor 23 Jahren hat das Christentum in China schwere Verfolgungen durchzumachen gehabt. Von Dr. Chengs Gemeinde in Peking wurden damals 196 Christen von den Boxern ermordet. Sein Schwager wurde auch von den Boxern getötet, seine Schwester starb bei der Belagerung der fremden Gesandtschaften durch die Boxer an Erschöpfung durch Hunger. Dr. Cheng, damals noch ein Knabe, war während der Pekinger Schreckenstage in Tientsin. Als er dann nach Peking zurückkehrte, fand er seine Eltern tot. Diese Verfolgung war eine Folge der Irreleitung unwissender Menschen.

„Christentum ist mehr Leben als Lehre. Es ist sicherlich ein gewisses Unrecht darin, mehr an dies letzte und weniger an das erste zu denken. Korrekte Definitionen über die christlichen Lehren sind wundervoll, aber Leben ist notwendig. ‚Ich bin dazu gekommen, daß sie das Leben haben sollen und daß sie es in Fülle haben', das ist der Kern des Christentums. So ist das Leben mehr als die Lehre, der Inhalt mehr als die Theologie, worauf wir unsere Aufmerksamkeit zuerst und hauptsächlich richten." *Witte 1923*

Ein chinesischer Nathanael

Wang Mei gehörte mit seiner ganzen Familie einer buddhistischen Sekte an, die durch moralische Lebenshaltung zwar anderen Sekten und der üblichen Volksreligion weit überlegen war, aber in dem Anhäufen von guten Werken für ihr zukünftiges Leben sich versichern zu können meinte. So unternahm er große Wallfahrten zu den religiösen Mittelpunkten von Nord- und Zentralchina; eine dieser Reisen führte ihn 120 Meilen südlich seiner Heimat, andere nördlich und westlich; so kam er weit und breit in den Geruch, ein heiliger Mann zu sein. Die Vorstellung, daß mit den Leiden und Unbequemlichkeiten einer

solchen Wallfahrt auch ihre Verdienstlichkeit steige, brachte ihn und seine Wandergenossen dazu, im Sommer in wollenen Kleidern, im Winter in dünnen Gewändern zu gehen, wenn sie die Berggipfel mit den Tempelschreinen oben besuchen wollten. Aber all das gab seinem Herzen nicht die Befriedigung, um die er flehte und sich abmühte. So beschloß er, Weib und Kinder zu verlassen, und zog sich in eine Eremitenzelle in wilder, unzugänglicher Berggegend zurück. Im Februar 1894 verließ er seine Einsamkeit, um zu dem berühmten Bild der Lai nai nai (= alte Großmutter) zu wallfahren; aber beim Abstieg nach selbstquälerischer Anbetung der Göttin in bitteren Wintertagen fühlte er doppelte Sehnsucht nach etwas anderem. Wie aus Neugier trat er in einen Predigtsaal, um zu sehen, was da vor sich ging. „Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben" — war die Kanzelbotschaft. Nachher bat er den Sprecher um eine Unterredung und fragte schließlich unsicher: „Dann glauben Sie also, daß all mein jahrelanges Verdienstehäufen umsonst und für nichts war?" — „Ja, um nichts, vergeblich", antwortete der Missionar. Das war Wang denn doch zu stark, er ging tief entrüstet von dannen.

Sein Erlebnis teilte er seinem Freund Ho J, einem Bildschnitzer, mit, der aber heimlich schon stark christlich beeinflußt war, bloß mit Rücksicht auf seinen Beruf als Schnitzer von Götterfiguren damit nicht öffentlich hervortrat. Der gab ihm christliche Bücher, und in der Muße und Ruhe der Einsiedelei, in der stillen Zeit der Selbstversenkung und Selbsterkenntnis rang sich auch Wang zu der Überzeugung durch zur Erlösung aus Gnaden ohne Werke, durch den Glauben allein. So wurde Wang Protestant. Ein Jahr später setzte sich dort in jener Gegend eine christliche Mission nieder, römisch-katholischer Art; sie sandten ihre Boten aus, um alles Christliche dort zu sammeln; jedoch so jung und unreif Wangs Glaube auch war, so fühlte er instinktiv, daß hier die Lehre vom Glauben und seiner erlösenden Kraft etwas beiseite stand, und die Werke und Verdienste wieder im Vordergrund standen. Nach wenigen Tagen des Anschlusses an diese Gemeinde löste er sich von ihr samt seinen Angehörigen, mit denen er schon längst in Einmütigkeit seines Glaubens zusammenlebte.

Während der 14 Jahre, wo er Seite an Seite mit den christlichen Sendboten arbeitete, konnten sie ihm nur das beste Zeugnis ausstellen. Als die erste Missionsschule dort eröffnet wurde, wurde Wang zum Lehrer gewählt. Nach der Sitte, ihm auch einen biblischen Namen beizulegen, hielt man sich an das Wort, das einmal ein Missionar von ihm gesagt hatte: er sei einer, in dem kein Falsch war! Geduldig, freundlich, allezeit hilfsbereit, eifrig im Bezeugen der Wahrheit, war er bei allen geachtet und geehrt. Man nannte ihn „unser Nathanael". Ein Mann ohne Falsch, bei dem der Glaube schließlich gute Werke schuf. *1928*

Von einer chinesischen Christin

Wir hatten in unserer Schule in Tsingtau eine Schülerin, die war nicht hervorragend begabt, aber lieb und treu. Sie besuchte gerne den Religionsunterricht und kam freudig zu allen Gottesdiensten. Schon als kleines Kind war sie verlobt worden mit einem Knaben ihres Alters, den sie aber nicht kannte. Als sie nun älter wurde, da drängte die Schwiegermutter zur Hochzeit. Das Mädchen aber hörte, daß ihr zukünftiger Mann kein Christ sei, und deshalb wollte sie ihn nicht heiraten. Immer wieder setzte sie es durch, daß die Heirat hinausgeschoben wurde und daß sie noch länger in unserer Schule bleiben durfte. Sie mußte sich deshalb nicht wenig gefallen lassen; aber durch ihre Beständigkeit und ihren Fleiß erreichte sie es wirklich, daß sie bis in die oberste Klasse kam und schließlich die Schlußprüfung bestand. Nun hätten wir uns gefreut, das Mädchen als Lehrerin an unserer Vorschule noch weiter bei uns behalten zu können. Jedoch die Schwiegermutter ließ sich nicht mehr hinhalten, und auch wir konnten einer längeren Auflehnung gegen den Willen der Eltern nicht zustimmen. — So wurde die Hochzeit gefeiert. Längere Zeit hörten wir dann nichts von der jungen Frau, bis sie uns eines Tages besuchte. Da freuten wir uns über den glücklichen Ausdruck, den sie zeigte, und besonders über die Nachricht, daß ihre Schwiegermutter aus freien Stücken erlaubt hatte, daß sie als Lehrerin in unsere Schule zurückkehrte. Wie sie das erreicht hatte, konnten wir natürlich nicht erfragen, doch denke ich, daß sie in der Stille durch ihr Wesen hat einen Einfluß ausüben dürfen auf ihren Mann und dessen Familie, so daß auch diese Menschen das Christentum schätzen lernten. — Lange Zeit war sie uns dann eine treue Hilfe. *1927*

Kraft des Wortes Gottes

Neulich berichtete ein Missionar aus Kiangsu ein schlagendes Beispiel von der Kraft des göttlichen Wortes. Vor zwei Jahren erhielt er 100 Taschentestamente zum Verteilen in seinem Distrikt. Er gab einige seinem Evangelisten mit der ausdrücklichen Weisung, sie nur Erwachsenen in die Hand zu geben. Gegen diese Instruktion gab er aber ein Exemplar einem zehnjährigen Knaben; der nahm das Buch mit nach Hause, drei Meilen weit ins Land, und Tag für Tag las der Junge oder sein Vater laut in dem Buch. Schließlich wuchs das Interesse so, daß der Bauer, wie einst Kornelius, zum Missionar sandte, um mehr von dem Wort des Lebens zu hören. Nur der alte Großvater wollte zunächst nichts wissen von der neuen Jesuslehre, seit 20 Jahren war die ganze Familie eifrige Buddhisten gewesen, hatten mehr denn 36 Götterbilder im Hause, vor denen sie täglich über tausend Kotaus machten. Nun sollte das alles vorbei sein, die Bilder weggeräumt werden, Lobgesänge dem „einen wahren" Gott angestimmt werden?

Jedoch dieser Wechsel kam allmählich. Drei Generationen, Großvater, Vater und Sohn, begehrten die Taufe. Als der Großvater geprüft wurde, was er von der neuen Lehre wüßte, antwortete er: „Ich weiß nicht viel davon, aber ich weiß, daß ich ein Sünder bin, und daß Jesus mich erlöste.“ *1929*

Bewährung in Todesgefahr

Der frühere chinesische Ministerpräsident Hiung Si Ling erzählte: Als er bei den Kämpfen am Yanjte zum Abtransport der Verwundeten eine Rote Kreuz-Gesellschaft freiwilliger Krankenpfleger bilden wollte, meldeten sich sofort 69 Männer. Als aber nun Telegramme von schweren Kämpfen berichteten, traten viele zurück, es blieben nur etwas mehr als 30. „Als wir das Schlachtfeld betraten, fand ich, daß nur 29 fest geblieben waren. Ich war sehr erstaunt und ließ die Sache untersuchen. Dabei stellte es sich heraus, daß diese 29 Leute Christen waren. Bei dieser Gelegenheit habe ich eine wichtige Erfahrung gemacht, es ist die, daß, wenn wir als Nation bestehen wollen, wir Leute dieser Art nicht entbehren können.“ Dieselbe Erfahrung wie der Ministerpräsident hat unser Pfarrer D. Wilhelm bei der Belagerung Tsingtaus gemacht. Er hat als Leiter des chinesischen Roten Kreuzes sich mit chinesischen Helfern mitten im Kugelregen der Bergung von chinesischen Verwundeten gewidmet. Aber sobald die Arbeit gefährlich wurde, ließen ihn die übrigen Chinesen im Stich, nur die chinesischen Christen hielten in aller Gefahr bei ihm aus. *Witte 1924*

Das weiße Kleid

Einen chinesischen Christen fragte ich einmal, worin er denn den Unterschied zwischen einem christlichen und einem heidnischen Chinesen sehe; da wies er auf die anderen Chinesen hin, die in ihren blauen Jacken umherstanden, und sagte: Wir Christen tragen ein weißes Kleid, da sieht man jeden Fleck drauf! *Seufert 1930*

Viertes Kapitel

Für die Jugend

1. Aus Japan

Unter den vielen Göttern

Der japanische Christenführer Kanso Utschimura erzählt aus seiner Jugend.

Mein Vater behandelte die heidnischen Götter mit Spott und Verachtung. Er warf einmal eine schlechte Münze in die Sammelbüchse eines Buddhistentempels und sagte dann höhnisch zu den Götzen, sie würden noch eine solche Münze bekommen, wenn sie ihm in einem Prozeß, den er eben führte, hülfen. So etwas hätte ich niemals getan. Ich glaubte ehrlich, daß in jedem unserer unzähligen Tempel dessen Gott wohne, der seinen Machtbereich eifersüchtig hüte und jeden Übeltäter strafe. Am meisten verehrte ich den Gott der Wissenschaft und des Schreibens, und ihm weihte ich gewissenhaft mit Opfer und Anbetung den fünfundzwanzigsten Tag jedes Monats. Ich warf mich vor seinem Bilde nieder und bat ihn inbrünstig um Hilfe, damit meine Handschrift besser und mein Gedächtnis stärker werde. Es gibt einen Gott des Reisbaues, dessen Diener weiße Füchse sind. Man bittet ihn, daß er das Haus vor Feuer und Dieben schütze, und da mein Vater meistens auf Reisen war und ich allein mit meiner Mutter wohnte, bat ich den Reisgott unaufhörlich, unser Häuslein vor Unglück zu bewahren. Am meisten fürchtete ich den Gott, der für den Erforscher des innersten Herzens gilt. Sein Sinnbild ist ein schwarzer Rabe, und der Hüter seines Tempels verteilte Blätter mit dem Bild dieses Vogels. Wer gelogen hatte und dann ein solches Blatt schluckte, bekam, so glaubte man, augenblicklich einen Blutsturz. Manchmal, wenn meine Kameraden mir nicht glauben wollten, verschluckte ich ein solches Blatt und erwies damit, daß ich wahr gesprochen hatte. Oft flehte ich auch zu dem Gott, der das Zahnweh heilen konnte, denn ich litt sehr an diesem Übel, und ich ließ es mir gefallen, daß er mir das Essen von Birnen verbot. Ein Gott verbot mir die Eier, ein anderer die Bohnen, und bald waren mir viele Dinge, die ich besonders gern aß, verboten. Manchmal waren die Forderungen eines Gottes im Widerspruch mit denen eines anderen, und ein zartes Gewissen kam dadurch in eine schwierige Lage. Ich wurde reizbar und furchtsam, weil ich es so vielen Göttern recht machen wollte. Ich dachte mir ein Gebet aus, das für jeden gelten konnte, und fügte dann noch die den einzelnen Göttern geltenden Bitten hinzu, wenn ich an ihren Tempeln vorüberkam. Jeden Morgen,

nachdem ich mich gewaschen hatte, richtete ich das gemeinschaftliche Gebet an die vier Gruppen von Göttern, die in den vier Himmelsgegenden wohnen, bedachte aber besonders die östliche Gruppe, denn die aufgehende Sonne gilt für den höchsten Gott. Wo mehrere Tempel nahe beieinander standen, war es eine Plage, dasselbe Gebet so oft in kurzen Zwischenräumen zu wiederholen, und ich machte deshalb oft einen langen Umweg durch eine Straße, wo nicht so viele Tempel waren, damit ich ohne Gewissensbisse weniger Gebete sprechen konnte. Die Zahl der Götter, die meine Anbetung forderten, mehrte sich täglich, und meine kleine Seele fand es bald unmöglich, allen zu Gefallen zu leben. Da kam endlich die Befreiung.

Kanso Utschimura wurde an einem Sonntagmorgen von einem Schulkameraden in einen christlichen Gottesdienst mitgenommen und wurde schließlich ein Christ (s. S. 125).

(Nach: „Kanso Utschimura, Wie ich ein Christ wurde.“)

Wir helfen den Kindern in Japan! Die Kinder in Japan helfen uns!

Als ich in Japan war, habe ich viele Kinder gesehen, japanische Kinder. Sie haben alle schwarze Augen und schwarze Haare. Wenn sie kleine Brüder und Schwestern haben, müssen sie oft den ganzen Tag ein Brüderchen oder Schwesterchen auf dem Rücken tragen. Das wird mit einem großen Tuch festgebunden. Die Kinder in Japan haben kein Weihnachtsfest, sie feiern auch nicht ihren Geburtstag. Am 3. März aber ist ein großes Fest für alle kleinen Mädchen in Japan. Da bauen sie auf einem kleinen Tisch ihre Puppen auf. Dann kommen die Onkel und Tanten und besehen die Puppen und schenken den Mädchen etwas. Am 5. Mai haben alle Knaben ihr Fest. Da läßt man Papierfahnen wehen vor den Häusern. Die Fahnen sehen wie Fische, wie Karpfen aus. Wenn sie einen Jungen haben, sind die Eltern stolz, noch mehr als bei uns.

Weihnachten können sie nicht feiern, auch Ostern und Pfingsten nicht. Sie kennen ja den Herrn Jesus nicht. Unsere Missionare predigen von ihm in Japan. Wir erzählen auch den Kindern in Japan von Jesus.

Wir haben einen Kindergarten. Da bringen die Mütter ihre Kleinen hin, die noch nicht zur Schule gehen. Sie lernen bei uns Lieder und manchen Spruch vom lieben Gott und von Jesus. Jeden Sonntag halten unsere Prediger Sonntagsschule (Kindergottesdienst). Da sitzen die Kinder Kopf an Kopf und singen mit uns und beten und hören die heiligen Geschichten. Ich habe ihnen in Japan auch oft erzählt von dem, was in der Bibel steht. Als ich von Japan abreiste, schenkten mir die Kinder ein Buch. In das Buch hatten sie alle ihre Namen hineingemalt. Sie schreiben nicht mit Stahlfedern, sondern sie malen ihre Buchstaben mit richtigen Tuschpinseln. Und bunte Bilder haben sie mir in das Buch gemalt, ein Kind hat eine schlafende

Katze gemalt, ein anderes eine Laterne, ein drittes einen Reiher, der am Wasser steht, ein viertes einen Baum. Die Kleinste aber, die Ise, hat noch nicht malen und schreiben gekonnt. Da hat sie ihre ganze kleine Hand innen mit schwarzer Tusche bestrichen und hat diese schwarze Hand auf die letzte Seite gedrückt. So habe ich auf der letzten Seite des Buches die kleine schwarze Hand der Ise zur Erinnerung an sie. Auf die erste Seite haben sie geschrieben: „Möge Gottes Segen auch weiter auf Dr. Witte ruhen." Sie sind uns dankbar, daß wir ihnen den Heiland bringen. Sie sind auch euch, liebe Kinder, dankbar, daß ihr durch eure Gaben helft in unserer Mission. Durch eure Gaben können wir die Missionare nach Japan senden. Das wollen wir auch ferner tun. Denn alle Menschen sollen von Jesus hören. So will es der liebe Gott.

Nun haben jetzt die Kinder in Japan gehört, daß in Deutschland große Not ist. Wir haben den Heiland, das ist schön. Das ist das allerbeste. Aber es fehlt uns an Milch und Brot und vielem andern. Die Hauptstadt Japans heißt Tokio. Da haben wir einen japanischen Pastor, der heißt Ischimaru. Der hält auch eine Sonntagsschule mit japanischen Kindern. Diese Kinder haben mir soeben 800 Mark gesandt für ganz arme deutsche Kinder. Ist das nicht lieb von den Kindern in Japan? Nun konnte ich zum Weihnachtsfest vielen armen deutschen Kindern eine große Freude machen. So helfen wir den Kindern in Japan: Wir bringen ihnen den Heiland. Und die japanischen Kinder helfen uns: Sie senden Geld für ganz arme deutsche Kinder.

Witte 1923

Der Gymnasiast als Zeitungsträger

Einer meiner Täuflinge ist der junge Taro Yoshimura. Sein Vater war ein Arzt, der auch in Deutschland studiert hat, aber früh gestorben ist. Die junge Witwe, welche einer Christengemeinde angehörte, ließ sich mit ihrer alten Mutter und drei Kindern in Kyoto nieder, damit diese hier eine gute Schulbildung erhalten könnten. Sie mietete ein kleines Haus in meiner Nähe und lebt dort von ihrer kleinen Rente und den geringen Einkünften, die sie aus Musikunterricht zieht. Als der älteste Sohn, ein Gymnasiast der Doshisha*), anfing, unsere Versammlungen zu besuchen, war die Freude der Mutter groß. Als er gar Christ wurde und von mir die Taufe empfing, trat auch die Mutter bald darauf zu unserer Gemeinde über, in welcher ihr Sohn war.

Nun kamen die teuren Zeiten, welche auch diese Familie hart bedrängten. Da beschloß der Sohn Taro, mitzuverdienen, um zu den Kosten des Haushalts beizutragen. Es wurde gerade eine neue Tageszeitung gegründet, „Taisho Nichi Nichi", und diese suchte Austräger.

*) Christliche Hochschule.

Der junge Taro meldete sich. Aber die Zeitung verlangt zwei Bürgen für Wohlverhalten, damit sie zuverlässige Leute bekommt. Diese waren für den braven, begabten und fleißigen Jüngling leicht zu beschaffen. Ich selbst wurde der eine der Bürgen. Aber nun kamen die Befürchtungen der Mutter, daß der Sohn in schlechte Gesellschaft geraten könnte. Da gab Taro die schöne Antwort: „Ach, Mutter, wozu gehe ich denn Sonntags in die Kirche und Freitags in die Bibelstunde des Herrn Schiller?“ Da war die Mutter beruhigt. Und nun steht der junge Mann jeden Morgen um 4½ Uhr auf, trägt einige Stunden lang schnellen Laufes, wie es in Japan Sitte ist, seine Zeitungen aus, fährt dann mit dem Zweirad zu dem fast 5 Kilometer entfernten Gymnasium, und trägt am Spätnachmittag ebenso wie am Morgen die Abendausgabe aus. Aber am Freitag läuft er besonders schnell, um noch an meiner Bibelstunde teilnehmen zu können. *Schiller*

Warum Kuniko sich so sehr vor dem Donner fürchtete

Kuniko, ein japanisches Waisenmädchen, wurde im Hause eines Missionars auferzogen. Sie war schon 14 Jahre alt, aber noch nicht getauft. Sie war sehr fleißig, freundlich und bescheiden, aber auch sehr abergläubisch.

Das sind eben alle Heiden, sie meinen, daß es viele böse Geister gebe, die den Menschen Unglück bringen. Große Angst haben sie auch vor Kaminarisu, dem Donnergott. Wenn ein Gewitter aufzieht, zünden sie schnell Weihrauchkerzen an, denn sie meinen, Kaminarisu liebe ihren Duft und tue ihnen dann nichts zuleide. Wenn es trotzdem immer stärker blitzt und donnert, dann kriechen die japanischen Mädchen unter ihr Fliegennetz, sie glauben, daß der Donner nicht durch das Netz hindurch könne. Solch ein Fliegennetz hatte die kleine Kuniko auch, aber es gab noch keine bösen Stechfliegen an dem Tage, von dem ich erzählen will. Ein schöner Frühlingsnachmittag ging zu Ende. Ganz windstill war es und immer schwüler wurde es, dunkle Wolken zogen am Himmel auf. Plötzlich wurde es im Hause so dunkel, daß der Vater sein Buch hinlegen mußte und die Mutter ihre Handarbeit. Da flammte ein scharfer Blitz durch das Dunkel, ein krachender Donner folgte. Die kleineren Kinder drängten sich erschrocken um die Mutter, aber Anni, die älteste Tochter, rief mit leuchtenden Augen: „Vater, sieh nur die Blitze, der ganze Himmel flammt. O, wie ist das schön!“ „Du hast recht“, sprach der Vater, „ein Gewitter ist eine gewaltige Predigt von der Majestät unseres Gottes, höre nur, wie jetzt auch der Regen herniederrauscht, der die durstigen Fluren erquickt.“ Anni war gerade so alt wie Kuniko und die beiden Mädchen waren fast den ganzen Tag beisammen, jetzt aber fehlte Kuniko und niemand wußte, wo sie war. Eilig lief Anni fort, die Freundin zu suchen.

Als sie die Tür zur Schlafkammer öffnete, wehte ihr starker Weihrauchduft entgegen, das ganze Zimmer war voll Rauch. Und inmitten dieses Rauches sah sie Kuniko unter ihrem großen Fliegennetze sitzen und eine Weihrauchkerze nach der andern anzünden. „Ja, was machst du denn da?“ rief Anni, „warum sitzest du unter dem Netze?“ Sie müsse dasitzen, antwortete die kleine Japanerin mit Furcht und Zittern. Kaminarisu, der große Donner, sei böse auf sie, sie habe schon viele Weihrauchkerzen angezündet, aber es habe nichts geholfen. „Höre nur, wie er schilt“ — es donnerte wieder gewaltig — „darum bin ich unters Netz gekrochen, da kann er mir so leicht nichts tun.“ Anni lachte. „Du Dummerchen, weißt du denn nicht, daß der Donner uns gar nichts tut. Nur der Blitz ist gefährlich, wenn er einschlägt, aber da hilft dein Netz gar nichts dagegen, das ist aus dünnem Mull, das brennt am schnellsten.“

Da fing Kuniko bitterlich zu weinen an. „Was soll ich tun, wenn das Netz nicht hilft? Kaminarisu wird mich in seinem Zorne töten.“

Nun lachte auch Anni nicht mehr, mitleidig kroch sie zu ihrer Freundin unters Netz und tröstete sie, so gut sie konnte, sie nahm ihren Kopf in den Schoß und sagte: „Kennst du denn nicht Gott den Vater im Himmel, der uns lieb hat und uns behütet in aller Gefahr? Du hast es doch auch schon gehabt in der biblischen Geschichte, weißt du's nicht mehr, Kuniko, wie der liebe Gott Himmel und Erde gemacht hat und Meer und Wind, und alles ist sein Werk? Er schickt den Donner und den Blitz, und der Blitz kann uns kein Leid tun, wenn er es nicht haben will.“ Die Freundin hörte auf zu weinen und horchte gespannt auf Annis Worte. Zuletzt erzählte ihr Anni die schöne Geschichte von Herrn Jesus, der so mutig war in Sturm und Unwetter mitten auf dem wilden Meer. Alle seine Jünger verzagten, er aber sprach voll Gottvertrauen: „Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?“ Da legte sich der Sturm und das Meer ward stille. Als Kuniko das hörte, faßte sie Mut und die beiden Mädchen gingen in die Wohnstube, wo eben die Mutter mit den Kindern ein Lied anstimmte. Anni sang fröhlich mit:

Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ, wo er ist,
Stets sich lassen schauen.

Kuniko hörte still zu, aber als die beiden Mädchen abends zur Ruhe gingen, sagte sie sehr ernsthaft zu Anni, von nun an wolle sie allein dem Herrn Jesu folgen. Sie fürchte sich nicht mehr vor Kaminarisu und wolle ihm nie wieder Weihrauchkerzen opfern.

Sie hat ihr Wort gehalten, bald darauf wurde sie getauft und ist eine treue und fröhliche Christin geworden.

Die Frau, welche Jesus haßte, dann lieben lernte

In Japan dreht sich alle Volksreligion um die Verehrung der Ahnen, der Geister der Verstorbenen. Ahnenverehrung ist die große Tugend. Auch die ärmste Familie hat einen Hausaltar, in dem schmale, mit dem Namen der Toten versehene Täfelchen, die Chai, aufbewahrt werden. Die Geister der Verstorbenen muß man göttlich verehren, ihnen Opfer an Speise und Trank darbringen. Diese heidnische Sitte können natürlich die Christen nicht mitmachen. Darum kämpfen dort manche Heiden gegen das Christentum.

Nach dem Gesagten versteht man, wie eine Bauernfrau furchtbar böse war, als unser Pastor den ältesten Sohn aufsuchte, der Hinneigung zum Christentum hatte.

Ihr Sohn war eigentlich ein Tunichtgut. Er war der Erbe eines reichen Hofes. Er arbeitete, doch nachlässig, und verbrachte viel Zeit mit Prassen. Die Mutter empfand darum viel Sorge um ihren Sohn. Was sollte aus dem Besitz werden? Väter und Väter hatten auf dem Hofe gesessen. Ihre Ahnentafeln standen in großer Zahl im Hausaltar. Oft führte sie ihre Kinder dorthin und lehrte sie die Tugend. Aber geholfen hatte das bei ihrem Sohn nichts. Doch sie gab die Hoffnung nicht auf. Eines Tages mußte das Gute siegen.

Und nun wollte auf einmal eben dieser Sohn Christ werden. Sie sah in diesem Abfall das Ende. Wenn er nun nicht mehr die Ahnen verehrte, woher sollte ihm da der Antrieb zum Gutsein kommen! Sie ließ alle Schleusen der Beredsamkeit los. Zunächst trieb sie den Pastor aus. Sie verbot dem Sohn sein Beginnen.

Aber es half ihr nichts. Er wurde Christ.

Sie gönnte dem Sohn kein freundlich Wort. Doch langsam, langsam sah sie die Veränderung, die mit ihrem Ältesten vor sich ging. Er mied die Gesellschaft der Lotterbuben. Fleißig arbeitete er von früh bis spät. Gegen seine Mutter war er der gehorsame Sohn. Die Hausgenossen wurden freundlich behandelt.

Die Frau entdeckte diese Umwandlung und mußte sich sagen, es war so, seitdem der Sohn sich zum Christentum gewendet hatte. Nur das Christentum hatte ihm das Herz geläutert.

So lernte sie umdenken. Wenn das die Frucht dieser Religion war, dann war sie nicht so schlecht, wie sie sonst gemeint hatte. Ja, sie wurde dabei ertappt, wie sie selbst heimlich sich aus dem Zimmer des Sohnes die Bibel geholt hatte und darin las. Ja, sie lernte die Religion schätzen. Als sie für ihren Sohn eine Frau suchte, befahl sie dem Vermittler, der dem Sohn die Frau suchte, es dürfe nur eine Christin sein. Der brachte ihr ein solches Mädchen. Sie war arm. Wie hätte ihr Bauernstolz früher sich dagegen gewehrt! Nun aber meinte sie, Armut mache nichts, denn sie brächte dafür so Wertvolles mit. Es sei gut. Das Mädchen wurde trotz ihrer Armut und Niedrigkeit die Hofbäuerin.

Wo alles so stand, muß, selbst wenn es nicht erzählt würde, der Schluß heißen: die alte Frau wurde selber Christin. So ist es auch geschehen.

Liebe Kinder! Diese schlichte Geschichte zeigt Euch so recht die Macht des Evangeliums Jesu über die Menschenherzen.

2. Aus China

Ein Rätsel über Chinas Millionen

Ihr wißt alle, daß in China über 500 Millionen Menschen wohnen, von denen erst 2½ Millionen den Herrn Jesus kennen und der ganze Rest noch heidnisch ist. Wenn man euch nun fragen würde, ob da wohl mehr Heiden in China wohnen als Buchstaben in der deutschen Bibel stehen, was würdet ihr dann wohl antworten? Wahrscheinlich würden die meisten antworten, daß mehr Buchstaben in dem dicken Bibelbuch stehen, als Heiden in China leben! Aber das ist ganz falsch! Denkt nur, es gibt achtzigmal mehr Menschen in China als Buchstaben in der Bibel! Also auf je einen Buchstaben in der Bibel kommen achtzig unbekehrte, ungetaufte Menschen, Männer, Frauen und Kinder in jenem Riesenlande! Denkt daran, wenn ihr in der Religionsstunde, im Kindergottesdienst, im Konfirmandenunterricht in der Bibel lest. Hinter jedem Buchstaben stehen achtzig unerlöste Menschen in China!

Was ist schöner: Schule oder Fabrik?

„Wie ist das schrecklich, daß man immer zur Schule gehen und immer lernen muß.“ So habe ich oft als kleiner Knabe gedacht. Ob Ihr wohl auch manchmal so denkt? Draußen lacht die Sonne, und man könnte so herrlich spielen. Und nun muß man im Zimmer, in der Schule sitzen und lernen!

Vielleicht habt Ihr in der Schule auch einmal etwas von China gelernt. Das ist ein Land ganz hinten in Asien. Da wohnt das größte Volk der Welt, 440 Millionen Menschen. In China gibt es sehr wenig Schulen. In China gibt es 87 Millionen Kinder im Alter von 6 bis 14 Jahren. Aber nur 4 Millionen Kinder können eine Schule besuchen. 83 Millionen Kinder können gar nichts lernen. Können nichts lernen, auch wenn sie gern lernen wollten! Da ist nun ein Land, wo es keine Schulen gibt. Möchtet Ihr aber wohl wirklich in China sein? Ich glaube, Ihr seid doch froh, daß Ihr deutsche Kinder seid und nicht kleine Chinesen.

In Deutschland müßt Ihr jeden Tag in die Schule gehen, auch wenn Ihr lieber spielen würdet. Aber in China haben es die Kinder viel schwerer. Sie können nicht in die Schule gehen, aber sie müssen schon als Kinder in die Fabrik!

Waret Ihr einmal in einer Fabrik? Da surren die Räder, und die Maschinen stampfen und schnauben. Alles dreht und bewegt sich. Und viele, viele Menschen stehen an den Maschinen, im engen Raum, und arbeiten da jeden Tag. Bei uns arbeiten sie acht Stunden am Tag, und am Sonntag haben sie frei.

In China gibt es keinen Sonntag. China ist kein christliches Land. Da muß man alle Tage arbeiten ohne Pause. Nur einmal im Jahr, am Neujahrsfest, da ruhen sie aus. Und dann gleich 14 Tage. Aber 50 Wochen ohne Ruhetage arbeiten, das ist hart und schwer.

In China gibt es keinen Achtstundentag. Ein Herr, der China bereist hat, erzählt: Ich kam in Schanghai in eine Streichholzfabrik. Da arbeiteten 1100 Kinder. Die meisten waren Knaben im Alter von 9 bis 15 Jahren. Die arbeiten alle jeden Tag 15 Stunden lang. Von morgens um 4 Uhr bis abends 6½ Uhr sind sie in der Fabrik. Zum Essen haben sie nur eine ganz kurze Pause. Sie verdienen sehr wenig; 10 Pfennige den Tag. Dafür können sie kaum satt werden. Und die Arbeit ist sehr ungesund. Giftige Phosphordämpfe steigen auf; die zerfressen den Kindern die Knochen im Munde. So werden sie sehr bald krank. 82 Männer und Knaben müssen jeden Tag zum Arzt in das Krankenhaus. Aber es hilft nicht viel. Denn das Gift frißt immer weiter. Sie müssen ja in der Fabrik bleiben. Wo sollten sie sonst Arbeit finden? Sie müßten sonst verhungern.

Wir besuchten dann eine chinesische Wolldeckenfabrik. Hier waren 1200 Knaben und junge Männer in Arbeit, 9 bis 25 Jahre alt. Sie arbeiten jeden Tag 16 Stunden; von 5½ Uhr früh bis 10 Uhr abends sind sie in der Fabrik. Sie bekommen von dem Fabrikbesitzer nur das Essen, sonst keinen Lohn. Er rechnet sie alle als Lehrlinge. Aber sie lernen hier nichts, womit sie später mehr verdienen können. So sind und bleiben sie arme Bettler, wenn der Fabrikherr sie entläßt.

In der Nähe ist eine Weberei für Kleiderstoffe. Da arbeiten die Knaben jeden Tag gar 18 Stunden. Und bekommen auch als „Lehrlinge" nur Essen und kein Geld.

Und viele müssen die ganze Nacht durcharbeiten. Am Tage können sie dann ein wenig schlafen! Wie geht Ihr fröhlich abends zu Bett und schlaft so schön die ganze Nacht! Denkt einmal daran, wenn Ihr zu Bett geht: Jetzt müssen in China die Kinder in die Fabrik gehen und die ganze Nacht durcharbeiten. Der Herr aus China erzählt: „Wir besuchten in Schanghai eine Baumwollspinnerei in der Nacht. Da müssen Knaben und Mädchen im Alter von 7 bis 12 Jahren, jede Nacht 12 Stunden arbeiten und bekommen dafür nur 30 Rpfg. für die Nacht."

Denkt! Erst sieben Jahre alt, und dann jede Nacht zwölf Stunden an der Maschine stehen und aufpassen! Ach, wie werden sie da

müde! Aber es sind Aufseher da. Die sind sehr streng. Sie schlagen gleich zu mit harten Stöcken. Man darf keine Minute ruhen.

In einer Seidenfabrik stehen diese kleinen Mädchen in dickem Wasserdampf. In ganz heißem Wasser müssen sie die Kokons, die verpuppten Seidenraupen, bearbeiten. Die kleinen Hände können es kaum ertragen. Auch ihre Augen werden krank von dem Dampf. Aber niemand fragt danach. Sind sie sehr krank, so werden sie entlassen. Dann müssen sie verhungern.

Und die Maschinen surren und sausen Stunde um Stunde. Bald werden sie so todmüde. An den Maschinen sind keine Schutzvorrichtungen. So kommt die todmüde Hand den Rädern zu nah: da ist dann das Unglück geschehen. Die Hand ist voll Blut, zwei Finger sind abgerissen. Man bringt das Kind in ein Krankenhaus. Die Wunde wird zwar heil. Aber nun kann das Kind nicht mehr in die Fabrik. Was soll nun werden? Einem andern kleinen Mädchen sind von der Maschine das Fleisch und die Sehnen vom rechten Arm zerrissen. Das arme Kind bleibt ein Krüppel sein Leben lang. Und niemand hilft diesen armen Kindern.

Doch nein! Einigen hilft die Mission. Gibt ihnen leichtere Arbeit und schützt sie um Jesu willen! — *Witte*

Ein sonderbarer chinesischer General

Stellt euch einen General vor, der eine geschlagene, feindliche Brigade, die sich ihm auf Gnade und Ungnade hat ergeben müssen, um sich in seinem Lager versammelt, ihnen einen Abschnitt über Vaterlandsliebe vorliest, jedem Offizier zehn Dollar und jedem Gemeinen fünf Dollar auszahlen läßt und sie frei heimsendet. Oder der nach drei Tagen nach Einmarsch in eine eroberte Stadt alle Spielhöllen und wüsten Schankstätten schließen und alle Theater in Schulen oder Werkstätten umwandeln läßt, oder der einen seiner Offiziere, den er spät nachts von einem fragwürdigen Besuchsort heimkehrend antrifft, mit eigener Hand verprügelt; der seine Soldaten anhält, zu einer Art Fortbildungsschule zu gehen, ihre Strümpfe zu stopfen und sich als Freunde und Helfer des Volkes anzusehen und zu benehmen; der seine Soldaten in der Freizeit ein Handwerk sich gegenseitig lehren läßt, damit sie nach ihrer Entlassung einen Beruf sofort ausüben und übernehmen können; der in seiner Armee Tabak und Alkohol und Opium verboten hat, so wie das bei uns in Jugend- und Wandervereinen schon so oft geschieht; der endlich für die Frauen der Offiziere Bildungsschulen und für Kranke Opiumheilstätten errichten ließ. Denkt euch, solch einen General, der lieber heut als morgen Frieden schließt, gibt es, und das in China. Er heißt General Feng und ist seit über 20 Jahren ein eifriger Christ.

Es ist sehr eigenartig, wie er Christ wurde. Das versetzt uns in die Zeit des furchtbaren Sommers 1900 mit seinen Boxerunruhen in

China. Die Boxer sind Aufständische, die gegen die Fremden in China und gegen deren christliche Religion Angriffe und Verbrechen unternahmen, mit denen die Regierung oft im geheimen gemeinsame Sache machte und die Fremden nur oberflächlich schützte. Da spielte sich in Paotingfu, der Hauptstadt der Provinz Chili, folgendes Ereignis ab. Eine Horde von Boxern, bewaffnet mit Flinten, Messern und Knüppeln, umstellte das Grundstück der amerikanischen Mission, die außerhalb der Stadtmauern lag; innen war eingeschlossen der Missionar Pfarrer Pitkin und zwei junge Missionarinnen, die Schullehrerinnen Morill und Gould und eine Anzahl chinesischer Christen. Die rasende Menge hatte sich vor dem Tor des Missionsgrundstückes zusammengefunden, versessen darauf, alles Eigentum zu rauben und alle zu erschlagen, Fremde so gut wie die chinesischen Christen. Der Rat der Stadt, heimlich mit den Aufrührern gleichgesinnt, sandte, scheinbar um die Fremden zu schützen, ein Regiment Soldaten, jedoch mit dem Befehl, auf keinen Fall einzugreifen. General Feng, damals 18 Jahre alt, war als junger, rauher Rekrut dabei; er stand zufällig — oder soll man sagen durch Gottes Vorsehung — gegenüber dem Tor, wo er alles sehen und hören konnte, was vorfiel.

Der Haufe nahm immer mehr zu, und der Tumult wuchs; es schien, als wenn jeden Augenblick die Mauer erklettert und das Tor erbrochen würde, als zum größten Erstaunen aller sich der Torweg öffnete und ein junges Mädchen hervortrat, unbegleitet und unbewaffnet angesichts der tobenden Menge, ein Zeichen gebend, daß sie sprechen wolle. Es war Marie Morill. Als sie ihre Hand zum Reden erhob, hörten die Boxer mit dem Lärm auf und wollten ihre Worte hören. „Was kommt ihr her, uns zu töten?“ sagte sie mit ruhiger Stimme. „Wir sind eure Freunde; wir suchen euch nur Gutes zu tun. Wir haben unsere Heimat verlassen, um mit euch zu teilen, was wir Gutes haben von Gott. Ihr wißt selber, wie wir euch in euern Häusern besucht haben, wie wir eure Kinder in unsern Schulen erziehen, für eure Kranken in unsern Hospitälern sorgen. Ist's deswegen, daß ihr uns erschlagen wollt? Wieviel Lebendige haben wir gerettet, die auf unsere Rechnung zu setzen sind!“ — „Nein, nein“, so schrien sie sie nieder, „ihr seid unsere Feinde, und darum müssen wir euch vernichten!“ Und da geschah das Merkwürdige: als Marie Morill sah, daß ihre Klage die Menge nicht erweichen konnte, rief sie: „So laßt mich sterben für die andern! Erschlagt mich, aber verschont meine Freunde; hier bin ich, allein und hilflos; tut mir, was ihr wollt.“ — Das schlug vielen ins Gewissen, und manche waren betroffen, einige zu Tränen gerührt; alle, mit Ausnahme einiger Hitzköpfe, waren für Schonung der Fremden, und einer nach dem anderen schlich fort.

So blieb nur der junge Feng allein zurück, als Soldat an seinem Posten, in tiefes Denken versunken. „Da ist nun ein Weib — so dachte er bei sich selbst —, die hat eine Religion, die wirklich Reli-

gion ist. Ich bin nie so ergriffen worden. Sie bietet ihr Leben für die anderen. Die Zeit kommt wohl, wo ich im Begriff stehe, auch ein Christ zu werden."

Was nun folgte, ist schnell erzählt. Die Boxer zogen nun vor ein anderes Missionshaus, brannten es nieder, und drei Missionare kamen in den Flammen um. Dann kehrten sie zu dem ersten Grundstück zurück, schlugen das Tor ein, fanden Fräulein Morill und Gould auf den Knien betend, schleppten sie gefangen in einen buddhistischen Tempel und enthaupteten sie am nächsten Morgen. Allmählich wurde es bekannt, daß Marie Morill getötet war!

Spätere Nachforschungen haben ergeben, daß Marie Morill von Natur eine schüchterne, furchtsame, vor vielem zurückbebende Person war, die sich kaum entschließen konnte, den entscheidenden Schritt zur Ausreise nach China zu tun. „Wenn der Ruf des Höchsten über mich kommt, so ist meine Angst und Feigheit so groß, daß ich fürchte, wegzulaufen", sagte sie oft.

Wie eine Witwe Bibelfrau wurde

Ich möchte noch von unserer Bibelfrau erzählen. Als Witwe war sie vor vielen Jahren mit ihrem einzigen Kinde, einem achtjährigen schwächlichen Knaben, ins Missionshospital gekommen. Der Knabe hatte Knochentuberkulose. Das Kind blieb Wochen, Monate über Monate im Hospital, natürlich unentgeltlich, aber trotz aller Behandlung und rührendster Pflege durch die Mutter gab es keine Heilung. Der Junge wurde ein kleiner Christ; als er nach zwei Jahren Hospitalaufenthalt starb, da hatte sich die Mutter durchgerungen zu dem: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt! Die Mutter blieb im Hospital, sie wurde unsere Bibelfrau, wir hätten uns keine bessere wünschen können. Nur selten sah ich einen traurigen Blick in ihren Augen, meist leuchteten sie in Glaubenseifer, wenn sie zu den kranken Frauen von Jesus sprach und ihnen auch ihre Geschichte erzählte.

Unser jüngster Missionar

Er ist jetzt zwei Jahre alt (der kleine Manfred Haensel nämlich) und fuhr kürzlich auf einer Rickschah durch die Stadt. Und wir fuhren mit. Was war das für ein Staunen und ein Freuen unter den Chinesen. Wenn wir durch die Stadt fahren, so sieht man uns wohl neugierig an, aber niemand freut sich. Diesmal aber war es ganz anders: „O sieh mal, nein, was ist er so schön weiß und so schön dick!" Dick und weiß zu sein ist der Inbegriff chinesischer Schönheit. Jeder lachte und freute sich. Sie kamen gelaufen, um den kleinen Weißen zu sehen. Unsere Fahrt ging nach Yenschufu zu der bischöflichen Residenz der katholischen Mission. Schon eine Stunde nach

unserer Ankunft war die Mission belagert von Hunderten von Frauen und Kindern. Sie wollten das weiße Kind sehen. Und es kam. Erst Staunen und dann Sturm. Jeder wollte es tragen oder doch wenigstens einmal berühren. Sie schrien darum. Da ging's ins große Waisenhaus der katholischen Mission. Hunderte von Waisenkinder liefen herbei und überstürzten sich vor Fragen: Ist das nicht ein „falsches" Kind? es hat ja so große Augen! und es ist ja weiß! und es hat ja blonde Haare! Nein, nein, sagt wieder ein anderes, das sind deutsche Haare! Kann so ein Kind auch lachen? Wie alt ist es denn? Ach, es ist doch bestimmt „falsch", es ist ja dick. Kann man das Kind auch anfassen? O sieh, das hat ja blaue Augen! Ist das nicht ein Weihnachtskind? Ja, ja, das muß sicher das Christkind sein. Endlich sagt ein kleines Waisenkind: „So ein Kind kann doch wirklich hundert Menschenherzen erfreuen, während hundert Erwachsene nicht eines erfreuen können." Das war ja eine traurige Feststellung für uns Große, aber die Chinesenkinder haben einmal eine unvergeßliche Freude gehabt. *Haensel*

Die Weihnachtsgeschichte eines Bettlerjungen

Kurz vor Weihnachten 1926 wurde eines Morgens ein intelligenter Junge von 13 Jahren mit lebhaften, klugen Augen ins Hospital gebracht. Man hatte ihn auf der Straße mit erfrorenen Beinen gefunden an einer Hausecke, wo er sich am Abend zuvor zum Schlafen hingelegt hatte; aber die Nacht war wider Erwarten kalt geworden, so waren seine Beine erfroren, er hatte am Morgen nicht aufstehen können.

Wie war es ihm zuvor gegangen? Bei einer großen Hungersnot hatte er mit allen Umwohnern und seinen zuvor nicht armen Eltern und Verwandten auswandern müssen. — Wenn irgendwo in einem Distrikt Hungersnot ist, dann stellt die Behörde einen Wanderschein aus, und die Bevölkerung wandert, nachdem alle Nahrungsmittel aufgezehrt sind, von Haus und Hof, in Trupps von etwa 200 Menschen, unter Führung jemandes, der gut lesen und schreiben kann, aufs Geratewohl in eine andere Gegend, als Bettler. Manche sind so glücklich, irgendwo Arbeit und somit Nahrung zu finden, viele, darunter auch die Kranken, bleiben ermattend und verschmachtend am Wege liegen.

Früher war es wohl einmal anders, als es noch eine geordnete Verwaltung gab und die Regierung dafür sorgte, daß die öffentlichen Getreidespeicher für Notzeiten stets gut gefüllt waren — jetzt sind sie schon viele Jahre leer, viele verfallen.

So waren auch die Eltern und nächsten Angehörigen des Jungen am Wege verdorben, gestorben. Schließlich war er allein nach der Stadt Yiyang gekommen als Betteljunge.

Als ich ihn angesehen hatte, war meine Meinung, daß beide Unterschenkel amputiert werden müßten. Aber das durfte keineswegs geschehen ohne Einwilligung eines Verwandten. Es war nämlich ausfindig gemacht, daß einige Tagereisen entfernt noch ein Verwandter am Leben war. Es wurde also ein Bote abgeschickt, die Erlaubnis zu holen. Während wir warteten und der Junge Fieber bekam, bat er plötzlich, ihm von Jesus zu erzählen, er hätte schon einmal von ihm gehört! So hörte er mehr und mehr vom Evangelium. Der eine chinesische Assistenzarzt saß die Nächte am Bett und erzählte dem armen Jungen, wenn er vor Schmerzen und Fieber nicht schlafen konnte. Der Bote kam und kam nicht zurück, er hatte dem Verwandten noch nach einer anderen Stadt nachreisen müssen. Als er endlich die Erlaubnis brachte, war es — zu spät, keine Operation hätte der Junge mehr überstanden. Der Junge bat, Christ zu werden. Die Sache wurde der Gemeinde vorgetragen, und auf einstimmigen Beschluß taufte ihn der chinesische Pastor am Weihnachtsmorgen. Den eigenartigen Glanz der strahlenden Augen und die Freude des Jungen werde ich nie vergessen. Wenige Tage später standen wir alle um das kleine Grab.

Gottes Gedanken sind höher als Menschengedanken, das muß der Missionsarzt gar oft empfinden.

Der Allmächtige hatte den Jungen einem Leben als Krüppel in Elend und Not gnädig entrückt.

Die Fahrt zum Weihnachtsmann in China

Sie ist umständlicher als daheim, denn China ist sehr groß, und viele, viele Millionen Menschen wissen nichts vom Weihnachtsmann; um ihn nun zu bitten, er möchte auch ins ärztliche Missionshaus nach Tsining kommen, muß man weit und lange reisen. Einige Wochen vor dem Fest geht die Reise los, hoffentlich lassen die Räuber in meiner Abwesenheit Haus und Hof ungeschoren. Man fährt sechs Stunden über Land bis zur nächsten Bahnstation, am nächsten Morgen soll ein Zug ankommen und nach Taianfu weiterfahren. Es kommt auch einer, wenn auch nach langem Warten. Der sonst stets strahlend blaue Himmel läßt heute ununterbrochen regnen, was die Überlandreise von Taianfu nach Tsinanfu — etwa 140 Kilometer — etwas in Frage stellt. Schon ein kurzer Regen weicht die sonst sehr staubigen harten Straßen zu einem unergründlichen klebrig-schlüpfrigen Matsch auf. Mein chinesischer Begleiter und ich, wir kommen sogar mit einem „D-Zug“ nach Taianfu, und dank der Fürsorge von guten Freunden finden wir sogar ein startbereites Auto vor. Es ist, wie alles in China, halb kaputt, aber der Motor funktioniert und die Räder drehen sich. Es regnet weiter, die Wege sind eine aufgeweichte Lößbodenmasse. Immerhin, das Auto fährt. Zuerst hatte ich das Gefühl, als ob die Reifen geplatzt seien, denn das Auto

schleuderte erheblich, aber dies Gefühl wird bald durch andere abgelöst: der Kopf fliegt bald an die Rahmen des Zeltdaches, bald an die Seitenrahmen. Bald sitzt der Hut im Nacken, bald wird er etwas unsanft über die Augen geschlagen. Schrumm! ! — das Auto steht quer auf der Straße! ! Mit seinem Hinterteil ist es in einen seitlichen Graben ausgerutscht und herumgeworfen worden. Aber schneidig wie es ist, überlegt es einen Moment, und ratsch! da steht es wieder auf der Straße und saust weiter, ... über Stock und viele Steine, durch fünf Flüsse, die dank der fehlenden Eindämmung nicht tief, dafür aber sehr breit sind. Vom einstigen Glanz der Brücken grüßen nur noch Ruinen.

Viele Klippen hatte der Wagen mit Schneid genommen, ich wußte noch gar nicht, was so ein Auto alles kann, aber endlich schien doch Schluß zu sein! Auf halber Anhöhe eines riesigen Steintrümmerhaufens, der mit einer dünnen Schicht der Lehmschmiere bedeckt war, hatte es sich festgerannt. Rechts eine steile Anhöhe und links vom Weg ein steiler, morastiger Abhang. Zuerst versuchten wir zu schieben: die Hinterräder rasten, daß einem die Lehmklöße nur so um die Ohren flogen, aber die Vorderräder knurrten und bewegten sich nicht. Der Chauffeur war todesmutig: er raste den Berg wieder rückwärts hinunter. Jetzt zum zweitenmal: Sprung, auf, marsch, marsch! ! Der Motor rast zum Zerspringen, der Wagen steht, ein Bäuerlein reitet gemächlich auf seinem Eselchen vorüber, vor einer halben Stunde hatten wir ihn überholt. Noch einen dritten und vierten Anlauf, und der Wagen war oben. So geht's weiter. Das Auto war nur noch ein Lehmklumpen, in den Dörfern, wo die Wege so eng sind, daß nur ein Wagen fahren kann, fährt das Auto bis zu den Achsen im Schlamm. In einer engen Schlucht werden wir von zwanzig Männern aufgehalten. Sie behaupten, sie wären Wegeausbesserer und verlangten Geld. Ihr Tageswerk bestand in zwei sehr hübschen Schneemännern, die in einer kleinen seitlichen Schlucht standen. Endlich kamen wir an die sogenannte „neutrale Zone". Sie darf kein chinesisches Militär betreten — japanisches Verbot —, und die Japaner halten sich auch lieber in Tsinanfu als hier auf. Diese neutrale Zone ist ein selbständiger Räuberstaat geworden, sie leben nicht üppig, die armen Räuber, aber sie holen sich so von den Reisenden, was sie zum Leben brauchen. Man kann sich an der Grenze der Zone einen „Beschützer" mieten: es sind Bürschchen, die sich ein großes Messer umhängen und dann auf dem Trittbrett des Autos mitfahren. Wenn sie auch nur ein Symbol darstellen und nie im Ernstfall das Auto gegen eine Räuberbande schützen würden, denn das brächte nichts als den Tod ein, so gedachte ich doch, diese Art, sein Geld zu verdienen, dank seiner Naivität, zu unterstützen. In Wirklichkeit liegt die Sache natürlich ganz anders. Schon vorher kam mir dieser Mut des reichlich kindlich ausgerüsteten „Beschützers" etwas verdächtig vor.

Und wäre er bis an die Zähne bewaffnet gewesen, er würde als einzelner doch lieber daheim bleiben. Diese Helden sind nämlich Mitglieder eines Räuberhaufens, das Angebot eines „Beschützers" ist nur die höfliche und taktvolle Art, den Räuberzoll einzukassieren. Auf diese Weise sieht sich unsereins gezwungen, „freiwillig" seinen Räubertribut zu entrichten.

Endlich nach sechsstündiger Fahrt Tsinanfu! Für uns „Innere" so ein kleines Paradies, denn man kann zu einem deutschen Weihnachtsmann gehen. Nach fünf Tagen war er fertig, hatte seine Kisten gepackt, einen Maultierkarren gemietet, alles drauf gepackt, und fuhr dann glücklich in den hellen kalten Wintermorgen ab. Ich selbst zog es vor, ihm voranzu„eilen". Drei Tage war ich unterwegs, einen Tag im Auto, das nur ruckweise vorwärts kam, es hatte einen maubing, einen Defekt, einen Tag auf der Bahn, und einen Tag in der Rikscha. Das Auto war wohl zwanzig Jahre alt und hatte viele Herren gehabt. Ein Leidensweg, ähnlich dem eines alten Droschkengauls. Es war einmal eine Pullman-Limousine. Jetzt waren die Sitze ein Lumpenhaufen von Roßhaaren, Tuchfetzen und Sprungfedern. In den öden Fensterhöhlen staken zum Teil noch die Scherben einer ehemaligen Scheibe. Die Weihnachtsäpfelkisten wurden auf den Trittbrettern festgebunden, das meinen langen Beinen zustehende Bereich mit Kisten, Koffern und frischem Gemüse ausgefüllt. Schon im nächsten Dorf riß eine Hausecke meine Äpfelkisten vom Trittbrett, und ich bekam noch diese Trümmer auf meinen Schoß. So ging es sieben Stunden. Von Taianfu ging an diesem Tage kein Zug mehr, aber am nächsten Tag, und am übernächsten Tage war ich zu Hause. Und Weihnachten kam, aber kein Weihnachtsmann, es hatte einen Tag geregnet, und da war er im Schlamm steckengeblieben. Aber einen Weihnachtsbaum hatte er geschickt: vier Tage war sein Bote damit gelaufen, bis er zu uns kam.

In unserer Klinik liegen zwei arme Chinesenkinder. Noch nie hatten sie etwas von Weihnachten gehört oder gesehen, und zu ihnen kam nun das Christkind am heiligen Abend. Wie haben sie gelacht und sich gefreut! Von Weihnachten haben wir ihnen erzählt, aber sie sahen nur die brennenden Kerzen und die Pfefferkuchen. Und die großen Chinesen kamen alle in unser Weihnachtszimmer, und jeder hatte seinen Platz, wo er Kuchen und warme Wintersachen fand und sich freute am Weihnachtslied und Lichterglanz und am siau daifu, dem kleinen Doktor, unserem kleinen Jungen.

Einige Tage später kam der Weihnachtsmann mit seinem Karren und damit für uns ein zweites Weihnachten.

Haensel

3. Die Heimat

Eine Chinesentaufe in Jena

Ist das möglich? werdet ihr Kinder fragen. Ja gewiß! Am 22. Januar 1928 wurde in der großen Stadtkirche, die von vielen hundert Menschen angefüllt war, die eigenartige Tauffeier begonnen. Missionsdirektor Witte hielt die Predigt über Lukas 4, 16—21. Die Geistlichen Jenas versammelten sich am Altar. Von seinen Paten: Professor Glaue und Oberpfarrer Schmidt begleitet trat der zirka 28 jährige Dschang Gin Liang zum Taufbecken. In herzbewegender Ansprache erinnerte ihn Herr Oberpfarrer Gramms an die wichtigsten Tage seines bisherigen Lebens, zu denen sich nun als Höhepunkt der heutige füge, da er dem Herrn Christus treue Hingabe und Nachfolge geloben wolle. Auf die Frage, ob er getauft und Christ sein wolle, antwortete der junge Chinese mit lautem Ja. Darauf wurde die Taufe vollzogen und in einem Gebet Gott gedankt für die Gnade, die dieser junge Mann in Christus erfahren habe. Herr Dschang hat die Missionsschule in Tsingtau durchgemacht, an der auch sein Vater schon lange Lehrer ist.

Letzten Sommer hat der junge Chinese, der mit einem andern Lehrer aus Tsingtau gegenwärtig in Jena studiert, einige Ferienwochen in Schweizerpfarrhäusern zugebracht. Wie haben die Sekundarschüler in einer Gemeinde des Berneroberlandes gestaunt, als die zwei Chinesen zu einem Schulbesuch anrückten! Wie mußten die Kinder die eigenartigen Gesichter anstaunen, daß sie darob fast das Antworten vergaßen! An einem Septembersonntag pilgerten die zwei zum erstenmal mit einer Pfarrersfamilie auf eine Alp, was für sie freilich eine etwas ungewohnte Anstrengung war. Aber wie erlabten sie sich in einer Sennhütte an den guten Gaben, die da zu haben sind und in frischer Bergluft nach wackerm Aufstieg so herrlich munden! Fröhlich unterhielten sie sich mit den Sennen.

Mit neugierigen Blicken wurden sie gemustert, als sie eines Nachmittags eine große Zündholz- und Schiefertafelfabrik in teilweisem Betrieb besichtigen durften. Herr Dschang hat es in seiner sinnigen und freundlichen Art besonders gut verstanden, mit Kindern umzugehen. Ist es nicht ein schönes Wort von ihm, das auch wir gerne beherzigen wollen, wenn er zum Abschied irgendwo geschrieben hat: „Gelbe und Weiße sind verschiedene Rassen. Die können einander lieben ebenso wie die Leute, die zu einer Familie gehören: die Brüder und Schwestern. Die können doch einander lieben, wie die Glieder, die zu einem Leibe gehören: die Hände und Füße. Wen sollen wir loben? Christus müssen wir ehren!“

Die Entstehung der Welt

wird in allen Religionen auf eine andere Art und Weise erzählt. Wir Christen sagen: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“, und

die Chinesen, die unseren Schöpfer Himmels und der Erde nicht kennen, weil sie Heiden sind, erzählen ihren Kindern: „Zu allererst gab es etwas, das man ‚khi' nannte, das konnte man nicht sehen, noch fühlen, aber es war überall. Nach einiger Zeit begann dieses ‚khi' sich herumzudrehen wie ein großer, unsichtbarer Kreisel. Als es so herumwirbelte, sank der dicke Teil nach unten und wurde zu Erde, während der dünnere Teil nach oben stieg und immer klarer wurde, bis er den Himmel bildete. So entstand Himmel und Erde. Dann erschien ein Riese, er hieß Panku, mit Hammer und Meißel. Jahrtausendelang spaltete er Felsenmassen, bis man Sonne, Mond und Sterne durch die Öffnungen, die er machte, sehen konnte. Die Erde erstreckte sich länger, der Himmel wurde größer, und Panku wuchs jeden Tag sechs Fuß. Als er nach jahrtausendelanger Arbeit starb, wurden aus seinem Kopf Berge, aus seinem Atem Wind, aus seiner Stimme Donner. Seine Adern wurden zu Flüssen, sein Körper zu Erdreich, seine Knochen zu Felsen, und des großen Riesen Panku Bart wurden die Sternschnuppen, die am Himmel herumfliegen. Aus seinem Ungeziefer aber wurden — die Menschen."

Sind wir Christen?

Es wird uns von einem morgenländischen Fürsten erzählt, der einst ein Neues Testament kaufte. Er las mit Erstaunen darin und sagte sich, welch demütige, liebevolle, gottvertrauende und friedreiche Menschen doch die Christen sein müßten. Nun ließ er sein Roß satteln und begab sich auf Reisen, um Christen zu suchen, solche Christen, wie er sie in dem heiligen Buch beschrieben fand. Er ritt lange von Ort zu Ort, von Land zu Land, Monate vergingen. Da fragte er eines Tages einen verständigen Mann, ob er denn nun bald in ein christliches Land käme. Der gab ihm die verwunderliche Antwort, daß er schon seit Wochen durch christliche Länder geritten sei und beständig mit „Christen" verkehrt habe. Der Fürst soll daraufhin bitter lächelnd seine Rückreise angetreten haben. Sicherlich hätte er doch zu seinem Ziel kommen können, wenn er nur ernstlicher gesucht hätte. Aber es liegt immerhin eine ernste Mahnung in dieser alten Erzählung. Finden suchende Menschen bei uns Christen? Tritt in unserm Leben etwas von der Kraft des Wortes Gottes hervor? Leben wir wirklich im Gehorsam der heiligen Gebote und in der Nachfolge Jesu? Ist unser Christentum wurzelecht und früchtereif?

Eine chinesische Legende: Sammlung

Ein Holzschnitzer machte für einen Fürsten einen Glockenspielständer. Ein Werk, das alle Welt entzückte und bewundert ward wie etwas Unwirkliches.

„Du bist doch ein einfacher Schnitzer", fragte der Fürst eines Tages, „welches Geheimnis hast du angewendet?"

„Als ich ans Werk ging“, sagte der Schnitzer, „sammelte ich mich innerlich und schloß mich drei Tage ein. Da vergaß ich den Gewinn, den mir die Arbeit bringen sollte. Nach fünf Tagen den Ruhm; dann meinen Leib und mein Leben; zuletzt Euch, für den ich schuf. Dann ging ich in den Hochwald und sah die Bäume mit dem gesammelten Blick an. Da erschien mir der rechte Baum, und da stand auch mein Werk schon fertig vor mir. Mein befreites Herz ergoß sich in das freie Herz des Baumes.“

„Das ist alles sehr natürlich“, meinte der Fürst.

„Und ist doch das größte Geheimnis des Handwerks.“

Solche innere Sammlung tut uns allen, die wir im Handwerk des Alltags stehen, im ganzen Jahre sehr not, auch uns Missionsarbeitern und euch Missionsmithelfern! Dann stellt sich ganz von selbst wieder ein das Denken auch an den Gewinn und auch die „Sammlung“ von Geldmitteln!

Wo haben's die Kinder am besten

Ja, wo haben's die Kinder eigentlich auf der Welt am besten? Bei uns zu Hause vielleicht? Man könnte es denken, wenn man die schönen Schulgebäude sieht voll Sonne und Licht und die großen Sportplätze und die Kinos mit ihren belehrenden und erheiternden Darbietungen, wo euch die Schulen hinführen, oder wenn man die Erholungsheime über das ganze Land verstreut sieht. Aber wenn man dann die blassen Streichholzverkäufer auf den Straßen der Städte erlebt und von schrecklichen Mißhandlungen liest, die an Stiefkindern oder gar eigenen Kindern vollzogen werden, dann kann man kaum glauben, daß es daheim den Kindern am besten geht!

Wenn man viel reist und sich überall umtut, dann sieht man Länder, wo es den Kindern zweifellos viel schlechter geht als bei uns, aber auch Länder, wo es ihnen viel besser zu gehen scheint. Laßt mich Umschau halten.

Ägypten: Die Straßen voll Bettelkinder, die einem auf Schritt und Tritt folgen und ihren Ruf „Backschisch, Backschisch!“ solange schreien, bis man ihnen einen Kupfer hinwirft, um sie nun nie wieder los zu werden! Zudringliche Schuhputzer und Bettelkinder, die nur allzu leicht zum Dieb werden und damit den Eltern noch lobenswert erscheinen! — Und daneben wieder verwöhnte Kinder Reicher, die gelangweilt in einer Kutsche vorüberfahren, reiche Paschakinder! Nein, in Ägypten haben sie es nicht am schönsten!

Indien? Indien hat zu wenig Brot und zuviel Kastengeist! Kaum, daß die Kinder denken können, so prägt man ihnen ein: du bist die Tochter des Korbmachers, dein Vater war Korbmacher, alle Vorfahren waren Korbmacher, du darfst auch nur einen Korbmacher heiraten, wenn du zwölf Jahre alt bist! Spiele nur mit Korbmacher-

kindern, iß nur mit Korbmacherkindern, sonst verunreinigst du dich! Wehe, wenn du deine Kaste verlierst! Deine Familie, dein Dorf, dein Tempel schließt dich aus! — Kann da ein Kind glücklich sein? Oder helfen ihm da Spangen und Silberpfeile im Haar und Armringe? Und drinnen im Lande, wo der englische Polizist es nicht sieht, da verloben sie die Sechsjährigen miteinander, und wenn ein solches Kind Witwe wird, weil der „Verlobte" starb als Kind, dann muß sie zeit ihres Lebens trauern und darf nie wieder froh werden: das Schicksal hat sie gezeichnet!

Oder sind sie in China glücklicher? — In einer Seidenspinnerei in Schanghai gingen wir durch ein Gewirr von Baracken, unterbrochen von wüsten Kohlenhaufen. In der Fabrik herrschte eine feuchte Treibhausluft, daß einem der Atem verging. Hinter zwei Reihen von je zwanzig Spinnmaschinen saßen Frauen, und vor jeder Frau stand im Mittelgang ein sieben- bis elfjähriges Kind, das die Kokons der Seidenraupe, aus dem der Seidenfaden gewonnen wird, in einem Becken mit kochendem Wasser zu brühen und abzutöten hatte. Mit den bloßen Fingern rührten diese Kinder darin herum, um mit diesen zarten Fingern nur ja keinen Kokon zu verletzen; viele hatten verbrühte Finger! Aber sie müssen von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends aushalten! Nur eine halbe Stunde ist Mittagspause. Freudlose Jugend!

Aber Japan, das wißt ihr alle, wird doch das Paradies der Kinder genannt, da hat's doch die Jugend gut! Ja, wenn ihr unter gut haben versteht, daß jeder seinen Willen in jedem Augenblick haben kann — ja, dann ist Japan ein Kinderparadies. Aber nun hört einmal, was ich im Eisenbahnwagen in diesem Lande erlebte. Da saß uns gegenüber eine Mutter mit ihrem Sohn von etwa fünf Jahren. Er wollte sich durchaus zum Fenster hinauslehnen, aber die Mutter verwehrte es ihm wegen der damit verbundenen Lebensgefahr. Da kreischte er und brüllte er so laut, daß es uns alle belästigte, und begann die Mutter ins Gesicht zu schlagen, was uns Fremde empörte; aber die Japaner fanden dabei nichts; mit sanften Worten redete die Mutter mit Lammesgeduld dem Unnütz zu. Uns aber zuckte es in den Händen, den Buben zu züchtigen, denn was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. — Der japanische Vater oder die Mutter treiben wahrhaftig die weltbekannte Höflichkeit zu weit. Wer ein Kind schlägt oder auch nur hart zurechtweist, würde sich erniedrigen zu einem Verbrechen! — aber das ist nicht zum Segen des Kindes! Das Leben erzieht sie dann später viel härter als rechte Eltern es tun sollten mit Liebe und zur rechten Zeit! Deshalb bleibt den Kindern doch eine schöne Erinnerung an das Paradies der Jugend!

Nun fahren wir mit dem Zeppelin, gerade wie er es neulich auf seiner Weltreise tat, über den Stillen Ozean nach Amerika. Es wird das Land der Freiheit genannt. Ein Deutscher drüben hatte mir geraten, mich vor den Kindern in acht zu nehmen und nie allzu freund-

lich mit ihnen zu sein, sie seien alle schlecht erzogen und ohne Zucht. Vielleicht sitzt bei ihnen die „Freiheit“ schon so fest, daß sie ungeniert tun, was sie gerade wollen. Jedenfalls fand ich die Warnung voll berechtigt, als wir auf einem Vergnügungsdampfer auf dem Hudsonfluß, an dessen Mündung New York liegt, an einem ersten schönen, warmen Maientage fuhren. Da sich nur wenige aufs Wasser getraut hatten, war die Fahrt genußreich, es war ziemlich leer und recht gemütlich auf dem großen Schiff, das für 800 Passagiere eingerichtet war. Aber auf der Heimfahrt stiegen ein paar Eltern mit Kindern ein, und diese Kinder beherrschten das Schiff, als wären sie allein darauf. Ein ziemlich stämmiger Bursche machte sich an die Arbeit, alle Klappsessel auf Deck umzuwerfen und über den Fußboden zu verstreuen, und ein Negerdiener der Schiffsgesellschaft mußte wieder Ordnung schaffen. Die Eltern sahen belustigt zu und freuten sich über ihres Buben Kraftleistung. Wir Deutschen ärgerten uns so, daß wir in eine andere Ecke des Dampfers zogen. Arme Kinder, die in ihrer Jugend keine Rücksichtnahme auf andere Menschen lernen, sondern sich roh und brutal durchsetzen! So werden sie dann auch in ihrem späteren Berufsleben. Das amerikanische Gesetz erlaubt, daß zehnjährige Kinder auf den Straßen Schuhe putzen, Zeitungen verkaufen und mit Konfekt hausieren. Ja, die Schule lobt solche Kinder als Vorbilder tüchtigen Geschäftsgeistes!

So, damit hätte ich aus allen Ländern, wo ich gewesen bin, erzählt, wie es mit der Jugend dort steht. Nirgends, kann ich sagen, fand ich das Land, wo es die Kinder gut haben, aber ich kann sagen, daß ich in jedem Land Kinder fand, die es gut haben! In Japan wie in der Heimat, in Ägypten wie in China fand ich Kinder, über denen die Liebe Jesu, des größten Kinderfreundes, leuchtete. Unter den Kindern unseres japanischen Kindergartens fand ich solche, die erzogen werden in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, unserm Gott. Habt ihr schon unsern Japanfilm gesehen? Da kommen sie auf einem Bilde anmarschiert und grüßen so höflich, wie das alle Kinder in Japan tun, aber bei gemeinsamem Spiel lernen sie sich einordnen, und daß nicht jeder seinen Dickkopf durchsetzen kann, wie jener im Eisenbahnabteil!

In einem Zimmer unseres Missions-Krankenhauses in China liegt ein Erwachsener mit drei Kindern, die alle schwer krank sind; Brust, Wirbelsäule und Blut sind bei ihnen der Reihe nach erkrankt. Zwei von den Kindern sind schon auf dem Wege der Besserung, und sie sind zutraulich und lieb und dankbar, denn sie wissen, daß sie es zu Hause nicht so gut hätten wie bei dem weißen Doktor. Der Erwachsene, ein gebildeter Herr, erzählt den drei Kindern in seinem Zimmer Geschichten, und alle haben eine mächtige Freude daran. Er will nicht in ein Einzelzimmer, sondern bei den Kindern bleiben!

Neulich war ein Schuldirektor aus Japan in Berlin und ich mußte

ihn führen. Er wollte etwas vom Geist unseres Herrn Jesu sehen in einem christlichen Land, und ich führte ihn nach Nowawes bei Potsdam, wo das Oberlinhaus ist für Krüppel und Taubstummenblinde. Wenn ihr einmal den Film gesehen habt in eurer Kirche „Sprechende Hände", dann wißt ihr, was das bedeutet. Verkrüppelte Hände lernen arbeiten und Geld verdienen und lernen schreiben, daß sie Auskommen im Leben schaffen. Und die Elendesten der Armen, die Taubstummenblinden, lernen hier mit den Händen sprechen, indem sie sich untereinander mit den Fingern der Hand in die Handfläche Zeichen machen und sich so verständigen. Als der Herr aus Japan das sah, meinte er, das haben wir in Japan nicht, hier sehe ich ja die elendesten Kinder voll Glück des Daseins! Ja, wo die Liebe des Herrn Jesus wohnt, da sind die Kinder am besten dran, ob das nun in den Anstalten der Inneren Mission oder der Äußeren Mission draußen im fernen Lande ist!

Seid dankbar, daß Jesus die Kinder segnete!
Seid stolz und haltet euch würdig dieser Ehre!
Helft, daß alle Kinder dahin finden,
Wo sie es am besten haben, bei ihm!

Zwei Körbe, ein Osterei und ein Schiff

Diese drei Gegenstände bekam ich neulich in einer Kirche überreicht, als ich dort Kindergottesdienst hielt, jedes begleitet mit einem wunderniedlichen Gedicht, das die Spenderinnen dazu aufsagten. Die beiden Körbe waren gefüllt mit Geldstücken und niedlich verziert; das Ei war ganz in Stanniol eingewickelt und sah daher ganz silbern aus, auch der Inhalt war silbern und betrug eine recht nette Summe. Aber am schönsten war das Schiff: es war ein kleines Segelschiff mit einem Mast in der Mitte und mehreren Ruderbänken; der Preis stand sogar noch dran, 45 Pfennig! Aber wie war es ausgerüstet! An jeder Seite waren drei Ruder in Gestalt eines zusammengerollten 10-Mark-Scheines herausgesteckt, um den Mast waren zwei 10-Mark-Rollen gewunden, am Steuer und am Bug waren je eine Rolle befestigt, und endlich waren unter den Bänken noch zwei Geldrollen von gleichem Wert verstaut. Das waren zusammen 12 Rollen zu 10 Mark, also 120 Mark! Sie waren gesammelt im Lauf des letzten Jahres von zehn Kindern des Kindergottesdienstes der Melanchthonkirche in Bochum; mit unseren Sammelbüchsen waren diese Kinder ein Jahr lang umhergezogen und hatten jede festliche Gelegenheit benutzt, eine Gabe zu erbitten von Verwandten und Bekannten, und hatten sich das Geld in unsern kleinen Sammelheften quittieren lassen. Dadurch ist diese Summe zusammengekommen.

Das war eine feine und teure Ausrüstung des Schiffes, das das Missionsschiff darstellen sollte. Und ich muß sagen, wenn noch einige

Kindergottesdienste unser Missionsschiff für den fernen Osten also ausrüsten, dann ist uns nicht bange, daß es im Sturm wegen zu schlechter und schwacher Ladung untergehen könnte.

In der Stadt Bremen sprach ich einmal in einem Saal, da hing von der Decke herunter ein Schiffsmodell, wie man das in den Seestädten oft erleben kann; am Bug des Schiffes stand ein Engel mit einem Schriftband, darauf standen die lateinischen Worte

Deo, Ventis, Manibus.

Das heißt zu Deutsch: Wir vertrauen auf Gott, auf die Winde, auf unsere Hände. Ein feines Wort für die, die zur See fahren, denn von diesen Dingen sind sie abhängig und auf sie angewiesen. Es gilt das auch von dem Schiff der Mission: es ist oft in schweren Stürmen, wie jetzt wieder in China mit seinen Generalskämpfen, mit der Räuberplage, mit der Hungersnot und der Hetze gegen alles Christliche. Aber wir vertrauen auf Gott, den Herrn, dessen Wimpel darüber weht, auf unsern Herrn Jesus, der auf dem Schiff ist wie einst bei den Jüngern im Boot; aber wir vertrauen auch auf eure Hände, die fleißig sammeln mögen wie jene in Bochum, die das Schiff so schön ausgerüstet haben.

Wer es ähnlich machen will, lasse sich von unserm Büro in Berlin W 57, Pallasstraße 8, Büchsen und Sammelhefte umsonst senden und bitte seinen Pfarrer, Lehrer oder Helferin um Rat, wie er es anfangen soll.

Der Bochumer Besatzung aber herzlichen Dank!

Liste der Beitragenden

A. In der Heimat

Witte, Prof., D. Dr., Inspektor der Ostasien-Mission 1909—1914, seitdem Missionsdirektor.

Pfister, Pfarrer, Dr., Zürich, Vizepräsident des Vereins.

Devaranne, Pfarrer, Missionsinspektor seit 1922, Charlottenburg, Verfasser aller nichtgezeichneten Artikel.

Marbach, Pfarrer, Missionsinspektor seit 1926, Gümligen bei Bern.

Hunzicker, Pfarrer in Rüschlikon am Züricher See, Missionar in Tokio 1914—1922.

Schröder, Pfarrer in Gera, Missionar in Tokio 1907—1920.

A. Bohner, Studienrat, Dr., Kaiserslautern, 6 Jahre Lehrer für Deutsch in Japan.

Hückel, Pfarrer in Pfaffenhofen, Elsaß.

B. In Japan

Schiller, Missionssuperintendent, D., Kyoto, deutscher Pfarrer der Gemeinde zu Kobe, in Japan tätig seit 1895.

Weidinger, Dr. theol., Missionar zu Tokio und deutscher Pfarrer seit 1926.

Gundert, Professor, Dr., deutscher Leiter des Japanisch-Deutschen Kulturinstituts in Tokio, missionarisch tätig bis 1926.

Akaschi, Pastor in Tokio, siehe S. 105.

Utschimura, Pastor und Freievangelist in Tokio, † 1930, siehe S. 124f.

Kagawa, Pastor und Sozialreformer, Tokio, siehe S. 129f.

Fujinami, Professor der Medizin, D. Dr., Kyoto, Kaiserliche Universität, siehe S. 135f.

Mochiji, Frau verw. Staatsrat, Exz., Tokio, siehe S. 149f.

Yamaya, Professor der Rechtswissenschaft, Kyoto, siehe S. 79f.

Suma, Dr., buddhistischer Schriftsteller, Herausgeber der Deutsch-Japanischen Revue in Berlin (eingegangen 1925).

Axling, Dr., amerikanischer Missionar der Baptistenkirche, Tokio.

C. In China

Seufert, Dr., Missionar und Pfarrer der Deutschen Gemeinde in Tsingtau seit 1912.

Frau Seufert, Lehrerin an der Missionsmittelschule seit 1922.

Ellermeier, Dr. med., Missionsarzt in Tsining 1926—1928.

Frau Ellermeier, Dr. med., Missionsärztin in Tsining 1926—1928.

Haensel, Dr. med., Missionsarzt in Tsining seit 1928.

Moser, Hanni, Operationsschwester seit 1928 in Tsining und Tsingtau.

H. Bohner, Professor, Dr., jetzt in Osaka, Missionar in Tsingtau 1914—1922.

Cheng Ching J, Dr., Pastor, Präsident der Schanghaier Nationalkonferenz und der Kirche Christi in China, siehe S. 241f.

Vereinsliteratur und Werbemittel

A. **Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft.** (ZMR). In Verbindung mit Prof. D. Haas herausgegeben von Prof. D. Dr. Witte, Missionsbüro, Berlin W 57, Pallasstraße 8/9. Jährlich 12 Hefte. Kann am besten durch das Zentralbüro Berlin W 57, Pallasstraße 8/9, bezogen werden. Preis 6 RM. Schweiz: durch E. Engler, Sekretär, St. Gallen, Augustinergasse 20. (6 Franken.)

B. **Missionsblatt der Ostasien-Mission** (Allgem. Ev.-Prot. Missionsverein). „Christenhilfe für die Welt", herausgeg. vom Missionsinspektor Pfr. Devaranne und Pfr. Marbach (für die Schweiz). Missionsbüro, Berlin. Preis 3 RM. (3 Franken.)

C. **„Nachrichtenblatt aus der ärztlichen Mission in China"**, Organ des „Vereins für ärztliche Mission in China". Herausgeber: Pfr. O. Marbach, Missionsinspektor, Gümligen bei Bern. Erscheint drei- bis viermal jährlich und wird den Mitgliedern des „Vereins für ärztliche Mission" gratis zugestellt.

D. **„Für die Jugend"**, Missionsblatt der Ostasien-Mission (Allgem. Ev.-Prot. Missionsverein), herausgegeben von Missionsinspektor Pfr. Brachmann, Berlin-Steglitz, Stindestr. 4, zu beziehen durchs Missionsbüro kostenlos bei Sammlung; Fleißkarten 0.50 RM.

E. In jedem Jahr erscheint ein **„Konfirmandenblatt"**, das umsonst vom Zentralbüro bezogen werden kann.

F. **Flugblätter** gibt der Verein unentgeltlich in zwangloser Folge heraus, die über seine Arbeit und seine Aufgaben unterrichten und um Mithilfe bitten.

G. Auch auf die **Sammelbücher, Sammelpappschachteln** und **Sammelbüchsen** (große und kleine) des Vereins wird hier aufmerksam gemacht. Konfirmanden, Sonntagsschulkinder, aber auch Erwachsene werden durch diese Bücher in die Lage gesetzt, leicht ansehnliche Summen für uns zu sammeln. Die Sammelbücher, Sammelschachteln und die kleinen Sammelbüchsen stehen unentgeltlich in beliebiger Anzahl zur Verfügung; die großen Sammelbüchsen (nickende Japanerin) kosten 4.50 RM. pro Stück!

BV 3400 .D5

Devaranne.

Christus an torii und pagode

985288

Ordom

OCT 7

2- 9365